

Der Apotheker  
als Subjekt und Objekt  
der Literatur

Von

G. Urdang

# Der Apotheker als Subjekt und Objekt der Literatur

Von

Georg Urdang

Mit 16 Bildnissen



Berlin  
Verlag von Julius Springer  
1926

ISBN-13:978-3-642-94123-8      e-ISBN-13:978-3-642-94523-6  
DOI: 10.1007/978-3-642-94523-6

*Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung  
in fremde Sprachen, vorbehalten.*  
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1926

## Vorwort.

Dieses Buch zerfällt in zwei Teile: in einen, der sich mit dem Apotheker als Subjekt der Literatur, als Dichter, beschäftigt, und in einen zweiten, der ihn in seiner Eigenschaft als Objekt, als Gegenstand der Dichtung behandelt.

Der erste Teil stellt einen Versuch dar, der nach Kenntnis des Verfassers bisher noch nicht unternommen worden ist. Die Frage des Zusammenhangs zwischen dem bürgerlichen Erwerbsberuf des Schriftstellers und seiner schöpferischen Produktion, die — wenn überhaupt — immer nur abstrakt und polemisch erörtert wurde, wird hier an einem praktischen Beispiel nachgeprüft. Dieses Beispiel erscheint für eine derartige Nachprüfung um so geeigneter, als der Beruf, um den es sich bei dieser Darlegung handelt, besonders eigenartig und charakteristisch ist, und die ihm entstammenden oder noch angehörenden Schriftsteller Begabungen der verschiedensten Grade und Arten darstellen.

Der zweite Teil dieses Buches ist eine Fortsetzung der durch den Verfasser im Jahre 1921 gleichfalls im Verlage von Julius Springer herausgegebenen Arbeit „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“. Wie diese ordnet auch er die Dichtungen, in denen Apotheker eine gleichviel wie geartete Rolle spielen, unter bestimmten Gesichtspunkten, prüft er die Apotheker von Dichters Gnaden auf ihre pharmazeutische Echtheit, stellt er fest, ob die literarischen Spiegelbilder scharf und klar, verschwommen oder gar verzerrt sind. Aber während die 1921 veröffentlichte Arbeit hauptsächlich Dichtungen aus älterer Zeit bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts umfaßt, behandelt der zweite Teil dieses Buches im wesentlichen Schöpfungen der Gegenwart, gibt er ein Spiegelbild der dichterischen Behandlung des Apothekers in der zeitgenössischen Literatur.

Aus beiden Teilen aber, aus der Betrachtung des Apothekers als Subjekt wie als Objekt der Dichtung, soll sich ein gerundetes Bild der pharmazeutischen Berufspsyche ergeben, ein Bild, das den Apotheker zeigt, wie man ihn sieht, und das zugleich erkennen läßt wie er ist.

Es ist selbstverständlich, daß die Verwirklichung einer solchen Absicht eine gründliche Beherrschung der hier in Betracht kommenden Materie zur unbedingten Voraussetzung hat. Aber sie verlangt noch mehr als nur die

genaue Kenntnis aller sachlichen Unterlagen. Sie verlangt Liebe für den Beruf des Apothekers, dessen Sonderheiten und Besonderheiten nur dann richtig erfaßt und gedeutet werden können, wenn man mit ehrlicher Anteilnahme oder mit dem Spürsinn des wahren Dichters an sie herantritt.

Für die Beherrschung der Materie durch den Verfasser dürften seine langjährige Tätigkeit als praktischer Apotheker und seine derzeitige Stellung als Redakteur an der größten pharmazeutischen Fachzeitung Deutschlands hinreichend bürgen. Seine Liebe zur Pharmazie aber bedarf eines Lippenbekenntnisses nicht. Ihr Kronzeuge ist die Arbeit, die durch sie veranlaßt wurde und nur mit ihrer Hilfe durchgeführt werden konnte. Ihr Kronzeuge ist — dieses Buch.

Im Herbst 1926.

**Georg Urdang.**

# Inhaltsverzeichnis.

## Erster Teil: Der Apotheker als Subjekt der Literatur.

Einleitung . . . . .	1
1. Schriftsteller, die dem Apothekerstande nur kurze Zeit angehörten . . . . .	8
2. Schriftsteller, die dem Apothekerstande längere Zeit angehörten oder noch in ihm tätig sind . . . . .	17
a. Mit geringerer Produktion . . . . .	17
b. Mit umfangreicher Produktion . . . . .	25
Ludwig Bechstein . . . . .	26
Heinrich Zeise . . . . .	33
Julius Lohmeyer . . . . .	37
Theodor Fontane . . . . .	39
Henrik Ibsen . . . . .	48
Alexander Wielau . . . . .	55
Franz Genthe . . . . .	56
Julius Stinde . . . . .	57
Georg Trall . . . . .	60
Karl Tröthandl (Carl Dthmar) . . . . .	62
Kopernikulus (Georg Loerke) . . . . .	63
Theodor Heinrich Mayer . . . . .	65
Kaspar Ludwig Merkl . . . . .	69
Erich Mühsam . . . . .	72
Emil Uellenberg . . . . .	75
Heinz Welten . . . . .	78
Schlußbetrachtung . . . . .	80

## Zweiter Teil: Der Apotheker als Objekt der Literatur.

Einleitung . . . . .	87
Apotheker und Apotheke . . . . .	90
Der komische Apotheker . . . . .	110
Der Apotheker als Dilettant . . . . .	123
Der romantische Apotheker . . . . .	130
Der skeptische Apotheker . . . . .	147
Der hilfsbereite Apotheker . . . . .	164
Schlußbetrachtung . . . . .	172
Verzeichnis der im ersten Teil angeführten Schriftsteller . . . . .	175
Gesamtverzeichnis der im zweiten Teil besprochenen Dichtungen einschließlich der in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ behandelten Werke	176

## Verzeichniß der Bildnisse.

(Nach ihrer Reihenfolge geordnet.)

	gegenüber Seite
Julius Lohmeyer . . . . .	16
Ludwig Beschstein . . . . .	24
Heinrich Zeise . . . . .	32
Theodor Fontane . . . . .	40
Das Fontane-Denkmal in Neuruppin. . . . .	44
Henrik Ibsen . . . . .	48
Franz Genthe . . . . .	56
Georg Loerke (Kopernikus) . . . . .	64
Erich Mühsam . . . . .	72
Heinz Welten. . . . .	80
Karl Tröthandl (Carl Dthmar) . . . . .	88
Theodor Heinrich Mayer . . . . .	96
Emil Hellenberg . . . . .	104
Georg Trakl . . . . .	136
Kaspar Ludwig Merkl . . . . .	152
Julius Stinde . . . . .	168

## Erster Teil.

# Der Apotheker als Subject der Literatur.

## Einleitung.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der Apothekerstand eine verhältnismäßig große Zahl von Leuten mit künstlerischen Neigungen aufzuweisen hat. In dem geselligen Leben der Klein- und Mittelstädte bildet der Apotheker häufig genug eine Art von ästhetischem, insbesondere literarischem Mittelpunkt, ist er der Lokaldichter für alle diejenigen Gelegenheiten, denen man eine höhere, eine poetische Weihe zu geben wünscht. Die jahrzehntelang in der Unterhaltungsliteratur fast zur Gewohnheit gewordene Übung, die Rolle des Dichterlings durch einen Apotheker spielen zu lassen, ist fraglos auf diesen Umstand zurückzuführen. Steht mit ihm die Tatsache, daß dem Apothekerstande eine ganze Anzahl namhafter Schriftsteller entstammt, in einem ursächlichen Zusammenhang? Oder anders ausgedrückt: Übt der pharmazeutische Beruf, der dem Dilettieren in den schönen Künsten anscheinend einen so günstigen Boden bietet, auch auf die schöpferische Gestaltungskraft des Könners, des „Dichters“ einen gleichviel wie gearteten Einfluß aus?

Die Beantwortung dieser Frage scheint sich ohne weiteres von selbst zu ergeben. Die Freude an dilettantischer Kunstübung kann durch die Umstände geweckt und gefördert, eine gewisse Beherrschung der Kunstformen durch Fleiß und Ausdauer erworben werden, die Schärfe der Beobachtung aber, die Tiefe des Gefühls und der Instinkt für den an bestimmter Stelle und bei bestimmter Gelegenheit allein möglichen Ausdruck und Wortrhythmus, alle diese Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit das ausmachen, was wir dichterische Begabung nennen, sind gütige Gaben der Natur, die der damit Beglückte ihr, nicht dem von ihm mehr oder minder zufällig ergriffenen Erwerbsberuf verdankt. Auch sie müssen geübt, durch ständige Arbeit zur Vollendung gebracht werden. Aber — wer sie nicht von Haus aus besitzt, wer sie nicht mit ins Leben gebracht hat, der wird sie nie erjagen.



Ist mit dieser so einleuchtenden Erläuterung die Frage des Einflusses des Berufs auf die dichterische Gestaltung nun wirklich und endgültig geklärt? Ja und nein! Ja —, denn die völlige Unabhängigkeit der ursprünglichen Grundlagen der schöpferischen Produktion von der bürgerlichen Erwerbssphäre des Produzierenden ist mit dieser Darlegung festgestellt. Nein —, denn die Unmittelbarkeit der Produktionsgrundlage ist noch kein Beweis dafür, daß auch die Produktion als solche sich völlig unabhängig von den stets wiederkehrenden Einflüssen und Eindrücken entwickelt, mit denen sein Erwerbsberuf täglich auf den schriftstellerisch Tätigen einwirkt.

Ein Einfluß des Berufs auf das dichterische Schaffen wäre — rein theoretisch betrachtet — nach drei Richtungen hin möglich. Einmal könnte — dies wäre wohl die tiefgreifendste Einwirkung, die überhaupt denkbar ist — das Erlebnis gerade dieses Berufs so stark und so einschneidend gewesen sein, daß es für den Dichter zum „Urerlebnis“, zum die Art und die Richtung seiner ganzen Problemstellung bestimmenden Anlaß wird. Des weiteren könnten bestimmte berufliche Einstellungen und Arbeitsmethoden in den dichterischen Gestaltungsprozeß übernommen werden und sich an den fertigen Schöpfungen nachweisen lassen, und schließlich wäre eine Beeinflussung der Wahl des Stoffes und der handelnden Personen durch die Erwerbssphäre des Dichters denkbar. Daneben könnte noch ein Einfluß der sozialen Lagerung des Erwerbsberufs auf das dichterische Schaffen in Frage kommen. Ein Einfluß, der jedoch mit dem Beruf als solchem kaum etwas zu tun hat.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die an erster Stelle genannte Möglichkeit eines Erlebens des erwählten Erwerbsberufes in so tragischem und bedeutungsvollem Sinne sehr selten sein wird. Die Gründe liegen auf der Hand. Für den schöpferischen Menschen ist der Beruf nichts als eine mehr oder minder peinlich empfundene, mit mehr oder minder Sorgfalt und Liebe erfüllte Aufgabe, die im übrigen völlig jenseits von alledem steht, was ihm letztlich und endlich wichtig ist. Nur Wichtiges aber kann zum „Urerlebnis“ werden.

So ist auch der noch so heftig und mit äußerster Bloßlegung aller Schwächen des in Betracht kommenden Berufes geführte Kampf des Künstlers gegen seine bürgerliche Beschäftigung durchaus kein Beweis dafür, daß gerade dieser Beruf mit besonders hervorstechenden Mängeln belastet und für den künstlerischen Menschen besonders ungeeignet ist. Die Sehnsucht des Künstlers nach Befreiung aus den Banden des bürgerlichen Erwerbs war früher ein beliebtes Romanmotiv, und Wildenbruch hat seine Staatsbeamtenstellung zumindest ebenso drückend empfunden wie Fontane den Apothekerberuf, den er schließlich — und auch das ist charakteristisch — nur verließ,

weil er in ihm nicht zur Selbständigkeit gelangen konnte. Das Abhängigkeitsverhältnis, nicht der Beruf als solcher ist in weitaus den meisten Fällen die Quelle des Unbehagens. Dem entspricht es auch, daß die der Pharmazie entstammenden Schriftsteller, in deren Briefen, Memoiren und Werken sich bittere Auslassungen über den Apothekerberuf finden, ihm wohl ausnahmslos als Angestellte angehört haben.

Sehr viel naheliegender als ein für immer richtunggebender und für die Art der Dichtung entscheidender Einfluß der Berufstätigkeit und -stellung auf das Seelenleben des Dichters ist die Übernahme bestimmter, durch den und für den Beruf zur Gewohnheit gewordener Einstellungen und Arbeitsmethoden. Aber auch hier darf man nicht vergessen, daß die Welt der Dichtung und die der Realität im Grunde miteinander nichts gemein haben als daß in beiden um den gleichen Einsatz gewürfelt wird: um das menschliche Schicksal. Bei der Lyrik, die als Gefühlsausklang die Abstraktion vom Gegenständlichen, die Beschwingtheit des Seelischen zur Voraussetzung hat, ist diese Eigenweltlichkeit selbstverständlich. Aber sie besteht auch bei allen anderen Formen dichterischer Betätigung. Mögen ein Roman oder ein Drama noch so sehr dem Leben nachgebildet, ja ihm entnommen, mögen sie im strengsten Sinne „realistisch“ sein, sie heben die Handlung in die Sphäre einer Gesetzmäßigkeit, eines durch sich selbst bestimmten Ablaufs, die den Geschehnissen der „realen“ Wirklichkeit — wenigstens soweit es menschlichen Blicken erkennbar ist — nur in den seltensten Fällen eignet. Demzufolge ist die Wahrscheinlichkeit, daß die für seinen Erwerbsberuf charakteristischen Einstellungen und Arbeitsmethoden durch den Dichter auch auf seine schöpferische Produktion übertragen werden, daß er die Hilfsmittel, die er in der einen, der bürgerlichen Welt, zu ganz bestimmten Zwecken benötigt, auch innerhalb der anderen, nur ihm eigenen Zone verwendet, sehr viel geringer, als es zunächst den Anschein hat.

Gerade hier ist die Versuchung zur Konstruktion von Analogien zwischen Berufsausübung und dichterischem Schaffen in hohem Maße gegeben. Ist es doch außerordentlich einleuchtend, daß z. B. die das Seelenleben der von ihm geschilderten Personen mit vorsichtiger Behutsamkeit bis in seine letzten Verborgenheiten bloßlegende Methode eines Sch n i g l e r mit seinem ärztlichen Berufe zusammenhängt. Aber sollte sie nicht mehr einer eingeborenen Eigenschaft seiner Natur als einer angenommenen Übung entstammen? Vor allem, läge der vermeintliche Zusammenhang wirklich, und zwar grundsätzlich und allgemein, nicht nur in einem bestimmten Einzelfalle vor, müßte dann diese Art der Seelenanalyse nicht das mehr oder minder hervorstechende Merkmal der Schöpfungen aller ärztlichen Autoren

sein? Die Erfahrung lehrt, daß dem nicht so ist. Dem resignierten Seelenzergliederer Schnitzler stehender von metaphysischer Angst gepeitschte Alfred Döblin, der lyrische Hugo Salus, der die scharfen, die grundsätzlichen Konflikte bevorzugende Karl Schönherr, der Idylliker Ludwig Finckh, der behagliche Adam Karrillon gegenüber. So viele Namen, so viele Gegensätze der Anschauung und der Art der dichterischen Produktion, ungeachtet des von allen ihren Trägern gleicherweise ausgeübten ärztlichen Berufs.

Ähnlich verhält es sich mit dem Einfluß des Erwerbsberufes der Dichter auf die Wahl ihrer Stoffe und Helden. Die wesentlichen Schöpfungen der Literatur, in denen Gerichtszenen im Mittelpunkt des Geschehens stehen, sind nicht von Juristen verfaßt worden. „Shylock, der Jude von Venedig“ verdankt dem Schauspieler Shakespeare, die beste Verspottung ungetreuen Richtertums in der deutschen Literatur, „Der zerbrochene Krug“, dem Soldaten Kleist seine Entstehung. Bei den Medizinern, den Naturwissenschaftlern das gleiche Bild. Zwar hat z. B. Schnitzler in seinem „Professor Bernhardt“ ein ärztliches Standesproblem behandelt. Aber es läßt sich nicht behaupten, daß gerade diese Komödie zu seinen besten Schöpfungen zählt. Dagegen ist das literaturgeschichtlich wie dichterisch bedeutsame Erstlingswerk des Nichtmediziners Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“ eine konsequente Dramatisierung der Vererbungstheorie, hat der Jurist Goethe die an tiefste biologische Probleme rührenden „Wahlverwandtschaften“ geschrieben, stammt derjenige Roman der Weltliteratur, der wohl die gründlichste bisher in der Belletristik bekannt gewordene Schilderung des körperlichen und seelischen Ablaufs einer bestimmten Krankheit gibt, „Der Zauberberg“, von dem medizinischen Laien Thomas Mann. Häufiger ist die gelegentliche Anführung von Berufsgenossen des Schriftstellers als Nebenfiguren mehr oder minder charakteristischer Prägung. Hier findet seine Vorliebe oder Abneigung bestimmten Berufstypen gegenüber ihren Ausdruck.

Aber neben diesen Einflußmöglichkeiten des Erwerbsberufes auf die dichterische Produktion steht noch eine weitere, dem Wesen nach von ihnen verschiedene, die dem „Urerlebnis“ an Tiefe und Wirkung verwandt ist. Eine mit dem Beruf — nicht unbedingt mit der Berufsausübung — zusammenhängende seelische Grundstimmung kann unmerklich zum seelischen Bestandteil des ihm entstammenden Dichters werden. Ein Vorgang, dessen besondere Eigenart darin liegt, daß er sich, wo er überhaupt erfolgt, ohne jeden inneren Kampf vollzieht, daß er niemals zu einer Dissonanz, sondern stets zu einer Harmonie, daß er nicht zur Unterscheidung, sondern zur Übereinstimmung führt.

Es ist durchaus denkbar, daß ein dem Richterstande angehörender Dichter, den dieser Beruf weder die Dissonanz zwischen formalem und natürlichem Recht als sein „Urerlebnis“ hat empfinden lassen, noch in der Wahl seiner Stoffe und Helden, noch auch in dem konstruktiven Aufbau seiner Schöpfungen beeinflusst hat, doch die Idee der Gerechtigkeit in sich aufgenommen hat und sie immer wieder — fast ohne es zu wollen — zum Ausdruck bringt. Ebenso könnte ein schriftstellernder Arzt die Idee der humanitär-sozialen Verpflichtung, die seelische Grundstimmung des ärztlichen Berufs, ohne jede bewußte Absicht zu der seinen gemacht haben.

Und der Apothekerstand? Gibt es auch bei ihm eine derartige seelische Grundstimmung und mithin eine entsprechende seelische Infektion der Apotheker-Dichter durch ihren Beruf?

In den nachstehenden Abschnitten soll der Versuch gemacht werden, bei den aus der Pharmazie hervorgegangenen oder noch in ihr tätigen Dichtern dem Einfluß ihres bürgerlichen Berufs auf ihre Schöpfungen nachzugehen, ihn aufzuzeigen, wo er vorhanden sein sollte, ihn abzulehnen, wo er fälschlich angenommen wird. Hierbei werden auch die gestellten Fragen nach der seelischen Grundstimmung des Apothekerberufs und ihrem Nachweis bei den Apothekerdichtern beantwortet werden müssen.

Es ist bereits zu Eingang dieser Ausführungen darauf hingewiesen worden, daß es sich um eine ganze Anzahl namhafter Schriftsteller handelt. Dem scheint es auf den ersten Blick zu widersprechen, daß Kürschners Deutscher Literaturkalender 1926 nur drei Schriftsteller mit der Berufsbezeichnung „Apotheker“ gegenüber nicht weniger als 81 literarisch tätigen Personen anführt, die durch die Berufsbezeichnung „Arzt“ oder den akademischen Grad eines Dr. med. als Mediziner charakterisiert werden. Aber diese überraschende Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß die Apotheker, soweit sie ihrem ursprünglichen Berufe nicht mehr angehören, von ihrem Apothekertitel keinen Gebrauch mehr machen. Ja, es zeigt sich sogar, daß noch im Apothekerberufe tätige Pharmazeuten im Gegensatz zu den Ärzten, die Berufsbezeichnung und medizinischen Dokortitel auch nach Aufgabe der praktischen Tätigkeit weiter führen, anscheinend eine nähere Angabe ihrer Standeszugehörigkeit im Literaturkalender nicht für nötig erachten. Insgesamt sind im Literaturkalender 1926 vier berufstätige und daneben fünf ehemalige Apotheker verzeichnet, die den ganzen pharmazeutischen Ausbildungsgang durchlaufen haben. Berücksichtigt man, daß von den 81 in diesem Adreßbuch zeitgenössischer deutscher Schriftsteller angeführten Medizineren nur 60 belletristisch tätig sind — die anderen 21 sind Verfasser populär-medizinischer, politischer und historischer Literatur —, so

dürfte das Verhältnis der den genannten beiden Berufen entstammenden Dichter ungefähr mit dem Zahlenverhältnis der beiderseitigen Standesangehörigen übereinstimmen. Eine Erwähnung verdient noch die Tatsache, daß der zahnärztliche Beruf in dem Kürschnerschen Jahrbuch mit drei Vertretern, der tierärztliche — bis auf einen Dr. med. vet. honor. causa, der aber im Hauptberuf General, politischer und militärwissenschaftlicher Schriftsteller ist — überhaupt nicht genannt wird.

Aber die Ziffern des Literaturkalenders geben nur ein sehr unvollständiges Bild des Anteils der Pharmazie oder besser der Pharmazeuten an der deutschen Dichtung. Vieles werdende hat noch nicht Aufnahme in ihn gefunden, und die Vergangenheit ist in dem der unmittelbaren Gegenwart gewidmeten Buche naturgemäß überhaupt nicht berücksichtigt. Die nachstehende Aufstellung dürfte geeignet sein, diese Lücken zu füllen. Das Kreuz neben manchen Namen bedeutet, daß der Betreffende nicht mehr unter den Lebenden weilt.

### 1. Schriftsteller, die dem Apothekerstande nur kurze Zeit angehörten.

1. Julius W. Braun †. 2. Bernhard Fittica †. 3. Gustav Kirstein. 4. Gustav Sack †. 5. Franz Schneller. 6. Hermann Sudermann. 7. Paul Wangen. 8. Heinrich Zerkaulen.

### 2. Schriftsteller, die dem Apothekerstande längere Zeit angehörten oder noch in ihm tätig sind.

#### a. Schriftsteller mit geringerer Produktion.

1. Wilhelm Brenzinger †. 2. Oskar Drescher. 3. Curt Ehrlich. 4. Adolf Gdschel. 5. Emil Jacobsen †. 6. Karl Klingner †. 7. Max von Pettentkofer. 8. Clemens Lehmann. 9. Johannes Richter. 10. Eugen Rudek. 11. Wilhelm Scheermesser. 12. Lorenz Wingerter.

#### b. Schriftsteller mit umfangreicher Produktion.

1. Ludwig Bechstein †. 2. Alexander Bielau †. 3. Karl Deutsch †. 4. Theodor Fontane †. 5. Franz Genthe †. 6. Henrik Ibsen †. 7. Kopernikus (Georg Loeffe). 8. Karl Krauß †. 9. Julius Lohmeyer †. 10. Theodor Heinrich Mayer. 11. Kaspar Ludwig Merkl. 12. Erich Mühsam. 13. Julius Stinde †. 14. Georg Trafl †. 15. Karl Tröthandl (Karl Dthmar) †. 16. Emil Uellenberg. 17. Heinz Welten (Martin Philippsohn). 18. Heinrich Zeise †.

An dieser Stelle ist ein weitverbreiteter Irrtum zu berichtigen. Rudolf Herzog hat dem Apothekerstande nicht angehört. „Ich war“, so teilte er dem Verfasser dieses Buches auf Anfrage mit, „wilder Apotheker“, verlebte drei Lehrjahre in der Drogen- und Chemikalienhandlung des Apothekers

Friedrich Tapfer zu Düsseldorf, bevor ich, nach einem Umwege über die Elberfelder Farbwerke, zum Studium gelangte."

Eine interessante Tatsache verdient noch vermerkt zu werden. Von den achtzehn vorhin angeführten Apothekerdichtern mit umfangreicher Produktion sind nicht weniger als sechs, also ein Drittel, zugleich Apothekersöhne. Es sind dies Theodor Fontane, Franz Genthe, Julius Lohmeyer, Theodor Heinrich Mayer, Erich Mühsam und Heinrich Zeise. In Apothekerhäusern haben ferner das Licht der Welt erblickt der Dichter der Iobsiade Kortum, der Phantasusdichter Arno Holz, der Lyriker, Dramatiker und dramatisch-lyrische Romancier Klabund (Henschke), der Verfasser des Rosendoktors Ludwig Finkh, der bekannte Dramaturg und spätere Direktor des Wiener Burgtheaters Paul Schlenker, die elsässische Dichterin Marie Hart, die kurze Zeit im väterlichen Berufe tätigen Julius W. Braun und Paul Wangen und schließlich die Schriftsteller F. M. Feldhaus, H. Gerhard, E. H. Hagen, E. Jünger und A. Stolz.

Da diese Ausführungen ausschließlich den Vertretern der schöngeistigen Literatur gewidmet sind, so verbot sich die Nennung aller der vielen pharmazeutischen Verfasser volkskundlicher, fachhistorischer, orts- und allgemeingeschichtlicher sowie endlich populärwissenschaftlicher Arbeiten von selbst, obwohl sich in manchen dieser Bücher offensichtlich eine beachtliche belletristische Begabung bemerkbar macht. Eine Erwähnung muß jedoch den Verfassern zweier literarisch wie kulturhistorisch gleich bedeutender Autobiographien zuteil werden: Ernst Wilhelm Martius, dem als Professor für Pharmazie in Erlangen, Dr. phil., med. et pharm. hon. causa im Jahre 1863 verstorbenen Autor der „Erinnerungen aus einem neunzigjährigen Leben“, die in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ besprochen worden sind, und dem zur Zeit als Professor der Pharmakognosie an der Universität Bern wirkenden Alexander Eschirch, dem geistvollen Erzähler seiner unter dem Titel „Erlebtes und Erstrebtes“ veröffentlichten Lebenserinnerungen, die im zweiten Teile dieses Buches eine ausführliche Besprechung gefunden haben. Auch bei dem aus der Feder des Professors für pharmazeutische Chemie an der Universität Berlin und seiner Gattin, des Ehepaars Hermann und Luise Thoms stammenden schönen Reisetagebuch „Weltwanderung zweier Deutscher“ dürfte eine Anführung der Verfasser an dieser Stelle durch die belletristische Art der Schreibform und Schilderung nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten erscheinen.

Für die beabsichtigte Nachprüfung des Zusammenhangs zwischen bürgerlichem Beruf und dichterischem Schaffen vermögen die Schriftsteller, die dem Apothekerstande nur kurze Zeit angehörten und somit einen nachhaltigen

Eindruck von ihm kaum gewonnen haben können, wenig Unterlagen zu liefern. Von Interesse sind hier hauptsächlich die Gründe der Berufswahl und des Berufswechsels.

Auch diejenigen Autoren, die der Pharmazie längere Zeit angehörten oder noch angehören, aber der Öffentlichkeit nur gelegentliche und vereinzelte Proben ihrer Kunst unterbreitet haben, können für die Untersuchung gleichfalls kaum in Betracht kommen. Hier wird vielmehr eine kurze Erwähnung ihrer Schöpfungen und — soweit bekannt — die Angabe biographischer Daten als ausreichend erachtet werden dürfen.

Eine eingehendere Behandlung müssen dagegen diejenigen Schriftsteller finden, die bei längerer Zugehörigkeit zum Apothekerstande eine verhältnismäßig große Zahl dichterischer Erzeugnisse schufen.

## 1. Schriftsteller, die dem Apothekerstande nur kurze Zeit angehörten.

Der — bis jetzt — bekannteste Schriftsteller aus der Gruppe derer, die in der Pharmazie nur eine kurze Gastrolle gaben und ihr bereits vor dem Vorexamen wieder den Rücken kehrten, ist Hermann Sudermann. Er ist am 30. September 1857 in Magden in Ostpreußen geboren und lebt zur Zeit als freier Schriftsteller in Berlin.

In dem auch im zweiten Teile dieser Arbeit erwähnten Memoirenwerke „Das Bilderbuch meiner Jugend“ gibt der Dichter folgende außerordentlich charakteristische Schilderung der Gründe, die ihn, als Umstände der verschiedensten Art ein vorzeitiges Verlassen der Schule unumgänglich erscheinen ließen, der Pharmazie in die Arme trieben.

„Die Auswahl der sich mir bietenden Berufe war nicht klein. Kaufmann, Buchhändler, mittlerer Beamter und dergleichen. Aber vor allem hatte ich einen Horror, denn es führte mich von der Wissenschaft fort und — wie ich annahm — dem Stumpfsinn in die Arme. Nur eines blieb, das sich einer höheren Lebensbetätigung anähnlichen ließ, das sogar ein späteres Universitätsstudium verlangte — wobei sich die Möglichkeit, noch andere Collegia zu hören, von selber ergab. Das war die Laufbahn des Apothekers. Zudem: Apotheker sein war halb Chemiker sein, und Chemie hieß gerade mein neuester Wahnsinn.“

Hier haben wir in aller Kürze die Gründe, die vor der Einführung des Maturums als Vorbedingung für die Apothekerlaufbahn eine ganze Anzahl strebsamer Jünglinge, die aus irgendwelchen Gründen die Schule ohne Reifezeugnis verlassen mußten, der Pharmazie zuführten: Die Hoffnung auf eine außerberufliche, allgemeine Fortbildungsmöglichkeit während des obligatorischen Studiums an der Universitas literarum und die Schwärmerei

für die Wissenschaft der unbegrenzten Möglichkeiten, die Chemie. Es ist selbstverständlich, daß diejenigen jungen Leute, die ein früh entwickeltes, mit starker Phantasie gepaartes Persönlichkeitsgefühl von dem Übergang in einen bürgerlichen Beruf nicht nur die Befreiung vom Schulzwang, sondern von jeder Nötigung zur Unterordnung und Einfügung überhaupt hatte erhoffen lassen, von der nüchternen Wirklichkeit, der peinlich geregelten und häufig kleinlich anmutenden Berufsausübung, der von ihnen als krämerhaft empfundenen Verkaufstätigkeit aufs äußerste enttäuscht sein mußten. Im Gegensatz zu den mehr wissenschaftlich orientierten frühreifen Begabungen, die in weitaus den meisten Fällen dem Apothekerstande die Treue gehalten haben und aus deren Reihen die besten und bekanntesten Vertreter der praktischen und der wissenschaftlichen Pharmazie hervorgegangen sind, haben die in der Hauptsache phantasiebegabten, die dichterischen Anwärter der Pharmazie ihr mit wenigen Ausnahmen nach kürzerer oder längerer Zeit wieder den Rücken gewandt.

So hat auch Sudermann in der von ihm in seinen Erinnerungen mit liebevoller Wärme geschilderten Apotheke keine Befriedigung finden können. Bereits nach einigen Monaten Praktikantentätigkeit kehrte er zur Schule zurück. Es ist für die seelische Struktur Sudermanns nicht ohne eine gewisse kennzeichnende Bedeutung, daß unter den Gründen, die ihn zur Aufgabe seiner Apothekerlaufbahn veranlaßten und dazu trieben, sich durch die Erwerbung der Maturität den Zugang zu allen akademischen Berufen zu erschließen, neben der Unzufriedenheit mit der pharmazeutischen Tätigkeit die herablassende Art, mit der seine früheren Schulkameraden ihre geringe Einschätzung des von ihm ergriffenen Berufs zum Ausdruck brachten, eine wesentliche Rolle spielte.

Außer in dem autobiographischen „Wilderbuch“ haben Pharmazie und Pharmazeuten eine ausführlichere Behandlung in den Schöpfungen Sudermanns nicht gefunden. Nur ein einziges Mal, in dem Schauspiel „Die Schmetterlingsflucht“, ist ein Angehöriger des Apothekerstandes Träger einer für den Gang der Handlung völlig unwesentlichen Nebenrolle.

Gleich Sudermann war auch Gustav Sack nur wenige Monate als Apothekerpraktikant tätig. Geboren am 28. Oktober 1885 in Schermbeck bei Wesel (Rheinland) absolvierte er von April bis Juli 1903 eine vierteljährige Lehrzeit in der Apotheke von Hadersleben, um im Herbst des gleichen Jahres wieder zur Schule zurückzukehren. Sein unbändiger Geist, die Stärke seiner körperlichen Leidenschaften und Begierden warfen ihn aus der Bahn und ließen ihn sein späteres naturwissenschaftliches Studium nie vollenden. Der Weltkrieg führte ihn — anscheinend — zur Sammlung. Ihre



Früchte hat er nicht ernten können. Eine französische Kugel machte im Jahre 1917 seinem Leben ein Ende.

In den Werken Sacks findet sich nirgends eine Reminiszenz an seine pharmazeutische Laufbahn. Wohl sind seine Romane, vor allem die romantische Erzählung „Ein verbummelter Student“, so angefüllt mit feinsten Naturbeobachtungen, so durchsetzt von naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Betrachtungen wie nur sehr wenige Erzeugnisse der deutschen zeitgenössischen Literatur. Aber diese kenntnisbedingte und unterbaute Liebe zur Natur und zu den Naturwissenschaften ist nicht ein Produkt der pharmazeutischen Tätigkeit Sacks. Diese Liebe hatte ihn seinerzeit dem Apothekerstande zugeführt, ihr war er — völlig unabhängig von der Pharmazie — sein Leben lang treu geblieben.

Einen stärkeren Einfluß als bei Sack hat die pharmazeutische Episode seines Lebens auf den lebenswürdigen Novellisten Heinrich Zerkaulen ausgeübt. Freilich hat er es nicht nur wenige Monate, sondern fast drei Jahre als Apothekerpraktikant ausgehalten. Dazu hat ihn das Schicksal insofern besonders begünstigt, als es ihn anscheinend ausschließlich in Apotheken geführt hat, in denen die sachlichen und persönlichen Verhältnisse die angenehmsten waren und seine Neigung für die Pharmazie und ihre Vertreter keinerlei Trübung erlitt. In einem an den Verfasser dieses Buches gerichteten Briefe schreibt Zerkaulen, der am 2. März 1892 in Bonn geboren ist und jetzt als Redakteur in Dresden lebt, über seine Apothekerlaufbahn folgendes:

„Die Apothekerei ist mir auch heute noch in liebster Erinnerung, wenn ich auch praktisch nichts weiter mehr davon besitze, als eine schöne Sammlung alter, handgemalter Apothekentöpfe, die ich immer gern gelegentlich vervollständige. Ich wurde seinerzeit Apotheker, weil ich von vornherein der wirtschaftlichen Misere eines freien Schriftstellerberufs entgehen wollte und habe diesen Umweg auch nie bereut. Ich war Apothekereleve in der Hirsch-Apothek in München-Gladbach und in der Apotheke in Battenberg. Ein Vierteljahr vor dem ersten Examen brach der Krieg aus, den ich als Kriegsfreiwilliger mitmachte. Ich war damit Gott sei Dank dieses Examens enthoben, durch das ich, wie bei allen Examina, bestimmt durchgerasselt wäre. Dennoch wäre ich unzweifelhaft der Pharmazie treu geblieben, wenn ich nicht durch die ersten Erfolge meiner damaligen Kriegsdichtungen eigentlich ganz ohne mein Zutun durch Vermittlung des Akademischen Hilfsbundes vom Lazarett aus in die Redaktionsstube gekommen wäre. Ich freue mich, heute noch viele Freunde gerade unter den Apothekern zu besitzen und gehöre ganz bestimmt nicht zu denen, die auf sie als „irgendwie verrückte Menschen“ schimpfen. Ich habe vielmehr immer gefühlt, daß gerade in diesem Beruf jene Menschen zu finden sind, die über das täglich Berufsmäßige hinaus auch noch Sinn für Künstlerisches besitzen.“

Dieser Auffassung Zerkaulens entspricht auch die Behandlung, die er den Apothekern in seinen literarischen Arbeiten angedeihen läßt. Sowohl

in einer Skizze innerhalb der Sammlung „Allerhand Käuze“ wie auch in der vieles Autobiographische enthaltenden Novelle „Der kleine Umweg“ schildert zerkaulene Apotheker, die zwar nicht im allgemeinen Trott mitlaufen, sondern ihre eigenen Wege gehen, aber im übrigen das Herz auf dem rechten Fleck haben. Beide Arbeiten sind in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ eingehend besprochen worden.

Die Erfahrungen, die Franz Schneller, geboren am 18. Januar 1889 in Freiburg i. Breisgau, zur Zeit Dramaturg am Freiburger Stadttheater und Schriftleiter der Freiburger Theater- und Konzertzeitung, mit dem Apothekerberuf und den Apothekern machte, waren weniger günstig als die Zerkaulens. Er hatte das persönliche Mißgeschick, auf einen Lehrherrn zu stoßen, dessen fachliche und menschliche Eigenschaften nach seiner Schilderung recht unerfreulich waren. Dazu kam, daß er sich beim Vorexamen, dessen Nichtbestehen ihm den letzten Anstoß zum endgültigen Abschied von der Pharmazie gab, ungerecht behandelt fühlte. So ist es erklärlich, daß er dem Apothekerstande und seinen Vertretern nicht gerade mit ausgesprochener Vorliebe gegenübersteht. Es ist bemerkenswert, daß auch Schneller, als ihn ein früher Individualismus vorzeitig aus der Schule trieb, ganz wie Sudermann deshalb gerade die Pharmazie als Lebensberuf erwählte, weil sie ihn trotz des fehlenden Maturums zur Universität führte und weil er eine ihrer Hilfswissenschaften liebte. Aus einer von ihm dem Verfasser dieses Buches übermittelten eingehenden Schilderung seiner Apothekerlaufbahn sei Nachstehendes wiedergegeben:

„Da ich im Jahre 1908 als Obersekundaner eines süddeutschen Gymnasiums den dummen Drang hatte, mich im katholischen Religionsunterricht vor versammelter Klasse zum Buddhismus zu bekennen und ich für Mathematik keinerlei Begabung zeigte, wurde meine Situation so unhaltbar, daß ich mich zu einer Berufswahl entschließen mußte. Nach dem Anhang unseres Schülerkalenders konnte ich dank meiner Primareise entweder Zahnarzt werden oder Apotheker. Ich zog die Apotheke vor, weil in diesem Berufe für mich etwas Geheimnisvolles lag und weil er irgendwie mit Botanik etwas zu tun hatte. Ich liebte die Botanik.

Zusammenfassend und rückblickend muß ich gestehen, daß ich mich zum Apotheker nicht „berufen“ fühlte. Der Gedanke, ein Leben lang von früh sechs bis abends neun immer ein und dasselbe anzufertigen, erschien mir außerdem als wenig verlockend. Übrigens riet mir mein Chef selbst davon ab und meinte, daß man als Besitzer höchstens eine Kapitalsanlage von vier Prozent erwarten könne. Da ich aber zudem kein Kapital in einer Apotheke anzulegen hatte und in meinen Standesgenossen durchweg etwas schwierige, absonderliche Menschen kennenlernte, zudem andere, stärkere Interessen hatte, gab ich meinen Beruf auf. Die Tätigkeit des Apothekers macht jedenfalls leicht nervös, und ich glaube, daß unter den Apothekern alten Stiles mehr Käuze zu finden sind als in anderen Berufen.“

Einen derartigen Rauz schildert Schneller in seinem im zweiten Teile dieses Buches besprochenen Roman „Barbara Fselin“. Seine eigenen bösen Erfahrungen finden in der dort gegebenen Schilderung eines scharfen Konflikts zwischen einem Apothekerpraktikanten und einem wenig erfreulichen Apothekeninhaber ihren Niederschlag. Im übrigen verraten weder dieses Buch noch die anderen Schöpfungen Schnellers irgendeinen pharmazeutischen Einschlag. Das Problem des letztlich stets und unter allen Umständen einsamen Menschen, das in der „Barbara Fselin“ anklingt, das in dem Roman „Die Jahreszeiten eines Einsamen“ das Grundmotiv bildet, und das — anscheinend das „Urerlebnis“ des Dichters — wahrscheinlich auch in Zukunft immer wieder einmal von ihm umworben werden wird, ist eines der tiefsten menschlichen Rätsel überhaupt. Die Methodik Schnellers aber hat weder die realistische analytische Schärfe, die man vielleicht als „chemisch-pharmazeutisch“ bezeichnen könnte, noch etwa die bürgerliche Behaglichkeit, die dem sozialen Milieu des Apothekerstandes entsprechen würde. Sie ist romantisch ausschwingend und behutsam beherrscht zugleich.

Von dem Apothekersohne Paulheinz Wanken ist bisher nur ein Gedichtband „Es klingt eine Saite“ erschienen, der das Formtalent des Verfassers in günstigstem Lichte zeigt und hinreichend Nachdenkliches und Sucherisches enthält, um auf die weitere Entwicklung Wankens neugierig zu machen. Außerdem sind, wie der Autor angibt, Gedichte und Skizzen aus seiner Feder „in allen möglichen Blättern und Zeitschriften Deutschlands“ veröffentlicht worden. Noch im Laufe des Jahres 1926 soll ein großangelegter westfälischer Schelmenroman aus dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts „Professor Dr. Fselmott“ erscheinen. Zwei abgeschlossene Gedichtsammlungen, ein Roman „Wanderer im Schmutz“ harren noch des Verlegers. Über seinen Lebensgang schreibt Wanken folgendes:

„Ich wurde am 19. Juli 1901 zu Lembeck in Westfalen als ältester Sohn des Apothekers Cornel Wanken geboren, wurde frisch von der Schule weg Soldat, war von September 1920 bis Juli 1921 Apothekereleve, dann Bergmann (zwischen- durch auch einmal Redakteur), um mein als Nichtschüler abgelegtes Abitur zu ermöglichen. Darauf studierte ich in Marburg, München und Münster Jus und Volkswirtschaft, war zwischendurch Kanalarbeiter, Handlanger im Hoch- und Betonbau, wiederum Bergarbeiter, in einer Kommunalverwaltung, besitze ferner den Befähigungsschein zum Dienst als Eisenbahnschaffner und Weichensteller, habe mich etwas in der Landwirtschaft umgeschaut und Redaktionsfessel geziert. Für hinreichende Milieu-Studien ist also gesorgt.

Warum ich Apotheker wurde? Weil ich nach meiner Soldatenzeit nicht mehr aufs Gymnasium zurückmochte; denn ich bin zwar freiwillig zum Militär, aber nur höchst unfreiwillig zur Schule gegangen. Und warum ich die Pillendreherei wieder aufgab? Weil ich keine Natur bin, die den ganzen Tag hinter dem

Rezeptiertisch hocken kann. Ich muß hinaus an die Frühlingsluft, das heißt in das bunteste und bewegteste Leben. Daher auch meine verschiedenen bisherigen ‚Berufe‘. Mein Ideal: freier (auch finanziell) Schriftsteller und etwas Weltbummler.“

Auch hier wie bei Sudermann, Sack und Schneller haben die Scheu vor dem Schulzwang, die Tatsache, daß der Apothekerberuf auch dem Nichtmaturierten ein Universitätsstudium ermöglichte, den freiheits- und bildungsdurstigen Jüngling der Pharmazie zugeführt, hat die der „Freiheit“ wenig Raum lassende Gebundenheit des Berufs ihn ihr wieder entrisen. Im übrigen ist W a n g e n — der Ausdruck stammt von ihm selber — „pharmazeutisch erblich belastet“. Sein Vater, ein Großvater und fünf seiner Onkel sind oder waren Apotheker.

Wie Wangen so war auch der am 28. November 1843 in Eschwege geborene Schriftsteller Julius W. Braun, dessen Ahnen seit Generationen die Apotheke in Eschwege innehatten, Sproß einer alten Apothekerfamilie. Er war in der Atmosphäre der Apotheke groß geworden; seine Neigungen aber gingen weitab von Rezeptiertisch und Laboratorium und er war tiefunglücklich, als ihn seine Eltern ungeachtet seiner literarischen Liebhabereien und seines dringenden Wunsches, Philologie zu studieren, zum Eintritt in die väterliche Apotheke zwangen. Er erreichte es zwar, die Pharmazie nach kurzer Betätigung im Beruf aufgeben zu dürfen, aber zu der Bewilligung eines ihrer Meinung nach brotlosen Studiums konnten sich die praktischen Eltern Brauns nicht entschließen. War ihm die Pharmazie nicht sympathisch, so sollte er Kaufmann werden. Julius W. Braun hat sich dann in der Tat kaufmännisch beschäftigt und auch jahrelang ein von ihm in Gemeinschaft mit einem Freunde errichtetes Geschäft mit einigem Erfolge geführt — ein Kaufmann in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist dieser feingeistige und mehr auf Betrachtung als aufs Handeln gleichviel in welchem Wortsinne gerichtete Mann nie geworden. Im Jahre 1879 verkaufte er sein in Kassel befindliches Geschäft, um nach Berlin zu ziehen und sich dort ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Am 5. Oktober 1895 ist er dann — im Alter von kaum 52 Jahren — nach langer qualvoller Krankheit gestorben.

Am bekanntesten ist der Name Brauns durch die von ihm herausgegebenen Sammlungen zeitgenössischer Kritiken der Dichtungen der drei Hauptvertreter der deutschen Klassik Schiller, Goethe und Lessing geworden. Sie führen die Titel „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen; Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Goethe und deren Werke betreffend aus den Jahren 1773—1812“ und „Lessing im Urteile

seiner Zeitgenossen; Zeitungskritiken usw. (s. oben) aus den Jahren 1747 bis 1781". Diese Sammlungen sind mit außerordentlicher Anerkennung aufgenommen und begrüßt worden. Fritz Mauthner bestätigte dem Herausgeber im „Berliner Tageblatt“, daß er sich „um das Publikum, welches von diesen Schätzen kaum eine Ahnung hatte, ein wirkliches Verdienst erworben“ habe, und Theodor Fontane schrieb in der „Vossischen Zeitung“, daß wir dieses Werk „ebenso sehr als ein Werk größter Lust und Liebe wie größten Fleißes bezeichnen dürfen“, dessen Lektüre „in gleichem Maße lehrreich und interessant“ ist.

Von den rein belletristischen Arbeiten Brauns sind die Schauspiele „Wilhelm v. Grumbach“, „Der Schullehrer von Closenitz“ und „Joh. Christoph Moldenauer & Söhne“, die Lustspiele „Ein politischer Verbrecher“ und „Schiller in Bauerbach“, und die Romane „Umsonst gelebt“ und „In Fesseln“ zu erwähnen. Sie alle verraten Geschmack, Sinn für Schürzung und Lösung des Konflikts und — als wesentliche Seelensubstanz des Dichters — ein Gerechtigkeitsgefühl von seltener Empfindlichkeit und ungewöhnlichem Ausmaß.

In den Schöpfungen Brauns findet sich nichts, was auf einen Einfluß seiner Apothekertätigkeit oder der seine Jugendjahre überschattenden pharmazeutischen Tradition seiner Familie hindeuten könnte. Fast hat es den Anschein, als ob der erzwungene Eintritt in die Pharmazie ihn den Beruf so bitter und feindlich hat empfinden lassen, daß er es aus Rücksicht auf die vielen Mitglieder der Familie Braun, die diesem Stande angehören, vorzog, seiner und seiner Vertreter überhaupt nicht zu gedenken.

Eine merkwürdige Erscheinung, halb Dichter und halb Forscher, ist der am 10. März 1850 als Sohn eines Deutschen und einer Holländerin geborene und als außerordentlicher Professor der Chemie am 23. April 1912 in Marburg gestorbene Bernhard Fittica. Er hat die pharmazeutische Praktikantenzeit absolviert, verließ aber nach bestandnem Assistentenexamen den Apothekerberuf, um sich ganz dem Studium der Chemie zuzuwenden. Fittica hat eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht und jahrelang den von Liebig und Kopp begründeten „Jahresbericht der Chemie“ herausgegeben. Seine Neigung zu phantastischen Vorstellungen kam auch in seiner Forschertätigkeit zum Ausdruck. Er behauptete, den alchemistischen Gedanken einer Umwandlung der Elemente in die Lat umgesetzt zu haben, und erregte mit seinen Veröffentlichungen über die ihm angeblich geglückte Überführung von Phosphor in Arsen und Antimon, von Arsen in Stickstoff und Antimon, von Oxalsäure in Chlor nicht geringes Aufsehen. Die Nachprüfung seiner Experimente ergab, daß er sich durch

Verunreinigungen in den angewandten Ausgangssubstanzen hatte täuschen lassen.

Dieser phantastische Trieb bildete auch den eigentlichen Anlaß zu der dichterischen Betätigung Fitticas. Seine Dramen „Michilde“ und „Ingenutes“ sind phantastisch bewegte Schauerstücke, in denen Dolch und Gift, besonders aber das letztere, eine bedeutende Rolle spielen. Sein Lustspiel „Liebescherz“ ist ein harmloses Intrigenspiel, in das die Frage der Frauenemanzipation andeutend hineinklingt, und seine Gedichte sind Gefühlsbekundungen eines ästhetisch bewegten Dilettanten. Seine pharmazeutische und chemische Berufstätigkeit hat in den literarischen Arbeiten Fitticas, abgesehen vielleicht von seiner Vorliebe für ausgiebigen Giftgebrauch, keinen Niederschlag gefunden.

Schließlich mag noch auf einen Schriftsteller hingewiesen werden, dessen Arbeiten so hart an der Grenze zwischen stoffgebundener kunstkritischer Betrachtung und selbstschöpferischer Formung stehen, daß eine Erwähnung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint, auf den früheren Apothekerassistenten und jetzigen Verlagsbuchhändler Gustav Kirstein.

Als Beispiele der kunsthistorisch-literarischen Tätigkeit Kirsteins seien der von ihm verfaßte Text zu E. A. Seemanns Künstlermappe 2 „Thoma“ und die ausgezeichnete, im Fische-Verlag erschienene Arbeit „Die Welt Max Klingers“ genannt. Das beste von ihm bisher Geleistete aber ist das vortreffliche, bei E. A. Seemann, Leipzig, herausgebrachte Buch „Das Leben Adolph Menzels“, das zu dem Schönsten und Einprägsamsten dessen zählt, was über die Persönlichkeit Menzels bisher in Buchform an die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Es ist ein eigenartiger Werdegang, den Gustav Kirstein genommen hat. Vom Apothekergehilfen zum Sortimentsbuchhändler umfattend, rang er sich mit eisernem Fleiß in die Höhe, bis er als Mitinhaber der bekannten Kunst- und Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann, Leipzig, in die Stellung gelangte, in der er seine kunstkritische Begabung, seine Kenntnis von Kunst und Künstlern, sein gutes literarisches Talent nutzbringend verwenden und an seinem Teile mitarbeiten konnte an der so dringend notwendigen Erneuerung und Kultivierung des allgemeinen Geschmacks.

Kirstein selbst schreibt über sein Verhältnis zur Pharmazie folgendes: „Ich bin 1870 in Berlin als Sohn eines seinerzeit sehr angesehenen und sehr beschäftigten Arztes geboren. Daß ich mich der Pharmazie zuwandte, war bei der medizinischen Richtung meiner Familie (auch zwei meiner Brüder waren Ärzte) etwas Natürliches. Da mich aber schon von früh auf Kunst und Kunstgeschichte stark interessierten und der Apothekerberuf, so reizvoll er im kleinen ist, doch keine weitreichenden Perspektiven bietet (sofern man bei der Stange des eigentlichen Apothekengeschäfts bleibt), so drängte es mich, nachdem ich mein Pharmazeuteneramen

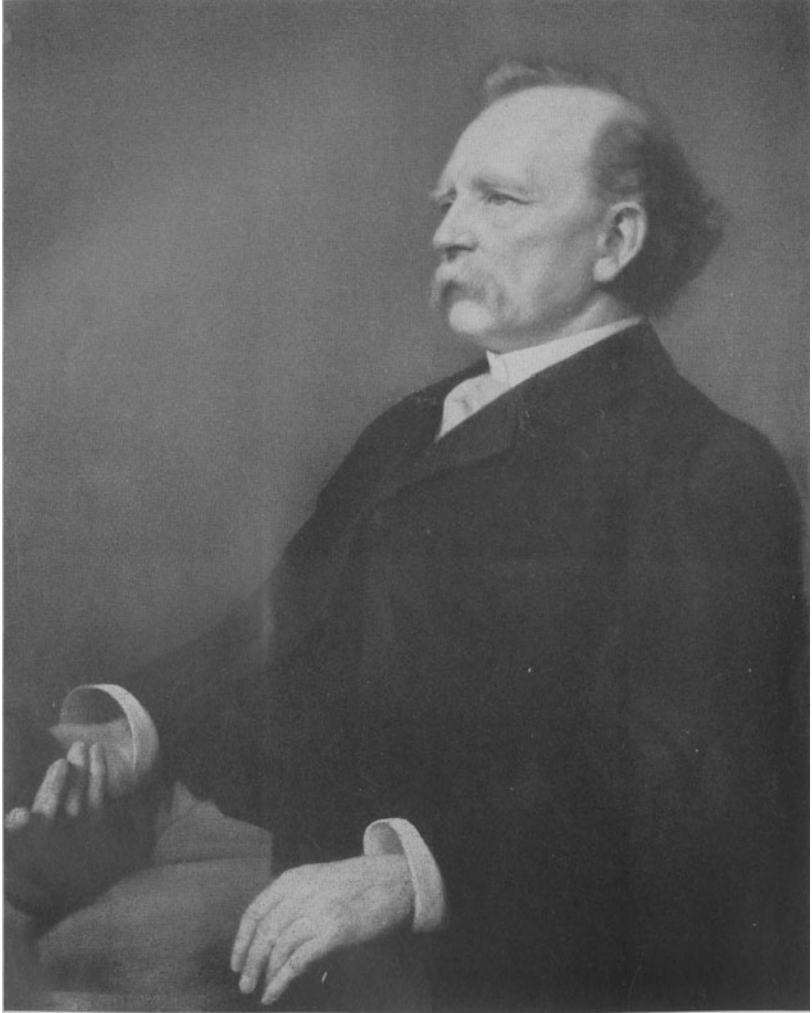
gemacht hatte und ein Jahr lang Gehilfe war, zur Beschäftigung mit der Literatur, insbesondere der Kunsliteratur. Und so wurde ich Buchhändler und Verleger.

Zu erwähnen wäre noch, daß ich lange Jahre die im eigenen Verlage erscheinende „Zeitschrift für bildende Kunst“ und ihr wöchentliches Beiblatt die „Kunstchronik“ selbst redigiert habe. Insbesondere wegen dieser Tätigkeit wurde mir 1922 der Ehrendoktor verliehen.

An die Apothekerzeit mit ihren kleinen Freuden und Leiden denke ich noch sehr vergnügt zurück; ich glaube ja nicht, daß das Arbeiten im Apothekenlaboratorium und das Rezeptieren heute noch soviel unterhaltende Momente bietet wie damals vor fast vierzig Jahren, und ich vermute deshalb, daß die Zeit vorüber ist, wo man so zahlreiche Persönlichkeiten nennen kann, die von der Pharmazie ausgingen und dann eine ganz andere bemerkenswerte Entwicklung genommen haben (wobei ich es allerdings zuviel der Ehre, ja geradezu unbegreiflich finde, daß man mich, wie es hier geschieht, in diese Reihe stellt). Damals, als ich in der Fortuna-Apothek in Berlin, unmittelbar am einstigen Scheunenviertel, in der Lehre stand, hatte das Leben in der Apotheke noch einen letzten Schimmer geheimnisvollen Reizes: bei uns wurden noch spanische Fliegen gestoßen, Pflaster gekocht, es wurde destilliert, es wurden Latwergen gebraut, und man führte mit dem Volk noch jene Art vertrauensvoller Unterhaltung, die oft die ergötzlichsten Szenen brachte. Man bekam bei diesem Apothekenbetrieb ein starkes Stück Menschenkenntnis; und das ist wohl auch das beste, was ich jener Zeit verdanke.

Die Ärzte der damaligen Zeit (auch mein Vater) schrieben noch wirkliche „Rezepte“. Tees und Pulver, aus sechs oder acht verschiedenen Ingredienzen zusammengesetzt, waren ebenso wie Emulsionen oder sonstige altdäterliche Arzneiformen an der Tagesordnung. Fertig gekaufte, komprimierte Arzneimittel steckten erst in den Anfängen. Auch die Volksmedizin und die Volksausdrücke spielten im täglichen Verkehr noch eine große Rolle. Als ich dann nach bestandnem Pharmazeutenexamen in einem kleinen Nest in Schlesien arbeitete, waren alle diese Momente noch in verstärktem Maße wirksam. Tatsächlich hatte also damals der Apothekerberuf noch etwas menschlich Anziehendes und Anregendes; wengleich für Geister, die nach weiten Horizonten strebten, nichts Befriedigendes. Dieses Mysteriöse der Apotheke ist es meines Erachtens, das die Lebensbeschreibung so vieler Dichter und Schriftsteller mit der Pharmazie anfangen läßt — oder, wie ich glaube: ließ. Heute ist sie wohl ein geschäftlicher Beruf, sachlich-kaufmännisch wie jeder andere.“

Das „Mysteriöse“, der geheimnisvolle Zauber des Glaubens an das Wunderbare wird aus den Stätten der Heilkunde und Arzneibereitung wohl selbst dann nicht ganz verschwinden, wenn die Heilberufe als solche bis an die letztmögliche Grenze versachlicht sein, die Ambulatorien und Behandlungsgroßbetriebe den persönlichen Kontakt zwischen Arzt und Patient auf ein Minimum herabgedrückt, die Schematisierung der Arzneiverordnung und das Überhandnehmen der Fertigpräparate die Apotheke völlig zur Arzneiprüfungs- und Abgabestelle gemacht haben sollten. Angst, Hoffnung und Verzweiflung, diese drei von der Sorge um Leben und



Julius Volkmann



Gesundheit untrennbaren Seelenzustände, verlangen gebieterisch den Ruch des „Wunders“, des trotz aller Verstandesermägungen Möglichen und geben dem Wirken der Heilberufe und den Stätten, an denen es sich abspielt, einen besonderen Akzent, der außerhalb alles Sachlich-Kaufmännischen als immanentes Etwas vorhanden ist. Diese Seelenstimmung der Kranken, nicht die mehr oder minder umfangreiche Eigentätigkeit des Apothekers ist es auch, die den nachdenklichen Apotheker jenes von Kirstein betonte „starke Stück Menschenkenntnis“ gewinnen läßt. Daß die Pharmazie auf begabte junge Menschen auch heute noch eine starke Anziehungskraft ausübt, beweist die verhältnismäßig große Zahl zeitgenössischer Schriftsteller, die sich ihm erst in den letzten zehn bis zwanzig Jahren zugewandt haben. Soweit sie den Beruf dann wieder verlassen haben, geschah es heute wie einst aus dem von Kirstein für seine eigene Flucht aus der Pharmazie genannten Grunde. Die wenig „weitreichenden Perspektiven“ innerhalb der praktischen Pharmazie trieben sie hinaus, ihre Sehnsucht nach Freiheit ließ sie aus der Enge pharmazeutischer Gebundenheit in die Weite einer Betätigung streben, die ihrem Wunsche nach raschem Aufstieg bessere Möglichkeiten bot.

## 2. Schriftsteller, die dem Apothekerstande längere Zeit angehörten oder noch in ihm tätig sind.

### a. Schriftsteller mit geringerer Produktion.

Was den schöpferisch befähigten Schriftsteller insbesondere charakterisiert, ist die Tatsache, daß ihm nicht nur ein Gott es gab, zu sagen, was er leidet, sondern daß es ihn auch unablässig treibt, diese Gabe zu betätigen. Er muß sich mitteilen, er muß gestalten. Wo dieser Drang fehlt, wo die dichterische Betätigung mehr eine Liebhaberei als eine innere Nötigung, mehr ein Spiel der Muße, denn ein Dienst der Muse ist, da steht die Kunstübung in den meisten Fällen doch noch im Zeichen des Dilettantischen, des gelegentlich oder bei Gelegenheiten, nicht des zwangsläufig Geborenen. Eine Feststellung, die mit der Qualität der Leistung in keinerlei Beziehung steht oder doch zu stehen braucht.

Wie außerordentlich segensreich Begabungen dieser Art zu wirken, wie sie für einen engeren oder weiteren Kreis zur Quelle der Anregung und der Erhebung zu werden vermögen, ist bereits in der Einleitung dieser Arbeit angedeutet worden. Aber wohl selten häuft sich eine solche Vielheit lebenswürdiger Gaben auf ein und denselben Menschen, läßt ein gütiges Schicksal die Wirkung gefälliger Talente so weit greifen, wie es bei dem am 3. Juli 1836

in Danzig geborenen, am 11. Februar 1911 in Berlin gestorbenen Emil Jacobsen der Fall war. Die „Pharmazeutische Zeitung“ widmete ihm anlässlich seines Todes folgenden Nachruf:

„Jacobsen war ursprünglich Apotheker und bestand in Breslau anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sein pharmazeutisches Staatsexamen, wandte sich dann aber bald der Chemie und nebenbei auch der Dichtkunst und schriftstellerischen Tätigkeit zu. Er gehörte mithin zur Gruppe jener Dichter, die wie Fontane, Lohmeyer, Stinde, Sudermann und Zeise aus dem Apothekerstande hervorgegangen sind. Nur waren die Grenzen seines Talents etwas enger gezogen, und das erkannte Jacobsen selbst auch sehr gut. Während die anderen daher früher oder später völlig zur Literatur übergingen, blieb Jacobsen Fachschriftsteller, allerdings nicht ohne seiner meist in sehr gefälligem, schalkhaft satirischem Gewande auftretenden Muse von Zeit zu Zeit die Zügel schießen zu lassen. Auch hierbei bildete aber meist sein Beruf die Grundlage seiner poetischen Schöpfungen. So entstanden von ihm in den Jahren 1862—68 die Gedichte: „Reaktionär in der Westentasche“, „Wunder der Urostomie“, „Verlobung in der Weiskammer“, „Eine alte Kamille“, „Das Lied von der Apotheke“ u. a., die der damaligen Generation viel Freude gemacht haben.

Schon 1862 wurde Jacobsen, der inzwischen nach Berlin übersiedelt war, Mitglied des Vereins Berliner Presse und genoß hier großes Ansehen. Damals entwickelte sich auch die Freundschaft mit Lohmeyer und Stinde, die die drei Männer bis an ihr Lebensende verband. Auch mit Johannes Trojan und Heinrich Seidel war er eng befreundet, letzterer hat ihm als Dr. Havelmüller in „Leberecht Hühnchen“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Jacobsen war in Berlin inzwischen, namentlich durch den ihm engbefreundeten Kommerzienrat Schering der Industrie zugeführt worden und war u. a. als Mitglied des Aufsichtsrates der Schering'schen chemischen Fabrik tätig, errichtete später auch ein eigenes chemisches Laboratorium. 1863 hatte er mit Hager die „Industrieblätter“ begründet, die 1894 wieder eingingen. Später übernahm er die Redaktion der Zeitschrift „Die chemische Industrie“ und gab lange Jahre das „Chemisch-Technische Repetitorium“ heraus, entwickelte also eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit. Aber auch der Dichtkunst blieb er weiter treu. So verfaßte er ein „Liederbuch für frohliche Fälscher“, veröffentlichte 1901 eine lustige philosophisch-satirische Gedichtsammlung unter dem Titel „Lyra philosophica“ und widmete in Erinnerung seiner Breslauer Studienzeit noch vor wenigen Jahren der dortigen Verbindung Vandalia eine schwungvolle dichterische Begrüßung. Ein vielseitiger, fruchtbarer Schriftsteller, eine lebenswürdige, sympathische Persönlichkeit, deren sich alle, die ihn kannten, stets gern erinnern werden, ist mit Emil Jacobsen dahingegangen.“

In einem an derselben Stelle erschienenen größeren Aufsatz über Jacobsen erwähnt Fr. Hellwig, daß nicht nur Heinrich Seidel, sondern auch Julius Stinde dem Freunde Jacobsen ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

„Als Arnold Müller v. d. Havel führt Julius Stinde in der „Wilhelmine Buchholz“ den originellen, dort allerdings überkomisch dargestellten Dr. Jacobsen ein. Auch hat Stinde den beiden Töchtern der Wilhelmine die Vornamen von Jacobsens talentvollen Töchtern Emmy und Betty gegeben.“

Die Persönlichkeit Jacobsens und die Vielheit seiner Begabungen hat Trojan seiner Zeit im „Berliner Lokalanzeiger“ wie folgt geschildert:

„Jacobsen war ein vielseitig begabter Mensch, der auf vielen verschiedenen Gebieten tätig gewesen ist. Er besaß ein großes Talent zur Arrangierung von Festen, das wird jeder zugeben, der in Bernau, wo er eine Zeitlang wohnte, das Hussitenfest mit ihm gefeiert hat, oder nachher, als er in Tegel sich angebaut hatte, bei einer kleinen Festlichkeit dort am schönen See sein Gast gewesen ist. Für die Künstler hat er oft Festspiele gedichtet. Ja, er war selbst Künstler: er malte; und ich besitze ein sehr nett in Ölmalerei von ihm ausgeführtes kleines Landschaftsbild. Wenn er einmal krank lag und sonst nichts anfangen konnte, verfertigte er sehr geschickt kleine Stickereien, denn unablässig mußte er tätig sein. Er war auch musikalisch veranlagt und komponierte. Jacobsen neigte im Alter der Philosophie zu und wurde Mitglied der Berliner Philosophischen Gesellschaft. Manches Wort der Weisheit kam von seinen Lippen und wurde auch in Versen und Prosa von ihm aufgezeichnet. Er glaubte an das Phänomen der Telepathie und mußte von Geistererscheinungen zu erzählen.“

Den besten Begriff von der Rolle, die Jacobsen in dem gesellschaftlichen Berlin des ausgehenden neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts spielte, gibt der ihm von dem bekannten Schilderer der Berliner Hoffestlichkeiten, Professor Ludwig Pietzsch, in der „Vossischen Zeitung“ gewidmete Nachruf. Pietzsch nennt ihn „einen der mannigfach begabtesten und originellsten Zugehörigen zum geistigen Berlin“ und weiter „einen der letzten einer merkwürdigen Gruppe von geistig aufgeschlossenen Männern, einer Gruppe, die von keinem, der die Geschichte des geistigen Berlins und speziell des Berliner Humors in den letzten vierzig Jahren zu erzählen unternimmt, übersehen werden darf, wenn sie auf Vollständigkeit Anspruch erheben will.“

Der Vorliebe Jacobsens für die epigrammatisch zugespitzte Sentenz, für die scharf herausgearbeitete sarkastische oder ironische Pointe, die seinen Gelegenheitsdichtungen ihre besondere Note gibt, entspricht die ganz spezifische Sammelleidenschaft, von der er besessen war. Jacobsen sammelte alle Zusammenstellungen von Sprichwörtern, deren er habhaft werden konnte, und brachte insgesamt 2000 Bände zusammen. Nach seinem Tode wurde die kostbare Sammlung auf testamentarische Anordnung Jacobsens Eigentum der Stadt Berlin, die ihr und dem lebensgroßen, von Louis gemalten Bilde des geistvollen Spötters pietätvoll in der Stadt-Bibliothek ein besonderes Zimmer, das „Jacobsen-Zimmer“ eingeräumt hat.

Die Art des Jacobsenschen Witzes charakterisiert vortrefflich die von ihm entworfene Titelzeichnung einer von ihm im Jahre 1908 herausgegebenen Gedichtsammlung „Moderne Kunst und Überkunst in unmodernem Lichte“, in der er eine scharfe Attacke gegen die von ihm als obszön und

unkünstlerisch empfundene Moderne jener Zeit ritt. Die Zeichnung ließ den „Pega—sus“ auf einem geflügelten Schweine reiten.

Auf dem Gebiete des Humors bewegt sich in der Hauptsache auch der im Jahre 1867 als Apothekersohn in Pega bei Leipzig geborene Dr. Johannes Richter, der heute noch als Apothekenbesitzer in Groitzsch i. Sachsen unverdrossen praktisch tätig ist. Er hat zwei Bände „Heiteres in der Mundart der Leipziger Gegend“ herausgegeben, Scherze und Schnurren in Vers und Prosa, die einen ungewöhnlich scharfen Blick für das Komische in Menschen, Dingen und Situationen verraten und ein bemerkenswertes Formtalent aufweisen. Besonders kennzeichnend für Richter und den von ihm vortrefflich repräsentierten Apothekertypus sind folgende Ausführungen innerhalb eines an den Verfasser dieses Buches gerichteten Briefes:

„Während meiner ganzen Besitzerzeit bin ich von allen Schichten der Bevölkerung eifrig in Anspruch genommen worden, wenn es galt, bei Familien- oder Vereinsfestlichkeiten aller Art, bei städtischen oder ländlichen Feiern Lafellieder, Festgedichte, Scherze und Schnurren in Vers und Prosa zu verfassen. Gern bin ich immer allen diesen Wünschen nachgekommen.“

Wer sieht ihn nicht den immer gefälligen humorigen Apotheker mit dem versteckten Lächeln um den Mund und der stets bereiten, in Reim und in ungebundener Schriftform gleich gewandten, gleich geübten Feder.

Als Gelegenheitsdichtungen müssen auch die zahlreichen Schöpfungen angesehen werden, die das Erlebnis des Weltkrieges aus Apothekerkreisen in mindestens dem gleichen Umfange geboren werden ließ, wie aus allen anderen Schichten des deutschen Volkes. Eine besondere Erwähnung verdienen hier die Gedichtsammlungen von Curt Ehrlich-Berlin und die unter dem Titel „Heraus das Schwert“ erschienene Kriegsliteratur von Oscar Drescher, Apothekenbesitzer in Głowno in Posen, dem der Apothekerstand außerdem eine Zusammenstellung pharmazeutischer Humoristica „Aus der lateinischen Küche“ verdankt. Eine ähnliche Zusammenstellung hat der im Jahre 1924 in Gondelsheim in Baden verstorbene Apothekenbesitzer Brenzinger unter dem Titel „Das lustige Apothekerbuch“ herausgegeben. Ein Band vielgesungener „Kinderlieder“, sowie eine Anzahl von Operntexten haben den Apotheker Clemens Lehmann zum Verfasser.

Eine in vielfacher Hinsicht interessante Persönlichkeit ist der Apothekenbesitzer Eugen Rudek in Breslau. Geboren am 16. Mai 1854 gab er seine Absicht des Theologiestudiums zugunsten literarischer Tätigkeit an einer Leipziger Zeitung auf, um sich schließlich im Jahre 1875 für den Apothekerberuf zu entscheiden, dem er heute noch als praktisch tätiges Mitglied angehört. An belletristischen Schöpfungen entstammen seiner Feder ein Epos

„Edgar von Flyns“ und die Romane „Freundschaft und Liebe“ und „Sonnenskind“.

Ein Dichter war auch jener große Apotheker und Gelehrte, dessen Persönlichkeit und Wirken die letzte seelische Identität zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Intuition auf das zwingendste beweisen: Max von Pettenkofer. Kaum ein bedeutender Forscher hat seine Kraft und seinen Arbeitsantrieb so sehr aus der Unendlichkeitssehnsucht und dem Abenteuerdrang einer romantischen Natur geschöpft, wie er. Aber da er ein Großer war, so reizte ihn nicht das Neue, sondern die Neugestaltung. Der „Fund“ als solcher war ihm nur ein Anfang. Erst die Gestaltung, die Formung des Gefundenen im Sinne der ihn und sein Schaffen beherrschenden Idee lohnten die Mühe. Diese „Idee“ aber stammte aus dem Herzen eines gütigen Menschen, der zugleich ein Künstler war. Es war der Gedanke der Krankheitsverhütung, dessen konsequenter Ausbau Pettenkofer zum Vater der modernen Hygiene werden ließ.

Den Lebensweg des großen Forschers hat Otto Neustätter in seiner im Verlage von Julius Springer erschienenen Biographie vortrefflich gezeichnet. Es war eine besondere Schicksalsfügung, daß der kinderlose Hof- und Leibapotheker Dr. Franz Xaver Pettenkofer in München von den acht Kindern seines in sehr bescheidenen Verhältnissen als Landwirt in der „Einde“ Lichtenheim bei Neuburg a. d. Donau wohnenden Bruders gerade den am 3. Dezember 1818 geborenen Max zu sich nahm, ihn das Gymnasium besuchen und schließlich nach zweijährigem Studium der Philosophie und Naturwissenschaften in der von ihm geleiteten Münchener Hofapothek die pharmazeutische Lehre absolvieren ließ. Nach einem kurzen Intermezzo als Schauspieler erwarb Pettenkofer im März 1843 die Approbation als Apotheker und einige Monate später die Approbation als Arzt und die Doktormürde. Es ist fraglos, daß die so überaus seltene Vereinigung gründlicher pharmazeutisch-chemischer und medizinischer Kenntnis Pettenkofer für die von ihm geleistete Arbeit in ganz besonders hohem Maße vorbereitet hatte. Aber wenn auch die Wirkungen seiner Forschertätigkeit im wesentlichen der Medizin zugute kamen, so war sie selber doch weniger auf dem Boden der ärztlichen als auf dem der chemischen Wissenschaft erwachsen.

„Nicht die Medizin, die Chemie war das Tor, durch das Pettenkofer den Weg in die wissenschaftliche Welt und zur Hochburg der Akademie und Universität fand. In Chemie und Pharmazie hatte er die Vorbildung an der Hofapothek, in ihr während seines Studiums auch reiche Anregung, die ihm auf medizinischem Gebiet fehlte, erhalten, durch sie kam er an den

Mann, der ihm nicht nur das Rüstzeug für die Arbeit verschaffte und die Begeisterung aufprägte, sondern auch durch seinen Einfluß mit zum Lehrberuf verhalf" (Neustätter).

Justus v. Liebig war es, dessen Genius den jungen Pettenkofer in seinen Bann zwang, und die Begeisterung für ihn und die von ihm vermittelte Wissenschaft gab den Anstoß zu den „Chemischen Sonetten“, die Pettenkofer nach der Rückkehr von seinem kurzen Aufenthalt in Gießen in den Jahren 1844 und 1845 gedichtet und erst vierzig Jahre später als „Faschingscherz“ für einen Freundeskreis hat veröffentlichen lassen. Es ist charakteristisch, daß er auch da noch bat, „keinen weiteren Gebrauch davon zu machen, da Verse in den Augen vieler seinem Rufe als Professor, der ja nur exakt sein dürfe, wie dem Rufe seiner Schule sehr bedenklich werden könnten“ (Neustätter).

So ist es erklärlich, daß diese Sonette die einzigen Zeugen seiner dichterischen Begabung geblieben. Sie sind von klassischer Gehaltenheit und von außerordentlicher Formvollendung. Der Geist aber, der aus ihnen spricht, ist der Geist der Romantik, des Kampfens um ein unendliches Ziel, dessen Unendlichkeit und somit ewige Unerreichbarkeit Glück ist und Leid zugleich.

Für einen Romantiker dieses Schlages hatte der Tod seine Schrecken verloren. Für ihn konnte es nur ein einziges Unerträgliches geben: Hinsiechen in körperlicher oder — noch schlimmer — geistiger Gebrochenheit. Als der Zweiundachtzigjährige diesen Zustand glaubte befürchten zu müssen, griff er zum Revolver. Am 9. Februar 1901 machte Max v. Pettenkofer durch einen Schuß seinem Leben ein Ende.

Für den Apothekerstand ist es eine ganz besondere Genugtuung, daß diese starke und vielfältige Persönlichkeit, die ihr König in den Adelsstand und zur Erzellenz erhob, die größten wissenschaftlichen Vereinigungen der Erde mit ihren höchsten Auszeichnungen bedachten, nicht nur den Bildungsgang der Pharmazie durchlaufen hat, sondern zu ihr durch das von ihm trotz und neben seinen vielen sonstigen Stellungen und Ehrungen bekleidete Amt eines königlich bayerischen „Leibapothekers“, des Leiters der Münchener Hof- und Leibapothekes, während des größten Teiles seines Lebens — von 1850 bis 1896 — in enger persönlicher Beziehung stand.

Den Übergang von den Apotheker-Schriftstellern mit gelegentlicher Produktion zu denen mit reicher strömendem Schaffensquell bilden die Apotheker Adolf Götschel=Bad Salzschlirf, Lorenz Wingerter=Speyer a. Rhein, Wilhelm Scheermesser=Dessau und der im Jahre 1924 verstorbene Carl Klingner.

Adolf Göschel ist am 9. Januar 1879 zu Hamm a. d. Sieg geboren, bestand im Jahre 1904 in Bonn das pharmazeutische Staatsexamen, war eine Zeitlang Apothekenbesitzer in Mülheim bei Koblenz und verwaltet seit 1921 die Melbesche Apotheke in Bad Salzschlief. Seine Dichtungen sind besonders charakterisiert durch die in ihnen allenthalben zum Ausdruck gelangende Liebe zur Natur und zur Heimat. Im Buchhandel sind bisher erschienen ein Band Lyrik „Wellenschlag vom Rhein“ und eine Novellen- und Liedersammlung „Heimdall“. Eine große Dichtung „Megapyr“, die den lebhaften Beifall Richard Dehmels gefunden haben soll, harret neben anderen Manuskripten zur Zeit noch des Verlegers. Die enge Verbundenheit Göschels mit der Natur äußert sich auch in der Tatsache, daß Hund und Waidwerk in seinem Leben eine wesentliche Rolle spielen. In kynologischen Kreisen ist er bekannt durch seine grundlegenden Rassestudien und praktischen Arbeiten auf dem Gebiete der Tierpsychologie und durch seine Mitarbeit an verschiedenen jagdlichen und kynologischen Zeitschriften.

Liebe zu Natur und Heimat ist auch das hervorstechendste Kriterium der literarischen Arbeiten Lorenz Wingerterers. So ist er Schriftleiter der pfälzischen Heimatzeitung „Palatina“ und Verfasser einer Geschichte dieser Zeitschrift, die zugleich ein Beitrag zur pfälzischen Kultur- und Pressegeschichte überhaupt ist, läßt er in zwangsloser Folge unter dem Titel „Gestalten und Stimmen aus der rheinpfälzischen Literatur und Kunst“ eine rheinpfälzische Kunst- und Literaturgeschichte erscheinen, hat er in den Gedichtbänden „Heimat, öffne deine Quellen“ und „Pfälzische Gedichte“ seiner Heimatliebe lyrischen Ausdruck geliehen. Seine Kriegserlebnisse haben in einem Bändchen mit dem Titel „Pst, der Herr Graf geht durch den Graben“ ihren Niederschlag gefunden.

Diese reiche Tätigkeit ist um so erstaunlicher, als Wingerterer, der am 25. August 1890 in Speyer geboren ist, hauptamtlich den anstrengenden Beruf eines angestellten Apothekers ausübt und aus dem Weltkriege ein schweres Kopfnervenleiden mit heimgebracht hat.

Auch bei Wilhelm Scheermesser geht die literarische Produktion neben angespanntester Berufsarbeit einher. Scheermesser ist einer jener Pharmazeuten, denen es eine reiche wissenschaftliche Kenntnis und Erfahrung gestattet, den Bezirk ihrer Tätigkeit weiter auszudehnen als es im allgemeinen innerhalb der praktischen Pharmazie üblich ist. Geboren am 26. Dezember 1874 in Klein-Wanzleben bei Magdeburg, hat er nach in Halle bestandenen pharmazeutischen Staatsexamen in Leipzig promoviert, war dann nach-  
einander Universitätsassistent in Leipzig und Betriebsleiter einer chemischen Fabrik in Köpflau a. Elbe und erwarb schließlich im Jahre 1909 die Löwen-

Apotheker in Dessau. Seine novellistischen Arbeiten sind in Tageszeitungen veröffentlicht. Eine erste Sammlung, der die umfangreichste der in ihr zum Abdruck gebrachten Erzählungen „Der Sünder von Lautenberg“ den Namen gegeben hat, ist im Jahre 1925 erschienen, eine weitere ist in Vorbereitung. Bemerkenswert ist, daß in den Novellen Scheermessers seine Kenntnisse auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Medizin mehrfach zum Ausdruck gelangen.

Der fruchtbarste der bisher behandelten Apothekerschriftsteller dürfte der im Jahre 1924 verstorbene Apothekenbesitzer und sächsische Kammerrat Karl Klingner aus Bad Elster gewesen sein. Von seinen Schöpfungen ist weit- aus der größte Teil der Verherrlichung seines Wohnortes, der wegen ihrer landschaftlichen Schönheit bekannten „Perle des Vogtlandes“ gewidmet. So hat er in einem dreibändigen Elsterwerke den Ort, seine Geschichte und schließlich die sich um ihn schlingenden Sagen eingehend beschrieben und in großen Festspielen „Elsterbilder aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart“ entworfen, die gemeinsam mit einem gleichfalls von ihm verfaßten weiteren Festspiel „Hermann und Dorothea“ alljährlich auf der Waldbühne in Elster aufgeführt werden oder doch wurden. Es versteht sich von selbst, daß die Muse Klingners allen lokalen Feiern und Festen bereitwilligst dienstbar war und gern und viel in Anspruch genommen wurde.

Es liegt in der Natur der „gelegentlichen“ Dichtung, daß sie mit den Gelegenheiten, denen sie ihr Entstehen verdankt, aufs Innigste verknüpft ist. Sie sind ihr Anlaß und ihr Gegenstand zugleich. So ist es verständlich, daß diese Art von literarischer Produktion, sofern sie über das Geburtstagsgedicht und den Vereinschwank, die Festhymne und das Totenlied hinaus in allgemeinere Stoffgebiete übergreift, sich mit Vorliebe der Natur zuwendet und ihre engere Heimat zum Gegenstande ihrer lyrischen Empfindungen und Schöpfungen werden läßt. Am Anfang fast aller dichterischen Produktion steht die Lyrik oder doch die empfindsame Naturbetrachtung. Auch die nicht zu Lyrikern geborenen Schriftsteller haben in weitaus den meisten Fällen auf diesem Gebiete ihre ersten literarischen Versuche gemacht. Die Tatsache, daß sich bei der Mehrzahl der hier behandelten Apotheker-Dichter mit geringerer Produktion ein starkes Heimatsgefühl bemerkbar macht, würde mithin den doppelten Rückschluß, daß diese Liebe zur heimatischen Natur eine besondere Eigenschaft des Apothekerstandes ist und als solche in dem Schaffen der dichterisch begabten Standesangehörigen einen nachweisbaren Niederschlag gefunden hat, erst dann zulassen, wenn sich auch bei den Apotheker-Dichtern mit reichlicher Produktion die gleichen Feststellungen ergeben sollten.





Ludwig Weichert.

Original im Besitze des Herrn Dr. med. Leopold Hirschberg,  
Dozent für Musikwissenschaft in Berlin.

## b. Schriftsteller mit umfangreicher Produktion.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Einfluß des Erwerbsberufes auf das dichterische Schaffen erst bei denjenigen Schriftstellern mit einiger Aussicht auf Erfolg nachgeprüft werden kann, die einerseits dem Apothekerstande lange genug angehörten, um seines Wesens einen Hauch verspürt zu haben und die andererseits eine umfangreichere literarische Betätigung aufweisen können. Die Vorbedingung der längeren Zugehörigkeit zum Beruf braucht wohl kaum näher begründet zu werden, aber auch das Erfordernis einer gewissen Vielheit von dichterischen Erzeugnissen dürfte unschwer zu motivieren sein. Je größer die Produktion eines Schaffenden ist, um so eher verliert Zufälliges, nur einer zeitlich bedingten Stimmung Entsprungenes seinen Einfluß auf die Wertung, trifft der Querschnitt durch die Fülle des Geschaffenen den Kern des Schöpfungsantriebs und damit des Schöpfers selber.

Es dürfte geboten sein, die hier zu behandelnden Schriftsteller nach der Zeit ihrer Wirkens in verschiedene Gruppen zu teilen. Nur so läßt es sich erreichen, daß jeder unter den Bedingtheiten seiner Zeit gesehen und beurteilt wird. So wären an erster Stelle Ludwig Bechstein, Heinrich Zeise und Julius Lohmeyer zu besprechen. Ihnen folgen Theodor Fontane und Henrik Ibsen, die, obwohl zeitlich noch derselben Epoche entstammend wie Zeise und Lohmeyer, doch schon einer völlig anderen Anschauungswelt angehören. Der Zug der Toten wird vervollständigt durch Alexander Wielau, Franz Genthe, Karl Krauß, Julius Stinde, Karl Tröthandl und den dem Weltkriege zum Opfer gefallenem Lyriker Georg Trafl. An die Vergangenheit schließt sich dann die Gegenwart, die zugleich für die nächste Zeit die Zukunft bedeutet. Sie repräsentieren, in alphabetischer Folge angeführt, Karl Deutsch, Kopernikulus (Georg Loeferle), Heinrich Theodor Mayer, Kaspar Ludwig Merkl, Erich Mühsam, Emil Wellenberg und Heinz Welten (Martin Philippsohn).

Für Karl Krauß und Karl Deutsch können, da nähere biographische Mitteilungen über sie ebensowenig zu beschaffen waren wie ihre Werke, nur einige, in der Hauptsache dem Kürschnerschen Literaturkalender entnommene Angaben gemacht werden. Danach ist Karl Krauß am 12. November 1856 geboren und im April 1925 in Wiesbaden gestorben. Er war zunächst Apotheker, dann Schauspieler und Bühnendichter. Er hat eine Reihe von Schwänken geschrieben, von denen „Mamselle Courbillon“ und „Polnische Wirtschaft“ die bekanntesten sein dürften. Karl Deutsch ist in Imst in Tirol am 23. Februar 1859 geboren. Er ist Magister pharmaziae und —

nach dem Kürschnerschen Literaturkalender — als „emeritierter Apotheker“ in seinem Geburtsort wohnhaft. Er hat einen Roman, einige Bändchen Erzählungen und Gedichte veröffentlicht.

### Ludwig Bechstein.

Ludwig Bechstein ist heute selbst für literarisch interessierte Kreise kaum mehr als einer der vielen längst verschollenen und nur noch literarhistorisch interessanten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und nur seine Märchenbücher bewahren ihn vor der völligen Vergessenheit. Und doch trifft ihn dieses Schicksal zu Unrecht. Blättert man eines seiner Novellenbüchlein an, dann wird man sehr bald feststellen, daß jene Mischung von lächelnder Neugier und spöttischer Überlegenheit, zu der sich der Gebildete unserer Tage gegenüber allen literarischen Erzeugnissen jener Zeit verpflichtet glaubt, hier durchaus nicht am Platze ist. Eine reife Kunst der Darstellung, eine Phantasie, die mühelos die Brücken vom Gegenständlichen zum Überfinnlichen schlägt und eine seltene Tiefe der Empfindung sind in den Schöpfungen dieses halbvergessenen Poeten in glücklichster Harmonie vereint und machen seine Werke auch heute noch lesenswert. Fast scheint es, als wäre die Zeit für eine Bechsteinrenaissance gekommen. Jedenfalls würde eine Neuauflage seiner mythischen Novellen, der vielen Erzählungen, in denen er in meisterhafter Verwertung alter Sagenstoffe und Volksüberlieferungen schauerliche und geheimnisvolle Begebnisse in packendster Form zur Darstellung bringt, bei dem neuerwachten Hang zum Mythischen und Geheimnisvollen fraglos viele Leser und Käufer finden.

Überblickt man das Lebenswerk dieses im Alter von 58 Jahren gestorbenen Mannes, dann steht man zunächst erschreckt und erstaunt vor dieser Überfülle der Produktion. Aber je mehr man sich in die Schriften Bechsteins versenkt, desto mehr wandelt sich dieses Gefühl erschreckten Staunens in das ehrfürchtiger Bewunderung.

Die von Th. Linschmann zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum des von Bechstein im Jahre 1832 gegründeten Hennebergischen altertumsforschenden Vereins in Meiningen herausgegebene Bibliographie der Bechsteinschen Arbeiten verzeichnet auf 152 Seiten Großformat nicht weniger als 497 verschiedene Gedichte, Aufsätze und größere Arbeiten Bechsteins, von denen einzelne wieder ihrerseits Sammlungen erheblichen Umfangs darstellen. So sind in seinen Sagen- und Märchenbüchern, die in der Bibliographie nur immer je eine Nummer erhalten haben, eine Unzahl von Einzelabhandlungen, in seinem „Deutschem Sagenbuch“ z. B. rund 1000, zusammengefaßt.

Aber nicht nur der unermüdlige Fleiß, die nie versiegende Schaffenskraft und Schaffenslust des Dichters heischen Bewunderung, sondern auch die Vielfältigkeit seines Wissens, die außerordentliche Breite seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Kaum ein Gebiet der Kunst und der Wissenschaften, mit dem sich Bechstein nicht beschäftigt hätte, kaum eines, das er nicht mit seiner Dichtung vermählt, das er nicht in sie hätte eingehen lassen. In engstem Zusammenhang mit seiner schöpferischen, seiner dichterischen Leistung steht das außerordentliche Werk, das er als Sammler und Neugestalter deutscher Sagen geschaffen hat.

Auch seinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen hat Bechstein vielfach ein poetisches Gewand verliehen. So hat er in pietätvollem Gedenken an seinen Onkel und Pflegevater, den großen Naturforscher Dr. Johann Matthias Bechstein, eine „neue Naturgeschichte der Stubenvögel“ geschrieben. Aber wer der Annahme ist, aus diesem Titel auf ein trockenes Produkt gelehrten Philologenfleißes schließen zu können, wird arg enttäuscht werden. Diese „Naturgeschichte“ ist zum Teil in — Versen geschrieben. Leopold Hirschberg, der anlässlich des hundertsten Geburtstages Bechsteins das Leben und Schaffen des Dichters in dem Jahrgang 1901 der Zeitschrift für Bücherfreunde warm und kenntnisreich beschrieben hat, sagt über diese lebenswürdige Gabe der Bechsteinschen Muse unter anderem folgendes:

„In 22 Paragraphen der Einleitung wird Begabung, Aufenthalt, Jang, Zähmung, Einkäfigung, Futter usw. besprochen, und dann folgt eine genaue Beschreibung jedes einzelnen Vogels in systematischer Reihenfolge. . . Manche der Tierchen erzählen ihre Naturgeschichte selbst; bei anderen schließt sich an dieselbe einiges aus Sage und Legende an. Köstlich wird z. B. in einem solchen Anhangsgebidht alles, was das Volk an Uberglauben dem armen Wiedehopf aufbürdet, erörtert; beim Kukuck wird das Märlein vom bösen Bäckerknecht erzählt; auf die Beschreibung des Schwarzspechtes folgt die Sage von der Springwurz und vom Gertrudsvogel; auch die liebliche Mythe vom Kreuzschnabel bekommen wir zu hören und ein reizendes Geschichtchen von einem Stieglitz, der sich auf das Bild des alten Bechstein gesetzt hat. . . Die besten poetischen Schöpfungen sind die sieben Nachtigallenlieder; aber auch das traurige Lied des geblendeten Sprossers, das seelenvolle Grasmückenlied, die Kinderklage um das gestorbene Rotkehlchen, das Lied des Dichters an die Lerche und die poetische Deutung der verschiedenen Finkenschläge können getrost den Vergleich mit den besten Schöpfungen dieser Art aushalten.“

Die umfangreichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse Bechsteins treten in seiner Dichtung allenthalben zutage. Insbesondere ist es die Botanik, an der er mit solcher Liebe hängt, daß er in seinen Erzählungen vielfach botanische Auseinandersetzungen bringt, die über das Verständnis und wohl auch die Aufnahmefähigkeit des Durchschnittslesers weit hinaus gehen. Auch die

chemischen Kenntnisse Bechsteins waren ziemlich weitreichend. Bei der Durchsicht seiner Arbeiten stößt man häufig genug auf Erörterungen chemischer Fragen. So slicht er in „Die Reisetage“ eine längere physikalisch-chemische Abhandlung über eine in den Bädern Nachens und Wurtscheids vorkommende „animalisch-organische Substanz“ ein.

Aber Bechstein hat seine naturwissenschaftlichen Neigungen nicht nur innerhalb seiner Dichtungen zum gelegentlichen Ausdruck gelangen lassen, sondern hat sie auch als Forscher zu betätigen gesucht. In einem Büchlein „Der Heermurm, sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie“ hat er über das wahre Wesen der Erscheinung Untersuchungen angestellt, die, wie Hirschberg in der bereits erwähnten Abhandlung ausführt, „vor der Kritik des Fach-Zoologen mit allen Ehren bestehen können“. Auch eine kurze „Geschichte der Astrologie“ entstammt seiner Feder.

Daß dieser Kenner und Liebhaber deutschen Volkstums, dessen Wesen und Begabung ihn die Wurzeln so tief als nur irgend angängig in den angestammten Mutterboden senken ließen, auch als Historiker Werke von bleibendem Werte geschaffen hat, dürfte fast selbstverständlich sein. Die beiden Bände des „Deutschen Museums für Geschichte, Literatur, Kunst und Altertumsforschung“, das „Hennebergische Urkundenbuch“, seine Schrift „Thüringen in der Gegenwart“, die „Chronik der Stadt Meiningen von 1676 bis 1834“, das „Historisch-statistische Taschenbuch für Thüringen und Franken“ legen neben vielem anderen Zeugnis ab für die Leistung Bechsteins auf dem Boden der deutschen, insbesondere der mitteldeutschen Geschichtsforschung.

Nimmt man zu diesen doch nur neben dem eigentlichen Lebenswerk Bechsteins einherlaufenden Arbeiten dieses Lebenswerk selber, seine Dichtung, bedenkt man, daß er auf jedem Gebiete der Poesie, auf dem der Lyrik, wie auf dem der dramatischen und der erzählenden Darstellung eine Fülle von Schöpfungen aufzuweisen hatte, denen auch eine strenge Kritik innerhalb der Zeit, der sie entstammen, und vielfach darüber hinaus, eine literarische Bedeutung zuerkennen muß, so wird man diesem starken und lebendigen Geiste seine Achtung nicht versagen können.

Der Lebenslauf Bechsteins ist von seinem Sohne, dem in Moskau verstorbenen Prof. Reinhold Bechstein, in der Allgemeinen deutschen Biographie ausführlich beschrieben worden. Danach ist Ludwig Bechstein „Dichter, Novellist und Altertumsforscher“, am 24. November 1801 in Weimar geboren und am 14. Mai 1860 zu Meiningen gestorben. „Früh verwaist wurde er von seinem Onkel Johannes Matthäus Bechstein an Kindes Statt angenommen und erzogen. Von Dreißigacker aus besuchte

Bechstein das Lyzeum im benachbarten Meiningen und widmete sich dann zu Arnstadt der Pharmazie, wurde nach vollbrachter Lehrlingszeit in derselben Apothekergehilfe und konditionierte in gleicher Eigenschaft zu Meiningen und Salzungen.“ Schon während seiner Apothekerzeit entfaltete der Dichter eine umfangreiche literarische Tätigkeit. Im Jahre 1823 ließ er erstmalig eine Arbeit „Thüringische Volksmärchen“ in Buchform erscheinen. Die im Jahre 1828 herausgegebenen „Sonettenkränze“ lenkten die Aufmerksamkeit des Herzogs von Meiningen auf den jungen Apothekergehilfen. Er bewilligte Bechstein die Mittel für ein dreijähriges Studium der Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst. Damit war der Dichter der Pharmazie, die ihn neun Jahre festgehalten hatte, für immer entrisen. Nach seiner Rückkehr von dem in Leipzig und München absolvierten Studium wurde er Bibliothekar an der Herzoglichen Bibliothek zu Meiningen, meiningischer Hofrat und schließlich von den vier Teilhabern des Hennebergischen Gesamtarchivs (Meiningen, Preußen, Weimar und Koburg) gemeinsam angestellter Archivar.

Verschiedene autobiographische Schöpfungen Bechsteins gestatten einen intimen Einblick in die Auffassungsart, die geistige und seelische Einstellung ihres Verfassers als er aus seiner sonstigen dichterischen Produktion sich gewinnen ließe. Aber auch sie bestätigen nur den bereits gewonnenen Eindruck eines ungemein kenntnisreichen, warmherzigen und geistvollen Mannes, der zwar bürgerlich begrenzt aber nicht bürgerlich beengt ist. Seine „Reisetage“, in denen er eine Reise an den Rhein, nach Belgien und Paris schildert, enthalten eine Fülle der scharfsinnigsten Betrachtungen über alles das, was seinem prüfenden Auge bemerkenswert erschien. Die in diesem Buche angestellten chemisch-physikalischen Erwägungen sind bereits erwähnt worden. Daneben finden sich viele kluge Bemerkungen über Kunst und Politik, Vergleiche zwischen deutschem und französischem Volkstum, die durch die Zeit nicht an Schlagkraft verloren haben. Vortrefflich ist die Schilderung der Pariser Begegnung des Dichters mit Heinrich Heine. Die objektive Wertung dieser damals besonders heiß umstrittenen und vielgehaßten Persönlichkeit durch den in jeder Hinsicht anders gerichteten Bechstein ist der beste Beweis sowohl für die Sachlichkeit Bechsteins wie auch für sein unbeirrbares Gerechtigkeitsgefühl.

An dieser Stelle interessieren hauptsächlich diejenigen autobiographischen Äußerungen, die einen Rückschluß auf die Herkunft der naturwissenschaftlichen Neigungen Bechsteins zulassen oder gar etwas über seine pharmazeutische Laufbahn aussagen.

Die Lektüre des von Bechstein in memoriam seines Onkels und Pflegewaters und der Stätte seiner ersten Jugendjahre geschriebenen Buches

„Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstacademie Dreißigacker“ — „Ein Doppel-Denkmal“ nennt der Verfasser das Buch im Untertitel — dürfte die Herkunft der naturwissenschaftlichen Neigungen des Dichters restlos erklären. Unter solcher Leitung, in der Atmosphäre dieser Lehranstalt, deren Voraussetzung Liebe zur Natur war und zu deren Zielen eine weitgehende Naturkenntnis gehörte, mußte jeder auch nur einigermaßen empfängliche Knabe zum Naturfreund und -kenner werden. Ludwig Bechstein hat von seinem neunten bis zu seinem siebzehnten Lebensjahre in Dreißigacker gelebt und der Einfluß des bedeutenden Oheims auf die bildsame Seele des Kindes war fraglos ungemein stark. Freilich hat sich gerade die Beziehung des jungen, schon sehr früh von poetischen Träumen und abstrakten Schwärmereien erfüllten Knaben zur Natur erst sehr allmählich entwickelt. Wenigstens schreibt Bechstein in dem erwähnten „Doppel-Denkmal“ über seine gemeinsamen Spaziergänge mit seinem Onkel unter anderem Folgendes:

„Zu seinem Leid gereichte nur, daß mein Sinn für die Freuden und Wunder der Natur sich nicht erschließen zu wollen schien —, ich behielt nicht den einfachsten botanischen Namen, unterschied nicht den Finken vom Sperling, sah den Hasen nicht laufen, den sein Falkenauge in weitester Ferne entdeckte, und so entsprach ich nicht allen Erwartungen und Hoffnungen.“

Man vergleiche damit die genießerische Sorgfalt, mit der in der autobiographischen Novelle „Der Gehülfe zum König Salomo“, dieser „Gehülfe Ludolph“, der niemand anders ist als Bechstein selber, die von einem Morgenausflug heimgebrachten Pflanzen für die Aufnahme ins Herbarium vorbereitet.

„Bom Frauenschuh erfreuten ihn einige schöne Exemplare, und die seltener fliegentragende Ophrys ward als ein Schatz betrachtet. Das silberweiß blühende Antherikum glich verjüngten Lilien und wäre würdig, ein Szepter jener zwerghaften Elfen zu sein, mit denen ländlich-liebliche Sagen nordische Heiden bevölkern.“

Zimmerhin, die naturwissenschaftlichen Neigungen Bechsteins haben fraglos durch die Pharmazie eine Vertiefung und Verbreiterung erfahren, ihren Ursprung haben sie nicht in ihr, sondern in dem Aufenthalt in Dreißigacker, in der Lehre und dem Vorbild des Naturforschers Johann Matthäus Bechstein.

In den novellistischen Skizzen „Der Lehrling zum König Salomo“, „Der Gehülfe zum König Salomo“ und „Maravi“ zeichnet Bechstein das Bild seiner pharmazeutischen Tätigkeit. Insbesondere die beiden erstgenannten sind ungemein charakteristisch. Wie anschaulich ist in der Novelle „Der Lehrling zum König Salomo“ die Enttäuschung des für die junge Wissenschaft der Chemie begeisterten Knaben geschildert, der statt der erhofften chemischen Experimente jahrelang eine eintönige,

teils handwerksmäßige, teils kaufmännische Tätigkeit betreiben muß und den der Widerstreit zwischen Neigung und Pflicht fast zur Verzweiflung treibt. Wie kennzeichnend für den wirklichen, den tiefsten Grund der Unzufriedenheit des jungen Pharmaziebesessenen ist die Tatsache, daß ihn sein Beruf auch dann nicht auszufüllen und zu freudiger Betätigung anzuregen vermag, als der Experimentierlust des älteren Lehrlings und später des Apothekergehilfen keinerlei Schranken mehr gesetzt sind, als nichts ihn hindert, ihr nach Herzenslust zu fröhnen. Hier zeigt es sich, daß es nicht eigentlich die Chemie als solche war, die den Jüngling gefesselt und der Pharmazie in die Arme geführt hatte, sondern die Hoffnung seiner schwärmerischen Seele, mit Hilfe dieser Wissenschaft das wunderbare Geheimnis des Lebens enthüllen zu können, dem nachzuspüren der Fluch und die Begnadung des Dichters ist. Aus den überaus ansprechend geschriebenen Skizzen geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß des Apothekers Bechstein eigentliche Heimat schon damals der Parnaß war, daß die Pharmazie nur dadurch für ihn erträglich wurde, daß sie ihn in seinen poetischen Meditationen nicht störte, ja sogar zeitweilig durch die Eigenart ihres Betriebes ihm zu derartigen Gedankengängen Anlaß gab. So träumt „Ludolph“ in „Der Gehülfe zum König Salomo“ nach im Nachtdienst erfolgter Abgabe einer für eine Wöchnerin bestimmten Arznei, daß er ein Lebenselixier erfunden hätte.

„Ludolph hatte eine große Freude im Traum über seine Erfindung, denn er gedachte, nun selbst eine Apotheke zu etablieren, einfacher als die einfachste homöopathische. Diese sollte nur ein einziges Gefäß enthalten und dies ein einziges Mittel. Auf der Flasche sollte mit großen Goldbuchstaben stehen: Lebenselixier. Auf diese höchst einfache Apotheke wollte er sich einen Gehülfen halten, sich selbst, und seine Gehülfin und dann allen Menschen helfen, nämlich vom Tode zum Leben.“

Freilich hielt diese Menschenliebe ohne Ansehen der Person der nüchternen Wirklichkeit des der Traumnacht folgenden Tages nicht völlig stand. Schon am frühen Morgen ist er entschlossen, das köstliche Elixier besonders unsympathischen Erdbewohnern vorzuenthalten. „Du und dein Herr,“ sagt er, nachdem der geschwägige und nichtsnutzige Diener eines ebensolchen Herrn die Apotheke verlassen hatte, „ihr beide bekämet nichts von der Lebens-tinktur, wenn ich sie erfunden hätte, nicht einen Tropfen“.

Der wesentlichste Inhalt der beiden Skizzen ist im zweiten Teile dieses Buches geschildert worden.

Läßt sich nun aus alledem, aus den autobiographischen Schriften Bechsteins und seinem gesamten literarischen Schaffen ein Einfluß seiner pharmazeutischen Epoche auf seine dichterische Produktion nachweisen? Es ist bereits gesagt worden, daß die naturwissenschaftlichen Neigungen Bechsteins längst



in ihn gepflanzt waren, bevor er sich der Pharmazie zuwandte. Auch seine dichterische Begabung wurde nicht erst durch den Apothekerberuf geweckt. Schon der Knabe hatte eine Anzahl poetischer Erzeugnisse zutage gefördert, die zwar von seinem Pflegevater „mit Mißbehagen“ betrachtet wurden, aber doch seine dichterische Begabung deutlich gezeigt haben müssen. Jedenfalls hat der damals auf der Forstakademie studierende Freiherr von Gemmingen dem jungen Bechstein, als er im Herbst 1818 Dreißigacker verließ, um Apotheker zu werden, „auf ein heilig aufbewahrtes Albumblatt“ die Mahnung geschrieben, sein Dichtertalent nicht brachliegen zu lassen. „Sie haben dauernd aufgemuntert, diese Worte jenes poetisch begabten jungen Zöglings der Akademie,“ sagt Bechstein, „und ihr heller Klang tönt noch in späteren Lebensjahren bedeutsam nach.“


Der Fluß seines Werdens ist also durch die pharmazeutische Tätigkeit Bechsteins in nichts beeinflusst, zum „Urerlebnis“ ist sie ihm nicht geworden. Auch in der Wahl seiner Motive zeigt sich kaum eine Einwirkung. Die autobiographischen Schriften, von denen Bechstein selber schreibt, „daß sie Wahrheit und Dichtung aus des Verfassers eigenem Leben enthalten . . ., daß sie nach dem Leben gezeichnet sind“, können hier nicht herangezogen werden. Sie sind stoffgebundene Schilderungen, deren sachlicher Inhalt naturgemäß durch die Tatsache der ihnen zugrunde liegenden Lebensumstände bestimmt wird. Im übrigen findet sich in der ungeheuer umfangreichen Bechsteinschen Dichtung nur ein einziges Mal, und zwar in der Novelle „Unterirdische Liebe“, die nach Hirschberg äußerst phantastische Figur eines Apothekers. Auch sonst sind pharmazeutische Reminiszenzen in den Bechsteinschen Dichtungen zumindest äußerst selten. Seine in den „Reisetagen“ gemachte Bemerkung über den Maitrank „ich lobe mir den Wein ohne Kräuter und mag die Apotheke nicht im Weine schmecken“, dürfte kaum auf den Einfluß seiner pharmazeutischen Berufstätigkeit zurückzuführen sein. Sie könnte ebenso, ja noch eher, von einem in rebus pharmaceuticis völlig unbefangenen Schriftsteller stammen.

Aber das Lebenswerk Bechsteins läßt die Möglichkeit eines anderen Zusammenhangs zwischen einem der wichtigsten Grundelemente seines Schaffens und der Pharmazie zu. Die tiefe Liebe zu Volk und Heimat, von der Bechstein befeelt war und die so vielen seiner Arbeiten zugrunde liegt, sollte sie vielleicht in der Apothekerlaufbahn des Dichters ihre besondere, ihre eigentliche Entwicklung gefunden haben? Es ist bereits bei den Apothekerschriftstellern mit geringerer Produktion auf die Tatsache hingewiesen worden, daß ihr Schaffen zum großen Teile der Heimat gilt oder doch von der Liebe zu Land und Volkstum zeugt und erfüllt ist. Es wird Aufgabe der



Phot.: C. Th. Engeller, Altona.

*Jenny Zsch.*



diese Arbeit abschließenden Endbetrachtung sein müssen, an Hand der bei allen Apotheker-Dichtern gemachten Feststellungen der Frage eines etwa hier bestehenden Zusammenhangs zwischen dem Beruf des Schriftstellers und seiner Empfindungswelt nachzugehen.

### Heinrich Zeise.

Dieser Patriarch unter den deutschen Dichtern, der erst im Alter von 92 Jahren die hellen Augen für immer geschlossen hat, war dem Apothekerstande wohl mehr verhaftet als irgendein anderer seiner pharmazeutischen Brüder in Apoll.

Schon der Vater Zeises, der Apotheker H. Zeise der Ältere, war schriftstellerisch tätig. Freilich hat er seine Feder und seinen überaus regen und beweglichen Geist ganz in den Dienst der Naturwissenschaften gestellt. Ein von ihm im Jahre 1850 herausgegebenes Buch „Die Aëronautik früher und jetzt nebst theoretischen und praktischen Vorschlägen zu einer vervollkommneteren Luftschiffahrtskunst für technische und industrielle Zwecke“ — eine Zusammenfassung von im Altonaer Bürgerverein gehaltenen Vorträgen — zeigt nicht nur ein starkes pädagogisches Talent und eine gründliche Kenntnis der physikalischen Grundlagen des behandelten Themas, sondern auch eine bemerkenswerte Gewandtheit der Sprachbehandlung und der Stoffgliederung. So dürfte das Formtalent des Lyrikers Heinrich Zeise ein väterliches Erbteil gewesen sein.

Die Lebensdaten Zeises sind rasch erzählt. Geboren am 19. April 1822 in Altona als Sohn des gleichnamigen Besitzers der Elefanten-Apothek in Altona verbrachte er seine Lehrzeit nach kurzer Tätigkeit in der väterlichen Offizin in der Apotheke zum schwarzen Adler in Landsberg a. d. Warthe. Nach bestandnem Gehilfenexamen arbeitete er ein Jahr als Assistent in Altona und ein weiteres Halbjahr in der Hirschapotheke in Kopenhagen. An der Universität dieser Stadt, an der damals unter anderen bekannten Wissenschaftlern der berühmte Physiker Derstedt lehrte, hat Zeise dann auch sein Studium absolviert, das er im Jahre 1844 mit einem Examen abschloß, in dem ihm, wie er selber stolz berichtet, die beste Note, das „laudabilis“ zuteil wurde. Nach Altona zurückgekehrt mußte er zu seinem Schmerze erfahren, daß die väterliche Apotheke, deren späteren Übergang an ihn er stets als selbstverständlich angesehen hatte, inzwischen verkauft worden war. Zwar war Zeise auch später in einem fachverwandten Berufe tätig. Er trat in die von seinem Vater nach dem Verkauf der Elefanten-Apothek gegründete chemische Fabrik ein und hat sie nach dem im Jahre 1863

erfolgten Tode des Vaters bis zum Jahre 1875 fortgeführt. Aber er hat die erzwungene Aufgabe des Apothekerberufs nie ganz verschmerzt. Nach Aufgabe seiner Fabrik wohnte Zeise in verschiedenen Orten in der Umgebung Hamburgs und Altonas, bis er sich schließlich in Groß-Flottbeck bei Altona niederließ. Hier ist er am 20. Januar 1914 hochbetagt aber in voller Geistesfrische gestorben.

Es ist rührend, wie in der von Zeise unter dem Titel „Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten“ herausgegebenen Autobiographie immer wieder die Anhänglichkeit an die Berufsausübung seiner Jugend und die Berufsgenossen von einst hervortritt. Das Kapitel „Aus meiner Apothekerzeit“ ist von wehmütiger Liebe zu einst Beseffenem und schuldlos Verlorenem erfüllt.

„Einer meiner Schulkameraden, der eine streng wissenschaftliche Richtung eingeschlagen,“ schreibt Zeise, „fragte mich: ‚Was bist du eigentlich?‘ Ich glaubte den Sinn seiner Worte zu verstehen und sagte ihm ruhig und gelassen: ‚Ich bin eigentlich nichts.‘ Ein Apotheker ohne Apotheke ist ein Wagen ohne Räder, ein Vogel ohne Federn, ein Fisch ohne Flossen usw. usw.“

Wie ist diese Liebe zu einem Berufe zu erklären, der sich bei den meisten Apothekerdichtern — wenigstens soweit es sich um seine praktische Ausübung durch sie handelte — nicht gerade allzu großer Wertschätzung erfreute? Ein wesentlicher Anteil an dieser Sympathie Zeises für den Apothekerstand mag auf den Umstand zurückzuführen sein, daß er als Sohn eines bekannten Apothekenbesizers auf den beiden von ihm während seiner pharmazeutischen Laufbahn überhaupt bekleideten, von seinem Vater mit Sorgfalt für ihn ausgesuchten Stellen die Pharmazie sowohl in sachlicher wie in persönlicher Beziehung nur von ihrer allerbesten Seite kennengelernt hat. Es ist in der Einleitung dieser Arbeit darauf hingewiesen worden, daß die bitteren literarischen Auseinandersetzungen mit der Pharmazie in der Hauptsache von denjenigen Apothekerschriftstellern ausgingen, deren Aussichten auf eine Selbständigkeit im Beruf verhältnismäßig gering waren, daß der häufig zutage tretende Widerstand gegen die Bindungen und Widerwärtigkeiten der Berufsausübung im Grunde mehr dem als entwürdigend empfundenen Unterordnungszwange des Angestelltenverhältnisses als dem Berufe selber galt. Bei dem jungen Zeise, der als Sohn und mutmaßlicher Erbe eines allgemein geachteten Apothekenbesizers seine kurze Angestelltenstätigkeit nur unter dem Gesichtspunkt einer möglichst gut zu nutzenden Ausbildungszeit betrachtete, kam dieses Gefühl des Widerstands, der oppositionellen Auflehnung gar nicht in Frage. Er trug den Marschallstab im Tornister und sein Schmerz erwuchs aus der Tatsache, daß ihm dieser Marschallstab plötzlich

abhanden kam. So erklärt sich auch ohne weiteres der Gegensatz in den Gefühlen, mit denen Zeise und Fontane auf ihre Apothekerzeit zurückblickten. Auch Fontane hatte gleich Zeise ursprünglich auf die Nachfolge in der väterlichen Apotheke gehofft. Aber während jener sofort in eine andere, von der Sorgfalt seines Erzeugers für ihn vorbereitete Existenz hatte hinübergleiten können und lediglich einen sanften Seelenschmerz über enttäuschte Hoffnungen zurückbehielt, mußte Fontane nach dem Scheitern seiner Aussichten auf ein Apothekenerbe um seines Lebensunterhalts willen als Apothekenangestellter tätig sein, ohne trotz verzweifelter Bemühungen eine Aussicht auf Selbständigkeit im Berufe zu gewinnen.

In seinen schon erwähnten „Erinnerungen“ schildert Zeise seinen Besuch bei einem dem Apothekerstande entstammenden Berliner Schriftsteller, „der sowohl als Lyriker wie auch als Novellist sich eines sehr geachteten Namens erfreut“ — es ist zweifellos Fontane — und gibt seinem Mißfallen darüber Ausdruck, daß dieser von seiner Erwähnung des gemeinsamen Berufs ihrer Jugendjahre nicht sonderlich erfreut schien und nicht näher darauf einging. Die Gründe für die Haltung Fontanes dürften nach dem Dargelegten einer weiteren Erläuterung nicht bedürfen.

Aber die Dankbarkeit, die Zeise während seines ganzen Lebens der Pharmazie entgegenbrachte, entstammte nicht ausschließlich der Erinnerung an schöne, sorglose Jugendjahre. Sie hatte noch eine weitere, eine tiefere Ursache. Im Gegensatz zu den meisten seiner Dichterkollegen, deren poetische Begabung sich schon vor dem Eintritt in die Pharmazie gezeigt hatte, entdeckte Zeise erst als Apothekerpraktikant sein lyrisches Talent. Die damals betriebene Lektüre von Bürger und Chamisso, von Byron, Hoffmann v. Fallersleben und Herwegh weckte seine Lust am Reimen, die durch seinen Beruf gebotene Beschäftigung mit der Natur, die von ihm unternommenen botanischen Exkursionen gaben ihm den Stoff zur Betätigung seiner neuen Leidenschaft. Gegen Ende des Jahres 1839 ließ der siebzehnjährige Apothekerlehrling aus Landsberg a. d. Warthe in dem in Frankfurt a. Oder erscheinenden Blatte „Der Telegraph“ seine ersten Gedichte erscheinen. Diesen Gedichten sind viele andere gefolgt.

Über die poetischen Schöpfungen Zeises schreibt Adolph Rohut in seinem Buche „Heinrich Zeise, der Nestor der deutschen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart“ unter anderem folgendes:

„Ein echter Poet, offenbart er in dem zarten Liebeslied, aber auch in Kampf- und Kriegsliedern, in der patriotischen Lyrik seine ganze Gemütsiefe und entzückt uns durch seine stimmungsvollen dichterischen Ergüsse. Ein Meister, ja ein Virtuos in der Form, zeichnet sich seine Lyrik auch durch Schönheit und Harmonie aus.

Nichts Erfünfteltes, Gemachtes, Ausgeflügeltes, sondern aus dem Grund der Seele und des Herzens Kommendes finden wir in den so mannigfachen lyrischen Schöpfungen dieses Sängers.

Heinrich Zeise hat nicht allein in vielen belletristischen Journalen seiner Zeit Gedichte veröffentlicht, die von dem Publikum mit größtem Interesse aufgenommen und, wie wir wissen, auch von Tonkünstlern wiederholt vertont wurden, sondern er hat auch mehrere selbständige Gedichtsammlungen herausgegeben, die sich nicht minder des lebhaften Beifalles der Zeitgenossen zu erfreuen hatten.

Nachdem er 1847 die längst vergriffenen „Gedichte“ publiziert hatte, debütierte er 1850 mit einem umfangreichen Band von 384 Seiten, betitelt „Neuere Gedichte“. Fast gleichzeitig gab er seine „Kampf- und Schwertlieder“ heraus. Den Kämpfern von Schleswig-Holstein widmete er „Deutsche Kriegs- und Siegeslieder“, ferner „Kampf- und Siegeslieder“ und schloß die Sammlung seiner Poesien mit dem Werke „Aus meiner Liedermappe“ . . .

Der Naturforscher, der mit heißem Bemühen allezeit bestrebt war, in das Innere der Natur zu dringen, namentlich der Botaniker, verrät sich gar oft in diesen Liedern, da er gern seine Gleichnisse aus der Natur bzw. der Pflanzenwelt nimmt.“

Neben diesen von Rohut erwähnten Schöpfungen sind noch insbesondere die „Natur- und Lebensbilder“, die „Kleinen Bilder aus dem Naturleben“, das bereits mehrfach zitierte Memoirenwerk „Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten“ und Zeises vortreffliche Übersetzungen aus dem Dänischen zu nennen.

Die Muse Zeises dürfte am besten durch die Tatsache charakterisiert werden, daß zu ihren wärmsten Freunden die Dichter Klaus Groth, Theodor Storm und Detlev v. Liliencron gehörten.

Und nun, nach dieser Übersicht über das Leben und Wirken dieses „Nestors der deutschen Dichter und Schriftsteller“ muß auch für ihn die für diese Arbeit wesentliche Frage gestellt werden, ob und inwieweit ein Einfluß des in seiner Jugend ausgeübten Berufs auf sein dichterisches Schaffen als vorhanden angenommen werden kann. Das Temperament Zeises war zu gleichmäßig, zu wenig zu extremen Ausschwingungen geneigt, als daß von einem „Urerlebnis“ gesprochen werden könnte, der diesen eben dahinströmenden Fluß in ein neues Bett gezwungen hätte. Auch von der Verwendung von Berufsmotiven und -problemen kann bei diesem absoluten Lyriker ebensowenig die Rede sein wie von der Übernahme von Arbeitsmethoden und Einstellungen des ursprünglichen Erwerbsberufes auf seine Dichtung. Aber gerade bei Zeise ist der Einfluß seiner pharmazeutischen Tätigkeit auf seine seelische Substanz, auf die Richtung seiner Empfindungswelt unverkennbar. Bei ihm, bei dem erst innerhalb der praktischen Berufsausübung der poetische Antrieb sich bemerkbar machte und zeit seines Lebens in unendlicher Abwandlung fast ausschließlich um die Liebe zur Natur und zur

Heimat freifte, dürfte unter der Voraussetzung, daß wir diese Liebe als wesentliches Merkmal des Apothekerstandes ansehen dürfen, der Zusammenhang zwischen einstigem Beruf und seelischem Grundgefühl unverkennbar sein.

### Julius Lohmeyer.

Julius Lohmeyer gehörte nicht zu jenen Schriftstellern, deren Persönlichkeit sich so sehr in ihrer Leistung erfüllt, daß sie nur durch ihr Werk und nur in ihm erkennbar sind. Sein starkes Lebensgefühl stellte ihn auf die Arbeit am Tage und für den Tag, ließ ihn Freude und Genuß suchen, finden und verbreiten.

„Sein Geheimnis“, schreibt Viktor Blüthgen in einem dem toten Freunde in der Deutschen Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart gewidmeten Nachrufe, „war das jedes echten Optimisten: er trug eine Quelle unerschöpflichen Glücksgefühls in sich und er erklärte seine Welt damit, daß er sie liebte, mit starkem freigebigem Liebesdrang . . . Er erlebte vielerlei Täuschungen wie alle Optimisten; da machte er kurzen Prozeß, stieß ab, was ihn unwert bedünkte. Aber es blieb so viel übrig, mit dem er sich im Lieben und Beglücken auf Austausch stellen durfte, daß er, wenn irgendwer, im Leben auf seine Rechnung kam . . . Er war der beschäftigteste, der unermüdetste, der arbeitsbedürftigste Mensch, den ich gekannt habe. Selbst sein Genießen setzte sich in Arbeit um. Es war immer zugleich ein Mitteilen an andere oder ein Ausmünzen zu Gedanken, die den Bestand seiner Lebensanschauungen mehrten. Sein Kopf war immer tätig zu finden, zu formen, zu geben. Ich habe ihn nie passiv gesehen. Mit dieser strömenden Unruhe war er weniger zu vertieft künstlerischem Schaffen geboren, trotz unleugbarer Begabung, als zum Anreger, Entwerfer, Organisator, und da war er in der Tat von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Ströme von Anregungen gingen immerzu von ihm aus; ich glaube, solange ich ihn kenne, hat es keinen Tag gegeben, wo nicht jemand auf seinen Anlaß etwas zeichnete oder schrieb. Eine ganze Literatur existierte nicht, hätte er nicht existiert . . .

Lohmeyer war ein Schlesier, am 6. Oktober 1834 (die verbreitete Angabe 1835 ist unrichtig) in Reife geboren, Apothekersohn und als Ältester bestimmt, des Vaters Nachfolger zu werden. Aber dieser Vater selber war ein vielseitiger Mann, der allerlei Mlotria trieb, ein „Bastler“ und „Lackquesteler“, wie der Sohn sagte, der künstliche Pflanzenmodelle herstellte und den ersten Telegraphen in Preußen . . . Der künftige Apotheker studierte allerdings, trieb aber auch Mlotria: er dichtete . . . Dann holte er sich im Jura eine feine schlanke Frau und kaufte die Hofapotheke in Elbing, statt die elterliche zu übernehmen. Dort gab es einen Kreis künstlerisch wie politisch interessierter Leute von Namen, in dem er mit seiner Rührigkeit bald eine Rolle spielte: Bismarckbekämpfer der Konfliktzeit und dann seine Verehrer in der liberalen Ära. Lohmeyer schrieb satirisch-humoristische Zeitgedichte, der Kladderadatsch druckte sie und bewog ihn, den Apotheker an den Nagel zu hängen und in die Redaktion einzutreten. Er zog nach Berlin, war 1867—73 Kladderadatschredakteur; namentlich seine Kriegsgedichte gefielen ungemein. Sie sind später mit denen Trojans zusammen als „Kriegsgedenkbuch des Kladderadatsch“ erschienen.“

Über den weiteren Lebensgang Lohmeyers sagt das Meyersche Konversationslexikon, 6. Auflage, folgendes:

„Im Jahre 1873 gründete er die illustrierte Zeitschrift „Deutsche Jugend“, die bald als die beste deutsche Jugendschrift weite Verbreitung fand. Hier sowohl wie in seinen zahlreichen, meist humorvollen Kinderbilderbüchern und Jugenderzählungen suchte er durch die Heranziehung erster deutscher Künstler und Dichter in reformatorischem Sinne zu wirken. Daneben war er Chefredakteur des „Deutschen Familienblatts“. Von seinen übrigen Veröffentlichungen erwähnen wir „Künstlerfestspiele“ (Berlin 1885); „Gedichte eines Optimisten“ (Leipzig 1885); „Auf Pfaden des Glücks“, Lebensprüche (dasselbst 1896); „Humoresken“ (Berlin 1899); „Kinderlieder und Reime“ (Leipzig 1897); „Die Bescheidenen“, Novellen (Dresden 1898); „Wir leben noch“, neue Novellen (Stuttgart 1901). Mit zahlreichen Fachmännern veröffentlichte er „Das Goldene Buch. Eine deutsche Kulturüberschau an der Jahrhundertwende“ (Leipzig 1900). . . Auch gab Lohmeyer die ersten 12 Bände der „Vaterländischen Jugendbücherei für Knaben und Mädchen“ (München 1899—1901) heraus; ferner mehrere Sammlungen kunstgeschichtlichen und pädagogischen Inhalts: „Studienmappen deutscher Meister“ (Breslau 1891 ff.); „Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht“ (Berlin 1889—93, 3 Serien) und „für den geschichtlichen Unterricht in der neueren vaterländischen Geschichte“ (dasselbst 1895) und die „Wandbilder für deutsche Götterlehre und Sage“ (mit Felix Dahn). Für die Flottenbewegung trat er ein durch die Gründung der sogenannten Deutschen Professorenvereinigung (1898) und durch Herausgabe der Marine- und Kolonialbibliothek „Auf weiter Fahrt“ (Leipzig 1901—03, 3 Bände). Lohmeyers Gesamttätigkeit galt der Belehrung und Stärkung des deutschen Nationalgefühls, der auch die von ihm 1901 begründete „Deutsche Monatschrift“ (später redigiert von Hoefsch) dienen sollte. Nach seinem Tode erschienen seine „Gesammelten Dichtungen“ (Berlin 1904). Auf seinem Grabe wurde von der Stadt Charlottenburg, deren Ehrenbürger Lohmeyer gewesen war, von der Literarischen Vereinigung und von dem Verein Berliner Künstler ein Denkmal errichtet (mit Bronzerelief von Schuler).“

Julius Lohmeyer ist am 24. Mai 1903 — nicht wie das Lexikon angibt 1904 — in Charlottenburg gestorben.

Schließlich sei noch die kritische Würdigung zitiert, die Blüthgen der dichterischen Produktion Lohmeyers zuteil werden läßt.

„Er hastete auch bei der eigenen Produktion. Was er dichtete, Vers wie Prosa, war Gelegenheitsdichtung, auf gut Gelingen hin. Gewisse Sachen von ihm eigenen Genre wie seine Kinderreime, Festgedichte, warf er mit spielender Sicherheit hin . . . Als Poet war er kein allererster. Aber er verdient den guten Namen, den er sich erworben; er besitzt auch das, was aus der Menge heraushebt, die persönliche Note. Er war kein Lyriker; er plauderte in Versen, launig, schwungvoll, mit viel guten, feinen Einfällen: seine Stärke ist die Pointe. Seine „Gedichte eines Optimisten“ haben doch auch einen eigenen feinen Stimmungsbuß und vor allem Zeichnung, ein Gesicht: das Gesicht, das man behält. In den Kindergedichten ist viel gute Klischeepoesie, aber auch eine Fülle drolliger origineller Erfindung. Formfischer ist er unter allen Umständen, auch das Minderwertigste steht immer im Zeichen guten



Geschmacks . . . Etwas wie Potpourriduft steigt aus den ernstesten Schöpfungen Lohmeyers. Er gehört durchaus einer älteren Generation an . . . Bei der Riesenarbeit, die er für sich bewältigte, fand er immer noch Zeit für Gelegenheitsverse, Loaste, kleine Aufmerksamkeiten, aber auch für Freunde sich ernsthafter zu bemühen.“

Dieser Apothekerssohn und Apothekerdichter, er steht fraglos seinen berufstätigen Fachgenossen mit auch dem Umfang, nicht nur dem Wesen nach „gelegentlicher“ Produktion außerordentlich nahe. Er teilt mit ihnen die Leichtigkeit, die — in jedem Wortsinne — Gefälligkeit der stets dienstbereiten Feder und das stark ausgeprägte Gefühl für Tradition und Volkstum.

### Theodor Fontane.

**V**on allen aus dem Apothekerstande hervorgegangenen Schriftstellern hat kein einziger die von ihm als „pharmazeutisch“ empfundene Gefühls- und Geistesart mit gleicher Entschiedenheit abgelehnt wie Fontane. Und doch war keiner unter ihnen — vielleicht von Zeise abgesehen — „apothekerlicher“ in Wesen, Denkform und Denkrichtung, in seinen Respekten und seinen Abneigungen als gerade er.

Theodor Fontane, der nichts mehr haßte als den „Bourgeois“, der sich in Spott und Ablehnung gegenüber dieser Menschenkategorie nicht genug tun konnte, war selbst dieses Bourgeoisiums feinste und sublimste Verkörperung, war der schönste Typus des ohne Bourgeoislemente nicht denkbaren und doch durch die Weite seiner Anschauungswelt hoch über das Bourgeoishafte und seine teils ärgerlichen teils lächerlichen Erscheinungsformen hinausragenden „Bürgers“. So sind in der Haltung Fontanes dem Apothekerstande gegenüber Abneigung und Liebe wunderbarlich gemischt. Er liebte in ihm das bodenständige und wurzelechte Bürgertum und er haßte an ihm alles das, was ihn bei den Vertretern des Apothekerberufs kleinlich, dückelhaft, verzwickelt und gefühlsunsicher anmutete.

Die apothekerliche Abgezirktheit des Lebenskreises, die in der Pharmazie heimische Ordnung und Sauberkeit, sie lagen im Grunde durchaus in der Art und dem Wesen Fontanes. So erklärt sich, daß er ihrer nur zu nahe liegenden Abflachung in Enge und Begrenztheit, in Pedanterie und Kleinlichkeit mit so außerordentlicher Schärfe entgegentrat. Was er bei sich befürchtete und um jeden Preis zu vermeiden suchte, das bedachte er da, wo er es vorhanden glaubte, beim „Bourgeois“ und insbesondere beim bourgeoishaften Apotheker mit jener besonderen kritischen Härte, die man nur Verwandtem entgegenbringt und deren letzter verborgenster Zweck darin besteht, allen eigenen

Möglichkeiten zu ähnlicher Entwicklung ein warnendes und abschreckendes Momento entgegenzustellen. Daneben lag in dieser Kritik fraglos auch etwas wie der Versuch eines seelischen Alibinachweises.

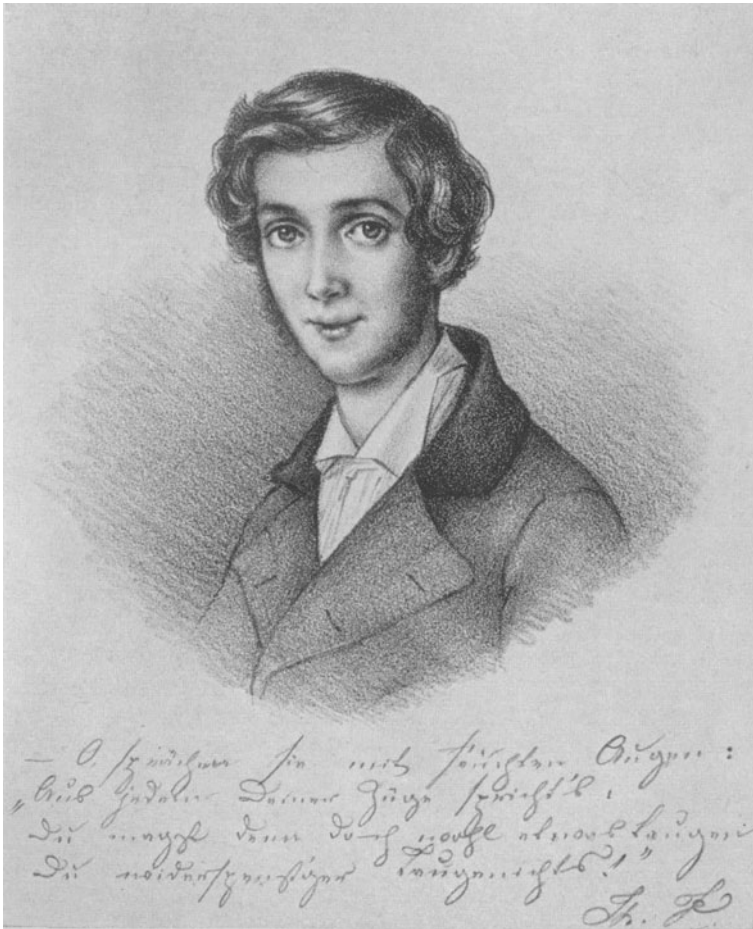
Aber noch ein Weiteres kam hinzu, das Fontane seine ursprüngliche Zugehörigkeit zum Apothekerstande als wenig angenehme, als keinesfalls empfehlende Tatsache ansehen ließ: seine überaus empfindsame soziale Eitelkeit. Wäre er Apothekenbesitzer gewesen oder geworden, hätte ihm der „Besitz“ jene Eingliederung in die bürgerliche Rangordnung gegeben, die er immer anstrebte und stets entbehrte, so wäre sein Geltungswille zweifellos auch darüber hinausgegangen, aber er hätte diese Position doch als einen festen und sicheren Boden eingeschätzt und entsprechend gewürdigt. So aber, als Apothekenangestellter ohne jede Aussicht auf spätere Selbständigkeit mußte ihn der Gegensatz zwischen seinen Ansprüchen und der sozialen Einschätzung, die ihm seine Stellung innerhalb gerade dieses Berufes zuteil werden ließ, zu grundsätzlicher Opposition treiben. Das war um so mehr der Fall, als Fontane beim Ergreifen des Apothekerberufs mit einiger Sicherheit damit rechnen konnte, später einmal als Erbe seines Vaters in den Besitz einer Apotheke zu gelangen. So machte ihn die Enttäuschung doppelt bitter.

Als Fontane am 30. Dezember 1819 in Neuruppin in der Mark geboren wurde, besaß sein Vater die dortige Löwenapotheke.

„Er war“, schreibt Fontane von seinem Vater, „überhaupt eine ganz ungeschäftliche Natur, nahm ihm vorschwebende Glücksfälle für Tatsachen und überließ sich, ohne seiner auch in besten Zeiten doch immer nur bescheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege „nobler Passionen“. Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpassion über und verspielte, während der sieben Jahre, von 1819—1826, ein kleines Vermögen.“

Da war es kein Wunder, daß die finanziellen Schwierigkeiten kein Ende nehmen wollten, daß die Apotheke in Neuruppin verkauft, daß auch die später erworbene Apotheke in Swinemünde veräußert werden mußte, und schließlich auch der letzte Apothekenbesitz des alten Fontane in dem Oderbruchdorfe Letschin der Familie nur dadurch erhalten werden konnte, daß ihn der Schwiegerjohn Sommerfeldt übernahm.

Die Aussichten Fontanes auf eine spätere Selbständigkeit im Apothekerberufe waren um so geringer, als er sich bereits vor seinem im Jahre 1847 abgelegten Staatsexamen mit einem Mädchen verlobt hatte, das gleich ihm einer ursprünglich französischen Familie entstammte und das Temperament und die Grazie dieser Herkunft aufs glücklichste repräsentierte, deren Vermögensverhältnisse aber eine ähnlich schlechte Verfassung aufwiesen wie die seinen.



L. Fontane

1843.

Widmungsblatt an Wilhelm Wolffsohn.  
 Nach einer Kreidezeichnung von Kersting in Dresden.

Im Jahre 1849 wagte Fontane schließlich den endgültigen Übergang zum freien Schriftstellertum. Kurz vorher schrieb er einen Brief an einen bis jetzt unbekannt gebliebenen Empfänger, der im Jahre 1925 in der „Bosfischen Zeitung“ erstmalig veröffentlicht wurde. Dieses Schreiben ist für seine damalige Seelenlage sowie für seine innere Einstellung zum Apothekerberuf so charakteristisch, daß sein wörtlicher Abdruck an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint:

„Hochgeehrter Herr! Eine Nachschrift Ihres Briefes: „Ich kenne Ihre Titel nicht“ wird mir zur Aufforderung, Ihnen, hochgeehrter Herr, eine flüchtige Skizze meines Lebens zu geben. Die Summe davon ist, im voraus bemerkt — kein Titel, noch irgend sonst was. — Ich bin 30 Jahre alt, im märkischen Sande geboren, an der Ostsee großgezogen und meines Standes — Apotheker.

Warum ich das bin? Mein Vater sprach: „Car tel est notre plaisir!“, zudem war er selbst Apotheker, ein anderer Grund liegt nicht vor. Mit 16 Jahren trat ich in die Lehre; mein Lehrherr war human, meine eigensten Neigungen stießen auf keinen Widerstand; so hielt ich aus. Zwanzig Jahre alt, kam ich nach Leipzig; mit jener Unvermündlichkeit der Jugend setzt' ich es durch, bei Tage ein pflichtgetreuer Apotheker, und bei Nacht ein studentischer Literat zu sein. Burschenschaftler, Schriftsteller siebenten Ranges standen im Hintergrunde, zahlungsunfähige Buchhändler wurden mein Umgang und tauschten pathetische Freiheitsgedichte gegen eben so leere Schmeicheleien ein. Einer, mein besonderer Protektor, bot mir die Redaktion eines belletristischen Blattes an, und ich, ehrlich genug, um auch für ehrlich zu halten, schlug ein; kündigte meine Stellung und war fest entschlossen, wie fast jeder 22jährige, der das Leipziger Pflaster tritt, unter die Literaten zu gehen. Gnädige Götter hatten es anders bestimmt. Mein Protektor war ein Lump und brach sein Wort; ich bin ihm dankbar dafür. Augenblicklich freilich war die Verlegenheit groß. Was war zu tun? — Wiedereintreten in eine eben aufgegebenen Stellung, das ließ mein Stolz verzeihlicherweise nicht zu, auch plagte mich der Hochmutsteufel überhaupt. Das Leben hatte mich noch nicht zu der Erkenntnis gebracht, daß der Schein nichts und das Sein alles ist.

Ich beschloß, Medizin zu studieren, kehrte ins elterliche Haus zurück und saß zur Absolvierung des Abituriums emsig über Cicero und Tacitus, nur dann und wann einen Blick in Macbeth oder Hamlet werfend, um meine beim Studium gelangweilte Seele an anderer Speise zu erquicken. Wohl möglich, daß jetzt bereits: Doktor, praktischer Arzt und Geburtshelfer an meinem Klingelschilde stünde, wenn mich nicht das Geseß allgemeiner Wehrpflichtigkeit beim Schopfe genommen und in ein Garde-Regiment gesteckt hätte. Diese Unterbrechung meiner Studien entschied über mein Studium überhaupt; ich gab alles weitere Ankämpfen gegen mein Schicksal auf, und beschloß reumütig, in die Arme der edlen Apothekerkunst zurückzukehren. Mit diesem Entschluß wurde mir eine Ruhe zuteil, die bald anfang, auf meine poetischen Arbeiten den besten Einfluß zu üben; eine — trotz meiner Grenadierschaft nach England unternommene Reise — kam dazu, ich sah und erlebte was, und allmählich alles bloße Pathos über Bord werfend, brachte ich es endlich bis zu wirklichen Gedichten. Der Weener- und Wettersee, Lower-Brand, ein Jäger und mehrere andere sind aus jener Zeit.

Doch ich werde zu breit; faß ich die letzten fünf Jahre kurz zusammen. Ich habe sie mit Recepte- und Verschreiben ehrlich hingebracht. Wurde mir's mit dem tag- und nachtgequälten Leben in der Apotheke mal zu arg, so ging ich ein Viertel- oder halbes Jahr aufs Land, und, die in der Stadt aufgespeicherten Stoffe vornehmend, war ich im Hause meiner Eltern und Freunde ein geringerer Gast. Es kamen freilich auch trübe Stunden, und der heimatische Boden wäre nach aller Wahrscheinlichkeit nicht mehr unter meinen Füßen, wenn ich nicht inzwischen mich verlobt und die innigste Liebe zu meiner Braut mich nicht immer wieder von vielleicht übereilten Schritten zurückgehalten hätte.

So liegen die Sachen noch. Ich habe längst erkannt, daß es sich um das Sein und nicht ums Scheinen handelt; seitdem ist der Hochmut ferne von mir, über „den Apotheker“ hinaus zu wollen. Aber es geht auch damit nicht. Meine Vermögenslosigkeit macht mir den Ankauf einer Apotheke unmöglich, so daß ich, nachgerade den Hafen erfahrend, angefangen habe, mich nach anderem umzutun. Von meiner Feder leben kann ich weder, noch will ich es; auch glaub ich, es sind nicht die Schlechtesten, die dies ehrliche Geständnis ablegen. — Mein Streben geht nach einer subalternen Stellung im Ministerium des Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten; es sind einige Ausichten auf Erfolg vorhanden. Trügen sie wieder wie hundert andere, so sei es drum; ich bin seit Jahren daran gewöhnt, meine Hoffnungen hinauszutragen.

Ich schließe. Von meinem persönlichen Jammer lebt wenig in meinen Gedichten. Gott sei Dank! Was am fernsten liegt, hat immer den größten Reiz, und gerade vom Willenmörser aus ist das sich Anklammern an die Percies und Douglass vollkommen psychologisch erklärt.

Leben Sie wohl, hochgeehrter Herr, bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen. Mit diesem Wunsche zeichne ich als Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Theodor Fontane.“

Dieser Brief bedarf keines Kommentars. Er beweist, daß Fontane den Apothekerberuf verließ, weil er in ihm nicht zur Selbständigkeit gelangen konnte, und er zeigt zugleich, wie sehr der Dichter sich trotz seiner Berufszugehörigkeit im Grunde als Außenstehenden empfand und die Pharmazie und die Pharmazeuten mit den Augen des Außenstehenden betrachtete. Immer war Fontane auf der Flucht vor dem Bourgeoishaften auf der einen und dem Verzwickten auf der anderen Seite, das die landläufige Meinung in dem Apothekerstande vermutete und zur Grundlage ihrer Ein- und Abschätzung der Pharmazie und ihrer Jünger machte. Es ist überaus charakteristisch, daß Fontane selbst da, wo er einen seiner früheren apothekerlichen Brotherren angenehm findet und anerkennt, einen Vorbehalt statuiert, der seine persönliche Distanz auch in diesem Falle feststellt. So schreibt er in seinem autobiographischen Roman „Zwischen Zwanzig und Dreißig“ von den Brüdern Jung, die er als ungewöhnlich „schöne Leute“

bezeichnet — der eine Bruder besaß die Apotheke zum schwarzen Adler in Berlin, in der Fontane im Jahre 1847 tätig war — unter anderem folgendes:

„Es ließ sich ganz gut mit ihnen leben, soweit ein Verirrter, der das Unglück hat, sich für „Percys Relics of ancient Poetry“ mehr als für Radix Sarsaparillae zu interessieren, mit Personen von ausgesprochener Bourgeoisgefinnung überhaupt gut leben kann.“

Wie sehr Fontanes Abwehr von der Befürchtung beeinflusst war, vielleicht doch selbst in mehr oder minder hohem Grade mit diesen von ihm scharf bekämpften apothekerlichen „Bourgeois“-Eigenschaften belastet zu sein, geht deutlich aus einem am 14. September 1889 geschriebenen Briefe hervor, in dem er seiner Tochter Martha eine Äußerung des Lyrikers Emil Rittershaus über Ibsen mitteilt.

„Betreffs Ibsens muß ich doch noch eine gute Bemerkung anfügen, die Emil Rittershaus über Ibsen machte. „Haben Sie nicht bemerkt,“ sagte er, „daß Ibsen ganz wie ein Apotheker wirkt? Er ist den Apotheker nicht losgeworden und der spukt nun in seinen Stücken, seinen Problemen und Tendenzen und auch in seiner Konversation. Er ist immer ein kleiner Apotheker, der abwartet und dribbelt und auf der Lauer liegt.“ Es ist vollkommen richtig, und ich mußte laut lachen, schon um hinter der großen Lache meine eigene Angst zu verstecken.“

In einem am 30. September 1889 an Friedrich Stephany gerichteten Briefe berichtet Fontane gleichfalls über die Rittershaus'sche Äußerung und fügt folgendes hinzu:

„Wie mir dabei zumute wurde, können Sie sich denken; im Hause des Geschenkten spricht man nicht vom Strich. Aber trotz dieses Angstgefühls, trotzdem ich mir die Frage vorlegen mußte: „Wie steht es mit dir? Merkt man es auch?“ trotz allem fand ich es vorzüglich. Überall der kleine, kluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschieden, in eine furchtbare Frage einbohrt.“

Aber trotz dieses selbstquälerischen Kampfes gegen alles „Apothekerliche“ war Fontane Zeit seines Lebens mit Apothekern, besonders mit dem Medizinalrat Schacht in Berlin, in dessen „polnischer Apotheke“ er im Jahre 1845 tätig gewesen war, und mit dem Apotheker, Fabrikbesitzer und späteren Reichstagsabgeordneten Friedrich Witte in Rostock aufs Engste befreundet, konnte er ein gewisses Heimwehgefühl der Pharmazie gegenüber nie ganz loswerden. In einem Briefe vom 13. August 1877 schreibt er seiner Frau aus Thale folgendes:

„Heute früh war ich in der Apotheke, um mir ein Pechpflaster zu bestellen. Es war ein weiter Weg im Sonnenbrand; ich ging über eine halbe Stunde, wurde aber dann durch ein Apothekendyll belohnt. Das Haus mit zwei Türmen liegt in einem Akazienpark, alles kühl, schattig; in der „Offizin“ selbst die höchste Sauberkeit. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Dich dieser Anblick mit Reid erfüllt haben würde; mich selber wandelte auch so etwas an.“

Ist es nicht höchste Wertung des pharmazeutisch-kritischen Niveaus, wenn der Dichter die spontane Anerkennung seines Ruhmes durch einen seiner ehemaligen Berufsgenossen als „den größten Triumph“ seines Lebens bezeichnet? In einem aus Norderney stammenden Briefe an seine Frau vom 23. Juli 1883 finden sich nachstehende Ausführungen:

„Erst in die Apotheke. Hier traf ich Herrn Apotheker D m m e n in Person, einen stattlichen Friesen von Bildung, Manieren und Distinktion. Eine Inselgröße. Ich bat um ein Fläschchen Esprit de Menthe und bestellte mir für heut ein großes Drycroceumpflaster. Bei der Gelegenheit nannte ich ihm meinen Namen und begann diesen wie gewöhnlich zu buchstabieren. Er lehnte dies aber mit einer verbindlichen Handbewegung ab und sagte nur, halb fragend, halb sich verneigend, „Theodor Fontane?“ mit Betonung des Vornamens. Als ich meinerseits nun nickte und sozusagen meinen Prinzenstern zeigte, murmelte er allerlei dunkle Huldigungsworte, so daß ich die Apotheke mit dem Gefühl verließ, den größten Triumph meines Lebens erlebt zu haben. Und dies ist nicht etwa scherzhaft, sondern ganz ernsthaft gemeint. Du weißt, wie mißtrauisch ich in diesem Punkte bin. Das aber war wirklich was und wiegt mir drei Orden auf; denn Anerkennung, Freude, ja selbst Respekt (der Artikel also, in dem man ganz besonders und bis zur Ungebühr zu kurz kommt), sprachen sich in dem Benehmen des Mannes aus.“

Gefühl und verstandesmäßige, mehr den eigenen apothekerlichen Wesenselementen als dem Apothekerstande als solchem geltende Kritik, wie weit gehen sie bei Fontane auseinander.

In seinen autobiographischen Schriften, in denen er Personen, Zustände und Begebenheiten seiner pharmazeutischen Lebensperiode rein beschreibend schildert, an allen den Stellen seiner Briefe, an denen er sich mit angeblich „apothekerlichen“ Wesenszügen rein gedanklich, rein polemisch auseinandersetzt, nichts als Kälte, fast ein wenig überspizte und gereizte Sachlichkeit. Und in scharfem Gegensatz zu dieser bewußten Einstellung der Ratio warme, sein ganzes Leben lang festgehaltene Freundschaften mit Apothekern, ein immer wieder aufquellendes Heimwehgefühl, wenn er in eine gutgehaltene Offizin tritt, und eine ganz besondere Freude an jeder Anerkennung durch frühere Berufsgenossen.

Besonders deutlich aber wird die tiefere, die eigentliche Gefühlseinstellung Fontanes zur Pharmazie bei dem einzigen Buche, in dem er eine Apothekergestalt geschaffen hat, und das zugleich eine seiner schönsten Dichtungen überhaupt ist, bei der melancholisch-süßen Chetragödie „Effi Briest“. Bei diesem Versuch einer künstlerischen Gestaltung der dem Dichter so wohlbekannten pharmazeutischen Atmosphäre hat das ursprüngliche Gefühl Fontanes die Kältezone der absichtlichen Abkehr endgültig überwunden. Der Stimmungszauber des Berufes, in dem er, der Apothekersohn und langjährige Apotheker, im wahrsten Wortsinne aufgewachsen ist, hat in dem Schmelzprozeß des künst-



Phot.: W. Gerlich, Neuruppin.

Das Fontanedenkmal in Neuruppin.



lerischen Schaffens die kalte Ratio völlig aufgelöst und eine Apothekergestalt entstehen lassen, wie sie die deutsche Literatur in gleicher Vollendung, in gleich trefflicherer Zeichnung der Vorzüge und Schwächen, der wahrhaft „apothekerlichen“ Güte und Hilfsbereitschaft und der mehr rührenden als lächerlichen Mischung von Bescheidenheit und altfränkischer Würde kaum noch einmal aufzuweisen hat. Wenn für das Wort, daß man die letzte Wahrheit über einen Dichter nur aus seiner Schöpfung, nie aus seinen sachlichen oder polemischen Erörterungen zu und über sich selber erfahren kann, nach einer wirklich überzeugenden Bestätigung gesucht werden sollte, in dem Verhältnis Fontanes zu seinem ursprünglichen Berufe wäre sie gegeben.

In fast allen Lebensstadien Fontanes finden sich Andeutungen über eine mögliche Rückkehr zur Pharmazie. Und wenn sie auch nur ein einziges Mal, im Jahre 1852, wirklich ernsthaft ins Auge gefaßt war — damals trug sich Fontane, an der Möglichkeit einer Existenz als freier Schriftsteller verzweifelnd, mit dem Gedanken, in London eine Apotheke zu eröffnen —, so ist doch die Tatsache dieser Erwägungen fraglos ein Beweis dafür, daß die seelischen Fäden, die ihn mit der Pharmazie verknüpften, stärker waren als er selber vermutete und wahr haben wollte.

Fontane hat den einmal verlassenen Beruf nie wieder ergriffen. Seine Gemeinde wuchs mehr und mehr, und die Erträgnisse seiner schriftstellerischen Tätigkeit ermöglichten ihm und seiner Familie eine zwar vor Not geschützte, aber doch den großbürgerlichen Neigungen Fontanes nur sehr bedingt entsprechende Lebensführung. Auch seine Ehrgeize fanden nach und nach ihre Befriedigung. Als er am 20. September 1898 in Berlin starb, war er mehrfach mit Orden ausgezeichnet und Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Berlin.

Fontane war nacheinander Redakteur an der „Neuen Preussischen Zeitung“, Sekretär an der königlichen Akademie der Künste und Theaterkritiker an der „Vossischen Zeitung“. Die letzte Stellung, die ihm die für ihn unentbehrliche Freiheit ließ, hat er am längsten und wohl auch am liebsten bekleidet. Gab sie ihm doch Gelegenheit, seine kritische Begabung, sein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl und vor allem seinen trefflicheren Instinkt für alles Echte und Wertvolle an maßgeblicher Stelle zum Nutzen der deutschen Literatur zu betätigen. Als das Erstlingsstück Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ in der gesamten bürgerlichen Welt einen Sturm der Entrüstung entfesselte, da war es der alte Fontane, der mutig diesem Entrüstungstaumel die Stirne bot und mit seiner untrüglichen Witterung für Wesentliches Hauptmann als einen Schriftsteller bezeichnete, von dem die deutsche Literatur noch manches zu erwarten hätte.

Die dichterische Produktion Fontanes ist sowohl an Umfang wie an Inhalt außerordentlich gewichtig. Schon in den während seiner Apothekerzeit entstandenen Versen zeigt sich jene charakteristische Mischung von Wärme und Präzision und Knappheit des sprachlichen Ausdrucks, die seine später berühmt gewordenen Balladen besonders auszeichnet und ihnen den un-nachahmlichen Soldatenton gibt. Seine Schilderungen der deutschen Feldzüge von 1864, 1866 und 1870, an der Spitze die ergreifende Darstellung seiner Erlebnisse in „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870“ sind Volksbücher geworden.

Aber soviel und sooft auch die Balladen Fontanes gesagt und gesungen, seine Kriegsbücher gelesen werden, den wesentlichsten Teil seines Schaffens bilden doch seine Romane. In ihnen kommt die Persönlichkeit des Dichters zu ihrer vollen Auswirkung. Man hat die Romane Fontanes häufig als die hervorragenden Schilderungen des norddeutschen Gesellschaftslebens gepriesen. Aber diese Anerkennung, so zutreffend sie auch ist, wird doch ihrer Bedeutung nicht hinreichend gerecht. Was diesen Erzählungen ihren besonderen Reiz und ihre nur ihnen eigene Wirkung verschafft, ist die klare und unverzwickte Selbstverständlichkeit der Personen und Situationen, die Natürlichkeit der Gefühle und Beziehungen, ist das völlig unbetonte und doch stets fühlbare Walten des wirklichen, unpathetischen und doch stets bewegten Lebens. In den Werken Fontanes walten Schicksale, geschehen Opfer und Gewalttat, Erhebung und Verzicht, aber für konstruierte „Probleme“, für ein mehr oder minder erhitztes „Pathos“ ist in ihnen ebenso wenig Raum, wie in der Persönlichkeit ihres Schöpfers. Eine behutsame Abgewogenheit verteilt weise die Lichter und die Schatten.

Man hat diese Behutsamkeit, die für Fontane charakteristische vorsichtige Skepsis vielfach auf seinen Apothekerberuf zurückzuführen gesucht. Anlässlich des siebenzigsten Geburtstags Fontanes brachte die „Bosnische Zeitung“ eine hübsch geschriebene Biographie des Dichters, in der unter anderem folgendes ausgeführt wurde:

„Wenn Fontane ein Urteil, eine Ansicht, eine Tatsache ausgesprochen hat, so sucht er es durch ein „oder wenigstens“ oder durch ein „beinah“ bald mildernd, bald stärkend aufs richtige Maß zurückzuführen; nicht unähnlich einem fürsichtigen Provisor, der vor der Wage steht und genau aufs Krümchen nachstreut oder wegschüttet, was dem geforderten Gewicht nicht entspricht.“

So bestechend diese Bemerkung auf den ersten Blick auch wirkt und so hübsch sie pointiert ist, sie teilt das Schicksal der meisten aphoristisch zugespitzten Bonmots, nur oberflächlich zutreffend und im tieferen Sinne unwahr zu sein. Handelte es sich wirklich, wie der Verfasser einleitend bemerkt, bei

der von ihm gekennzeichneten Eigenart Fontanes um eine „Stileigentümlichkeit“, dann hätte seine Auffassung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Aber diese behutsame Skepsis Fontanes ist mehr als nur eine Stileigentümlichkeit. Sie ist eine der wesentlichsten Eigenschaften des Dichters, die in dem gealterten Fontane zu köstlichster Reife gelangt ist und insbesondere seine späten Romane mit der Sonne einer geläuterten und gütigen Weisheit überglänzt.

„Als mütterliches Erbteil die Wertschätzung von Besitz und äußerem Ansehen, als väterliches das Gasognertum, das Spielen mit Unwirklichkeiten, von beiden Seiten her ein Hang zum Wohlleben. Aus solchen Anlagen sollte eine Persönlichkeit erwachsen, reich, gütig, stark wie selten eine.“

Diese Worte Ernst Heilborns, dessen Aufsatz über „Fontanes Persönlichkeit“ in dem von ihm herausgegebenen „Fontane-Buch“ wohl das Beste und Erhellendste darstellt, was über Fontane je geschrieben worden ist, zeigen aufs Deutlichste die Gegensätzlichkeiten innerhalb der Fontaneschen Erbmasse, die naturnotwendig zu ständigen Ausgleichversuchen zwischen Gewünschtem und Erreichbarem führen mußten. Es ist selbstverständlich, daß die Resultante dieses Wechselspiels eine abwägende Skepsis sein mußte. Sie ist bei Fontane das Erbteil seines Blutes, nicht seines ursprünglichen Erwerbsberufes.

Was für die Fontanesche Skepsis gilt, trifft auch für seine Achtung vor allem traditionsmäßig Begründeten und Gewordenen, für seine Anerkennung der Autorität, für seine in den „Wanderungen durch die Mark“ besonders schön zum Ausdruck gelangte Heimatliebe zu. Er teilt diese Eigenschaften mit vielen Vertretern des Apothekerstandes, für den sie typisch sind, aber er hat sie ihm nicht zu verdanken.

So ist ein „Einfluß“ der Pharmazie auf den Dichter Theodor Fontane kaum nachzuweisen. Aber er stand seiner Veranlagung nach dem Apothekerstande näher als wohl irgendein anderer der Schriftsteller, die den Salbentpatel und das Reagenzglas mit der Schreibfeder vertauschten. Wenn die Pharmazie von einem der aus ihr hervorgegangenen Dichter sagen kann, er war der Ihre, dann ist es Theodor Fontane. In ihrer Atmosphäre groß geworden, mit den gleichen Eigenschaften ausgestattet, die als Charakteristikum der Besten des Apothekerstandes gelten können, hat er eben diese Eigenschaften zum gestaltenden Element von Dichtungen werden lassen, die zu den reifsten Schöpfungen der deutschen Literatur gehören. So hat dieser abtrünnige Sohn der Pharmazie, der sie und die Ihren in seinen privaten Meinungsäußerungen oft genug verurteilte und verletzte, in der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe, in seinem Werk, die seelischen Grundlinien des Apothekerstandes aufs glänzendste bestätigt.

## Henrik Ibsen.

Henrik Ibsen, den das Meyer'sche Konversationslexikon, 6. Aufl., „den größten Dramatiker Norwegens und einen der gewaltigsten Geister der neueren Zeit“ nennt, begann seine Laufbahn in der Apotheke der norwegischen Kleinstadt Grimstad und hat dem Apothekerstande insgesamt sechs Jahre, die eine Hälfte als Praktikant, die andere nach Bestehen des sogenannten Physikatseramens als Apothekerassistent angehört. Haben diese sechs Jugendjahre die Entwicklung des bei Aufgabe seiner pharmazeutischen Berufstätigkeit erst zweiundzwanzigjährigen Dichters in der Lat so zu beeinflussen vermocht, daß er ihre Spur durch sein ganzes späteres Leben und Wirken trug?

Es ist nicht ohne scherzhaften Beigeschmack, daß die außerordentlich häufig aufgestellte These von dem „Apothekerlichen“ im Wesen und Schaffen Ibsens von niemandem nachdrücklicher und ernsthafter vertreten worden ist als von einem deutschen Schriftsteller, der gleich ihm aus der Apotheke in die Literatur gekommen war, als von dem Apothekerdichter Theodor Fontane.

In dem der Würdigung Fontanes, seiner Persönlichkeit und seines Werks gewidmeten Abschnitt sind bereits briefliche Äußerungen des großen Märkers über seinen norwegischen Doppel-Berufsgenossen zitiert worden, die in dem Gesamturteil gipfeln: „Überall der kleine, fluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschlossen, in eine furchtbare Frage einbohrt.“ Ähnliche Bemerkungen finden sich allenthalben in den Briefen Fontanes. So schreibt er am 17. Mai 1898 in einem Briefe an Friedrich Stepany:

„Ich bin Ibsen gegenüber fast ganz unverändert geblieben. In vorderster Reihe stehen dort Bewunderung und Dank, denn er ist ein großer Reformator unseres Bühnenwesens gewesen. Er hat neue Gestalten und vor allem eine neue Sprache geschaffen. Daß unter den Gestalten viele aus der Retorte sind, darf man ihm nicht übelnehmen. Dafür war er — Apotheker.“

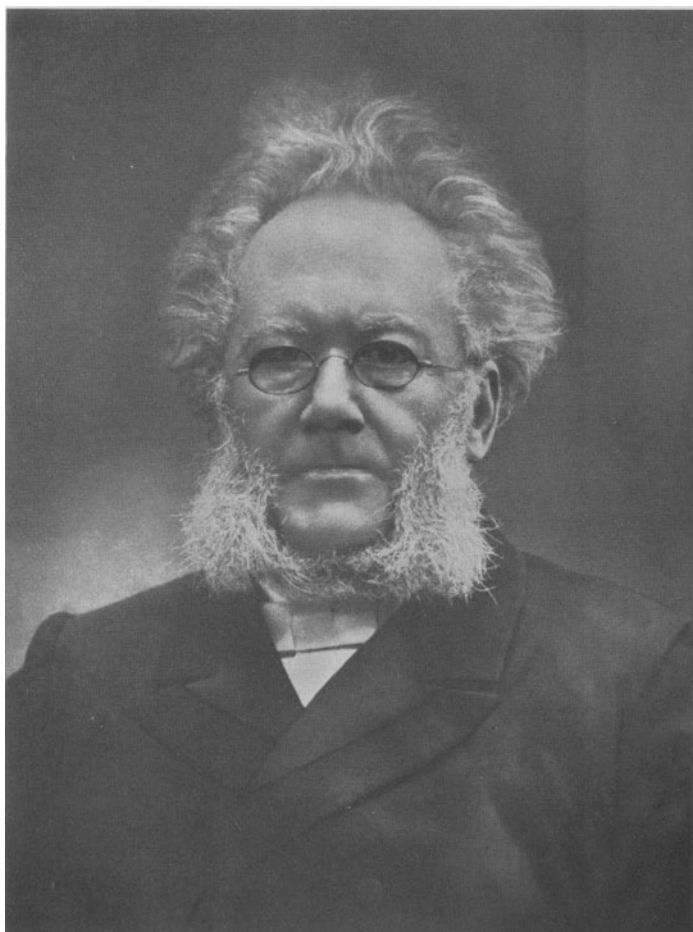
Dieser Vorwurf des Konstruierten und mithin des Unechten der Ibsen'schen Bühnenfiguren wird von Fontane an anderer Stelle noch deutlicher und bestimmter erhoben.

„Er (Ibsen) ist ein großer epochemachender Kerl, aber mit seiner „Wahrheit“ kann er mir gestohlen bleiben. In der Mehrzahl seiner Dramen ist alles unwahr.“

In einem Briefe Fontanes an Friedrich Stepany vom 22. März 1898 findet sich folgende, die Ansicht des Dichters über seinen Doppelkollegen wohl am schlagendsten wiedergebende Bemerkung:

„Was ich mal Schlenther gesagt habe: ‚Mit dreißig Jahren (hochgerechnet) ist Ibsen der Komik verfallen‘ — diesen Satz halte ich aufrecht. Daneben läuft eine ganz aufrichtige Bewunderung für das, was der Mann getan hat.“

Es ist eine unverhohlene Abneigung gegen die ganze Art Ibsens, die in diesen Äußerungen Fontanes zum Ausdruck kommt. So sehr er sich



Stenders Forlag Ceneret.

Henrik Ibsen.

genötigt sieht, die ungeheure Leistung des Norwegers, die Wirkung seiner Dichtung auf das Schrifttum und die bürgerliche Gesellschaft anzuerkennen, die Temperatur, der Ton, ja selbst die Problematik der Ibsenschen Schöpfungen sind ihm im höchsten Grade zuwider, kurz, um die Sachlage völlig eindeutig zu kennzeichnen — die ganze Richtung paßt ihm nicht.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Für Fontane, den skeptischen und abwägenden Betrachter, besteht die Welt aus Gegebenheiten, die gut oder schlecht sind, mit denen man sich abfinden kann, denen man besser aus dem Wege geht, oder die man bekämpfen muß. Es gibt Seelenregungen, die den Menschen hinauf und hinab, in Beglückung und Verzweiflung tragen können. Aber alles steht in Klarheit oder löst sich zur Klarheit, strömt mit im Flusse der unendlichen Vielfältigkeiten des Lebens, von denen man keine herausheben und zu besonderer Wichtigkeit erheben darf, ohne eine Fälschung zu begehen.

Bei Ibsen dagegen hat immer eine bestimmte Frage, ein bestimmter Gefühls- oder Anschauungskomplex einen besonderen Wichtigkeitsgrad, steht an Stelle des Auf- und Eingehens aller, auch der widerstrebendsten Dinge und Erscheinungen in den Kreislauf der Natur das „Problem“ und seine mehr oder minder hitzige Diskussion durch Menschen, die nur um dieses Problems willen geschaffen, ja die selber dieses Problem sind. Ist es ein Wunder, daß Fontane die in den Ibsenschen Dramenfiguren verkörperte Thetik und Antithetik als „unwahr“, daß er die Personen Ibsens als „Gestalten aus der Retorte“ empfand? Zwischen dem völlig unpathetischen und unromantischen Fontane und dem immer pathetischen Romantiker Ibsen, zwischen dem Mann der Erhaltung der Lebenslage und dem Mann der Bekämpfung der Lebenslüge war Freundschaft, war Billigung unmöglich.

Und das Apothekerliche? Lag es wirklich, wie Fontane behauptet, in dem „Einbohren in eine furchtbare Frage“ oder, wie Rittershaus unter ausdrücklicher Billigung Fontanes sagt, in dem „Abwarten und Dribbeln und auf der Lauer liegen“?

Im Gegensatz zu dem großen Skeptiker Fontane ist Ibsen ein großer Mißtrauischer, ein leidenschaftlicher Wahrheitsucher, den sein Argwohn gegenüber der menschlichen Natur allenthalben Kompromiß und Lüge vermuten läßt. Während der Märker den Menschen, Dingen und Erscheinungen mit jener Vorsicht begegnet, die sie ihres Überschwangs entkleidet, wittert der Norweger in allem noch mehr, als es enthält, und treibt demnach auch seine Abwehr in eine Sphäre der Übersteigerung. Auf Rechnung dieser hohen Temperatur der Ibsenschen Schöpfungen dürfte, insbesondere bei den Gesellschaftsdramen Ibsens, ein Teil ihrer fortreißenden Wirkung zu setzen sein. Jedenfalls ist dieses Mißtrauen, diese Art von „Einbohren“ weit

weniger eine pharmazeutische Eigenschaft als die Skepsis Fontanes. Der Beruf des Apothekers, der ihn wie den Arzt täglich und stündlich menschliches Leid und menschliche Ohnmacht, die Vergeblichkeit des Kampfes gegen Krankheit und Tod erleben läßt, erzieht ihn zur Skepsis, aber nicht zum Mißtrauen. Wer beim Arzte und im weiteren Verlauf der Dinge in der Apotheke Hilfe sucht gegen Not und Auflösung, der hat nichts zu verbergen, der gibt sich um so offener, je stärker seine Angst, je dringender sein Wunsch nach Rettung ist.

So ist die Erklärung für die Behauptung der „Apothekerlichkeit“ Ibsens in einem weitverbreiteten Denkfehler zu suchen, dem auch Fontane Ibsen gegenüber verfallen ist. Da der Apothekerstand als Stand der Sonderlinge oder doch zumindest als ein Beruf gilt, der für die Entwicklung von Abseitigkeiten einen günstigen Boden bietet, so liegt die Versuchung nahe, jede Eigentümlichkeit einer diesem Berufe angehörenden oder entstammenden Persönlichkeit auf seine Rechnung zu setzen, auch wenn die in Frage stehende Sonderbarkeit im Grunde nichts mit ihm zu tun hat und lediglich ein Ausfluß natürlicher Veranlagung ist.

So erweist sich die Behauptung eines Zusammenhangs zwischen der seelischen Grundstimmung Ibsens und dem Erwerbsberuf seiner Jugend als eine ziemlich oberflächliche und einer ernsthaften Nachprüfung nicht standhaltende Hypothese.

Wie aber steht es mit der ebenfalls häufigen Annahme, daß die Richtung der Ibsenschen Produktion, insbesondere sein Kampf gegen die „Gesellschaft“ durch die Erlebnisse seines Berufs veranlaßt seien? Zur Beantwortung dieser Frage dürfte ein kurzer Überblick über das Leben und das Schaffen des Dichters erforderlich sein.

Ibsen ist am 20. März 1828 zu Skien in Norwegen als der älteste Sohn eines ursprünglich wohlhabenden Kaufmanns geboren. Nach dem Konkurs seines Vaters lebte die Familie in dürftigen Verhältnissen. Im Jahre 1844 kam Ibsen als Apothekerlehrling nach Grimstad, bestand 1847 das Gehilfenexamen und verließ Stadt und Stand im März 1850. Während seiner Grimstadter Apothekerzeit schrieb er eine Anzahl Gedichte, lyrische Schwärmereien, die das Entzücken der Grimstadter Damen, Spottverse und politische Reime, die das Entsetzen der Bürger hervorriefen. Daneben aber wagte er hier den ersten, den seine Zukunft entscheidenden Wurf: das Drama „Catilina“.

Ein Versuch, das Abiturientenexamen nachzumachen, mißglückte. Vom Jahre 1851—1857 war Ibsen Regisseur und Theaterdichter am norwegischen Nationaltheater in Bergen. In dieser Zeit hat er eine Reihe romantisch-nationaler Dramen geschrieben. Im Jahre 1857 zieht er nach Christiania, wo er bis 1864 als artistischer Direktor am dortigen Norwegischen Theater

wirkte. Auch in dieser Epoche herrschen die nationalen Dramen vor. Lediglich „Die Komödie der Liebe“, die den landläufigen Ansichten über Liebe und Ehe den schärfsten Spott entgegensetzt, weist auf die späteren Tendenzen Ibsens hin. Vom Jahre 1864 ab ist Ibsen ständig auf Reisen. Es entstehen — eine Abschiedsabrechnung mit seiner Heimat — die Versdramen „Brand“ und „Peer Gynt“. Weitere Werke folgen. Aber erst im Jahre 1877 beginnt mit dem Drama „Die Stützen der Gesellschaft“ die Kette jener Arbeiten, die den Dichter weltberühmt gemacht und seinen Namen in die weitesten Kreise aller Kulturvölker getragen haben. Der Typus der unverstandenen Frau, der in der Literatur und im Gesellschaftsleben der Zeit von 1880 bis etwa 1910 eine sehr bedeutende, aber nur selten erfreuliche Rolle spielte, ist durch das Ibsensche Drama „Nora oder ein Puppenheim“ geschaffen worden. Man hat die Schauspiele dieser Schaffensepoche des Dichters unter dem Namen „Gesellschaftsdramen“ zusammengefaßt, da sie ausnahmslos Gesellschaftsprobleme der Gegenwart zum Gegenstand der kritischen, der kämpferischen Behandlung haben. Als Ibsen am 23. Mai 1906 im Alter von 78 Jahren starb, war er für die große Menge, ja selbst für die Mehrzahl der literarisch Gebildeten, im wesentlichen der Dichter der Gesellschaftsdramen.

Es mag auf diesen Umstand zurückzuführen sein, daß man vielfach, auch in der sich mit dem Werk und der Persönlichkeit des Dichters beschäftigenden Literatur, der Anschauung begegnet, die gesellschaftliche Zurücksetzung Ibsens während seiner Apothekerzeit hätte den Grund gelegt für seine kritische Einstellung zur Gesellschaft. Selbst wenn dem so wäre, würde dies nicht einen Einfluß des Apothekerberufes auf Ibsen, sondern lediglich die Nachwirkung einer gesellschaftlichen Kränkung beweisen, die der junge Dichter in jeder anderen, der damaligen Stellung eines mittellosen Apothekerlehrlings oder -gehilfen entsprechenden Position, etwa als Gerichtsschreiber oder kleiner Beamter, in völlig gleichem Maße erfahren hätte. Die Einleitung zu der im Fischerschen Verlage in Berlin erschienenen Gesamtausgabe der Werke Henrik Ibsens sagt über die Apothekerzeit Ibsens folgendes:

„Eine Reihe der wichtigsten Jugendjahre hat Ibsen in Grimstad verlebt, einem Landstädtchen von etwa achthundert Einwohnern — mehr Dorf als Stadt in der äußeren Erscheinung — aber durch seine Interessen und Überlieferungen wesentlich auf die See angewiesen. Gesellschaftlich dominierten hier einige Reeders-, Kaufmanns- und Schifferfamilien, die in vornehmer Abgeschlossenheit den gemeinen Mann mieden und alle Zugezogenen mit mißtrauischem Auge betrachteten. Der mittellose junge Ibsen, mit seinem verschlossenen Wesen, hatte nicht Zutritt zu diesen feinen Kreisen und stand in den ersten Jahren so ziemlich allein da. Überdies lebte er bald „auf Kriegsfuß“ mit den Honoratioren des Städtchens — wie er selbst in der Vorrede zu *Catilina* berichtet; denn der „lütje Abtekerunge“ hatte



die gefährliche Neigung, den Bürgern des Ortes allerlei Schimpfreimlein zu schmieden und manchen braven Mann durch seine lustigen Karikaturen zu kränken. Neunzehn Jahre alt, fand er allmählich Freunde unter der gleichaltrigen Jugend der Stadt; doch obwohl einige seiner Intimen zu den besten Familien Grimstads gehörten, erschloß sich ihm das gesellschaftliche Leben doch nie so recht: erstlich fehlte es am Gelde, und dann erfreute er sich auch keines besonders guten Rufes in der Stadt. Seine scharfe Zunge und feste Feder brachten ihn, wie gesagt, unausgesetzt in Kollision mit den Leuten, und er verübte zusammen mit seinen Freunden oft Streiche, die den bürgerlichen Begriffen von geziemendem Leben zuwiderliefen.“

So hat es durchaus den Anschein, als wenn, besonders in den letzten Jahren des Ibsenschen Aufenthaltes in Grimstad, nicht die Bürgerschaft den jungen Ibsen, sondern er die Bürgerschaft hochmütig ablehnte.

In einem Briefe an Peter Hansen vom 28. Oktober 1870 bemerkt Ibsen gelegentlich einer Beschreibung der „Stimmungen und Lebenssituationen“, denen seine Werke ihren Ursprung verdanken, unter anderem folgendes:

„‘Catilina’ wurde geschrieben in einer kleinen Spießbürgerlichkeit, wo mir die Möglichkeit nicht gegeben war, dem, was da alles in mir gärte, Luft zu machen, — es sei denn durch tolle Streiche und allerlei Unfug, was mir den Unwillen der achtbaren Bürger zuzog, die sich nicht in die Welt hineinverfehen konnten, womit ich in Einsamkeit mich trug.“

Diese Eigenwelt Ibsens, die neben der Welt der Bürgerlichkeit stand und ihn ihre Schwächen, Hemmungen und Lügen klar erkennen ließ, nicht seine vermeintliche Ablehnung durch das Bürgertum, war der tiefste und eigentlichsste Grund seiner Stellung außerhalb der Gesellschaft.

In einem Briefe an Georg Brandes vom 21. September 1882 weist Ibsen darauf hin, daß seine Eltern sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits zu den angesehensten Familien der damaligen Zeit in Skien gehörten und mit allen Patrizierfamilien des Ortes und der Gegend verwandt waren. In seiner als zweiunddreißigster Band der Sammlung „Die Literatur“ herausgegebenen Studie über Henrik Ibsen bemerkt Brandes zu diesem Hinweis folgendes:

„Skien ist keine Weltstadt, und die Honoratioren in Skien sind recht unbekannt außerhalb des Bezirks, aber Ibsen wollte feststellen, daß seine Bitterkeit gegen die höheren Stände in Norwegen nicht durch den Groll des Ausgesperrten erzeugt war.“

Das entscheidende Argument gegen die Annahme eines richtunggebenden Einflusses der sozialen Zurücksetzung des jugendlichen Ibsen auf seine schöpferische Produktion dürfte darin liegen, daß die Gesellschaftsdramen, deren Tendenz nach Gründen für die Ibsensche Gesellschaftsfeindlichkeit suchen ließ, erst fast dreißig Jahre nach seiner Apothekerzeit begonnen wurden. Was Ibsen vorher, also zu einer Zeit schrieb, in der die Einflüsse seiner Jugend noch frischer und stärker hätten sein müssen, war zwar kühn und

revolutionär, aber es stellte die Idee der Freiheit als solche in den Vordergrund, nicht den Kampf gegen die Gesellschaft und ihre Lügen.

Sein „Catilina“ ist ein echtes Jünglingsdrama, in dem der Latendrang des Dichters, sein glühender Ehrgeiz eine Verkörperung gefunden haben. Er wollte, gestand der Knabe Ibsen seiner Schwester Hedwig, „das Größte und Vollkommenste von allem erreichen, was an Größe und Klarheit zu erreichen wäre.“ Was war bei solchen Plänen die gesellschaftliche Anerkennung seitens der Bürger von Grimstad? Wenn Ibsen im Vorwort der zweiten Auflage der „Catilina“ selbst die schon angedeutete Bemerkung macht: „Ich stand mit der kleinen Gesellschaft, wo ich von Lebensbedingungen und Umständen eingezwängt war, auf dem Kriegsfuße“, dann spricht daraus mitleidige Geringschätzung, nicht der Wunsch nach Einfügung in diese „kleine Gesellschaft“ oder gar Trauer über eine Ablehnung durch sie.

Im übrigen gedenkt Ibsen in derselben Vorrede mit Achtung seines Brotherrn, des Apothekers Nielsen.

„Meinem guten und honetten Prinzipal mußte ich sozusagen Mußestunden nehmen, um zu studieren, und diesen gestohlenen Mußestunden stahl ich wieder Augenblicke, um zu dichten.“

Sind somit weder die seelische Grundstimmung Ibsens noch auch die Tendenz seiner Dichtungen durch die pharmazeutische Tätigkeit während seiner Jugendjahre irgendwie entscheidend beeinflusst, so wäre doch eine Wirkung auf seine Arbeitsmethoden, auf den Aufbau seiner Schöpfungen möglich. In der Tat ist auch eine solche Deutung versucht worden. Man hat die „analytische“, die ab- und nicht aufbauende Art Ibsens, das Rückwärtschreiten, das allmähliche Enthüllen der Ursachen eines bei Beginn der einzelnen Dramen bereits vorhandenen Seelenzustands auf die chemische, die „analytische“ Tätigkeit des Apothekers zurückzuführen gesucht. Aber abgesehen davon, daß Ibsen niemals zum pharmazeutischen Studium gelangt ist, und die von ihm im praktischen Apothekendienst erworbenen chemischen Kenntnisse ihn kaum zu ausgedehnter „analytischer“ Arbeit befähigt haben werden — seine Hauptbeschäftigung dürfte vielmehr im „synthetischen“ Aufbau, im Zusammenmischen von Arzneien bestanden haben —, zeigen seine ersten Arbeiten diese „analytische“, diese „Abbau“technik noch nicht. Auch zu ihr gelangte er wie zu seiner Gesellschaftskritik durch seine innere Entwicklung, die ihn jeweilig das eine oder andere Erlebnis als auslösenden Reiz für ein neues Werk empfinden ließ, aber im übrigen unberührt durch Außen Dinge ihren eigenen Gesetzen folgte.

Zudem wird jede Zeit und jede Gesellschaftsepoch, die zur Auflösung reif sind, ihre „Analytiker“ finden, ohne daß diese unbedingt Chemiker oder

Apotheker sein müssen. Nießsche hat mit dem Apotheker- oder Chemikerberuf ebensowenig zu tun wie Molière und Voltaire.

Die Grundlage der psychologischen Analyse Ibsens war die immer wieder vorgenommene, fast selbstquälerische Zergliederung seiner selbst. Schon der Zwanzigjährige rühmt in einer Abhandlung die „Wichtigkeit der Selbsterkenntnis“ und in einem Briefe an Björnstjerne Björnson vom 9. Dezember 1867 schreibt Ibsen folgendes:

„Du kannst mir glauben, daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eigenen Eingeweiden herumwühle und sondiere und anatomiere, und zwar an den Stellen, wo es am wehsten tut.“

Diese Art der Selbst-, der Psychoanalyse dürfte, wenn sie schon beruflich rubriziert werden soll, mehr eine ärztliche denn eine pharmazeutische Beziehung haben. In Wirklichkeit hat sie weder die eine noch die andere, sondern ist die notwendige Begleiterscheinung einer Zeit, in der die alten Ordnungen und Dogmen sich gelockert, neue sich noch nicht gebildet haben und der Mensch genötigt ist, den Halt, den er bisher außer sich gefunden hatte, in sich selber zu suchen.

Apotheker oder pharmazeutische Motive hat Ibsen in seinen Dichtungen niemals verwendet. Ein einziges Mal taucht eine Reminiscenz an seinen ehemaligen Beruf auf.

In dem Drama „Brand“ gebraucht der Doktor eine in der Rezeptursprache — und nur in dieser — übliche lateinische Floskel, die dann von Brand in den Schlußversen des Dramas wiederholt wird: Die Floskel „quantum satis“ in Verbindung mit dem Genitivus partitivus. Die Verse lauten:

„Sag' mir, Gott, im Todesgraus:  
Reicht nicht zur Erlösung aus  
Manneswillens quantum satis —?“ — —  
„Er ist deus caritatis!“,

antwortet die Stimme „von oben“.

Ibsen selber hat sich zu diesen Versen in einem Briefe an Michael Birckeland vom 4. Mai 1878 wie folgt geäußert:

„Du sagst, die Gelehrten zerbrechen sich die Köpfe über „quantum satis“. Das war doch meiner Treu zu meiner Zeit gutes Latein; — aber freilich Doktorlatein. Jeder Mediziner wird bezeugen können, daß es eine stehende Formel in Rezepten ist, wenn von einem Stoff nicht ein gewisser Gewichtsteil, sondern soviel wie nötig oder eine genügende Dosis verordnet wird. Darum ist es auch der Doktor, der in der Dichtung den Ausdruck zuerst gebraucht und in Erinnerung daran wiederholt ihn Brand. Ob „caritas“ ein klassischer Ausdruck ist, weiß ich nicht; aber im modernen katholischen Latein wird er angewendet, um (als Gegensatz zu „amor“ = irdische Liebe) die himmlische Liebe, den Inbegriff der Barmherzigkeit zu bezeichnen. So auch italienisch: „carità“.“

So gelegentlich diese Reminiszenz Ibsens an seine Apothekerzeit auch zu sein scheint, sie ist doch ein Beweis dafür, daß er ihr ein Erinnern bewahrte und sie nicht ganz vergessen hat. Im übrigen dürfte Ibsen, gerade weil man ihn sehr wider seinen Willen vielfach als Apotheker abstempelte, jede Erwähnung des Berufes mit einer gewissen Absicht vermieden haben. Nur dadurch ist es auch erklärlich, daß er in seinem oben zitierten Briefe als Kronzeugen für die Verwendung der Floskel „quantum satis“ in der lateinischen Rezeptursprache, die er selbst seiner Zeit in der Apotheke kennengelernt hat, nicht jeden Apotheker, sondern „jeden Mediziner“ nennt.

Es dürfte nicht uninteressant sein, daß eine der ersten schriftstellerischen Arbeiten Ibsens ganz auf pharmazeutischem Gebiete gelegen haben soll. Wie die norwegische Presse seinerzeit mitteilte, handelt es sich um eine Abhandlung mit dem Titel: „Welche Pflichten hat der junge Apotheker gegenüber dem Arzt und dem Staat, und welche Pflichten hat der Arzt gegen ihn.“ Sie soll von dem Verfasser mitten in ein altes „Destillier-, Koch- und Kunstbuch“ vom Jahre 1764 hineingeschrieben sein, zwei Seiten umfassen und eine Reihe tiefsinniger Betrachtungen enthalten.

### Alexander Bielau.

Am 22. Juli 1926 ist mit Alexander Bielau ein besonders charakteristischer Vertreter jenes ästhetisch stark interessierten und gütigen Apothekertyps dahingegangen, wie ihn der Apotheker und Apothekersohn Fontane in seiner „Effi Briefe“, wie ihn der gleichfalls aus einem Apothekerhause stammende Klabund in der Novelle „Die Krankheit“ gezeichnet haben. „Für die rauhe Außenseite des Lebens mit seinem brutalen Kampf ums Dasein war der vornehme lebenswürdige Mensch nicht geschaffen, und aus diesem Gegensatz erwuchs ihm der tragische Konflikt. Er gehörte in ein milderes, menschlicheres Klima, als ihm zuteil geworden war“, heißt es in einem Nachrufe auf Bielau in der „Chemnitzer Volksbühne“.

Eine an der gleichen Stelle veröffentlichte biographische Skizze zeigt, wie der Dichter, der am 28. Januar 1867 als Sohn eines Landwirts und Brauereibesizers in Prenzlau geboren wurde, hin- und herpendelte zwischen der Apotheke, „die er“, wie seine Witwe dem Verfasser dieses Buches schrieb, „nebenbei sehr liebte“, und der freien, durch keinerlei berufliche Nötigungen gehemmten Schriftstellerei. Während seines vierjährigen, von 1893—1897 in Berlin absolvierten pharmazeutischen Studiums widmete er sich mehr literarischen als eigentlichen Fachstudien. So hat er das pharmazeutische Staatsexamen erst verhältnismäßig spät, im Jahre 1899, „als letzter Apotheker des Jahrhun-

berts“, bestanden. Den eigentlichen Boden für sein Wirken fand Biela schließlich in Chemnitz, wohin er im Jahre 1914 übersiedelte. In der dort weite Kreise ergreifenden Volksbildungsbewegung, in der Arbeit für die Chemnitzer Volksbühne fand er ein ihm zusagendes und seiner ethischen Einstellung entsprechendes Betätigungsgelbiet. Über das schriftstellerische Werk Bielaus sagt die bereits erwähnte biographische Skizze unter anderem folgendes:

„Biela hat sich schon frühzeitig schriftstellerisch betätigt. Schon während seiner Lehrjahre lieferte er Gedichte und Aufsätze an die Presse. Seine heitere Spießerkomödie „Die Helmboldts“ erlebte 1918 in Bremen ihre Uraufführung. Zwei Jahre später ging sie im Chemnitzer Alten Theater mehrfach erfolgreich in Szene. 1924 bot sie die Chemnitzer Volksbühne in 23 Aufführungen ihren sämtlichen Mitgliedern dar. Neben zahlreichen Gelegenheitsdichtungen und verschiedenen Filmwerken schrieb Biela noch eine zweite wertvolle Komödie „Sein literarisches Gewissen“, dann ein Opernlibretto „Schützenfest“, das Otto Böhm vertont hat, und das voraussichtlich in Leipzig zur Aufführung kommen wird, schließlich eine unvollendete Burleske „Mynheer van t' Meer“, die wohl als sprechendster Beleg für die reiche Erfindungsgabe und die sprudelnde Phantasie ihres Verfassers gelten darf.“

Scharfer noch als durch seine Dichtungen wird die Wesensart Bielaus umrissen durch die von ihm in dem Mitteilungsblatte der Chemnitzer Volksbühne veröffentlichten zahlreichen Besprechungen dramatischer Schöpfungen der Weltliteratur. Sein feiner Taft, die schlichte Klarheit seines Denkens und seiner Sprache und schließlich und vor allem seine warme Liebe zu dem Lande und dem Volke seiner Heimat finden hier ihre deutlichste Offenbarung.

### Franz Genthe.

Die Arbeiten dieses im Leben wie im Schaffen distanzierten und gehaltenen Menschen sind nur zum kleinsten Teile in Buchform erschienen. Genthe stand im Dienste der Tagespresse und teilte das Schicksal der meisten Journalisten, sich in der Federarbeit für die Zeitung zu verbrauchen und nur selten Sammlung und Muße für eine größere Arbeit zu finden.

Der am 22. Januar 1924 im Alter von 65 Jahren verstorbene Schriftsteller Franz Genthe hat eine nichtalltägliche Entwicklung genommen. Einer alten Apothekerfamilie entstammend, die bereits seit vier Generationen, fast ein Jahrhundert lang, die Apotheke in Bismark in der Mark ihr eigen nannte, hatte auch er Pharmazie studiert und die ererbte Apotheke fünf Jahre lang geleitet. Aber sein Wandertrieb war zu stark, um ihn das angebundene Dasein eines Kleinstadtapothekers auf die Dauer ertragen zu lassen.

Bereits 1895 verkaufte Genthe die Apotheke, und nun begann eine Zeit ausgedehnter Reisen, auf denen er vor allem den Balkan eingehend studierte. Die Frucht dieser Reisen waren ein Buch „Montenegro“ und eine Fülle



~~Genthe.~~

von Aufsätzen über alle möglichen mit dem Balkan zusammenhängenden Themen. Später widmete Genthe seine Feder dem Scherl'schen „Lokalanzeiger“ und dem „Tag“. Als er starb, konnte er auf eine fast 25jährige Redaktionstätigkeit im Scherl'schen Verlage zurückschauen.

Die Hauptliebe des Verstorbenen aber galt der Journalistik ebensowenig wie der Pharmazie. Sie gehörte der Jagd und der alten kaiserlich deutschen Armee, der er noch im Kriege als Hauptmann bis zum traurigen Ende seine Dienste gewidmet hatte. So war die Jagd sein Hauptschriftgebiet, und seine jagdhistorischen Aufsätze haben seinem Namen in den Kreisen aller Jagdkenner und -liebhaber einen autoritativen Klang verliehen.

Der einzige Roman, der seiner Feder entstammt, „Der Husar des großen Königs“ legt für Genthes Wesensart das trefflichste Zeugnis ab. Die psychologischen Verknüpfungen sind spärlich und lose geschürzt, und die Liebe spielt in der Erzählung mehr die Rolle eines notwendigen Beiwerks als des alles bewegenden Mittelpunktes. Aber die Reise der Offiziere des großen Preußenkönigs Friedrich II. durch Polen, Ungarn und die Walachei, durch die europäische Türkei, Arabien, die Krim, den Kaukasus und Laurien ist mit einer solchen farbigen Anschaulichkeit geschildert, die militärischen Verhältnisse im friderizianischen Preußen sind so scharf gezeichnet, daß man die genaue Kenntnis des Verfassers an jeder Zeile spürt. Für die Jagd auf den Wisentstier schließlich kann der Roman als erschöpfendes Lehrbuch benutzt werden.

Apotheker, Weltreisender, Jäger, Offizier, Schriftsteller. Es ist eine nicht üble Mischung. Als letzte Resultante bleibt nach allem, was uns in Genthes Schriften entgegentritt: ein Mann.

Einen pharmazeutischen Einschlag gleichviel welcher Art wird man bei diesem Apotheker und Apothekerssohne vergeblich suchen. Seine warme Liebe zu Natur und Heimat wäre das einzige, was sich vielleicht mit der Atmosphäre der Apotheke in Zusammenhang bringen ließe.

### Julius Stinde.

Julius Stinde hat nach ordnungsmäßig absolvierter pharmazeutischer Lehrzeit zu der Pharmazie als solcher eigentlich nie eine Beziehung gehabt. Er hat den Apothekerberuf erwählt, weil sein Vater ihn für die geeignetste praktische Vorbereitung für das Studium der Naturwissenschaften hielt und er hat ihn verlassen, als er die Universität bezog und zu studieren begann. Er betrachtete die Pharmazie als eine Durchgangsstation, die mit möglichst viel Nutzen durchlaufen werden mußte und der er mit kühler Objektivität, ohne Liebe und ohne Haß, gegenüberstand.

Stinde ist am 28. August 1841 in Kirch-Nüchel in Holstein als Sohn eines Pfarrers geboren. Er absolvierte die pharmazeutische Lehrzeit in Lübeck und studierte dann später in Gießen. Er promovierte 1863 in Chemie und war dann in Hamburg Betriebschemiker — er selbst schreibt „Werkführer“ — in einer chemischen Fabrik. Hier begann bereits seine überaus fruchtbare literarische Tätigkeit, deren Anfänge Stinde in der autobiographischen Skizze „Aus dem Theaterleben der Vorstadt“ äußerst anschaulich schildert. Er wurde dann Mitarbeiter an der Hamburger Zeitschrift „Reform“, übernahm schließlich die Redaktion des „Hamburger Gewerbeblatts“ und zog im Jahre 1876 als freier Schriftsteller nach Berlin. Hier ist er am 8. August 1905 im Alter von nicht ganz 64 Jahren gestorben.

Der Vater Stindes war ein begabter, aber nach innen gerichteter Mann, für den äußere Ehren nicht viel Verlockendes hatten. Als man ihn von seiner späteren Pfarre im Dorfe Lensahn in die Residenz berufen und zum Hofprediger machen wollte, lehnte er dankend ab, und als man ihn zum Probst ernannte, nahm er diese Würde nur unter der Bedingung an, daß er in seinem Dorfe bleiben dürfe. Stinde hat sowohl die Begabung wie auch die Geringschätzung aller Außerlichkeiten von seinem Vater geerbt. Als ihm Fürst Bismarck für sein bekanntestes Werk, „Die Familie Buchholz“, Worte herzlichen Dankes schrieb, die ihren Weg auch in die Presse fanden, da war man allgemein der Ansicht, daß es sich hier um eine gelegentliche und vorübergehende Stimmung des eisernen Kanzlers handelte. Stinde ließ diese Auffassung ruhig gelten. Es widerstrebte ihm, Aufhebens von der Tatsache zu machen, daß er, wie Marx Möller in seinem Vorwort zu „Heinz Treulieb und anderes“ schreibt, „manches liebe Mal gern gesehener Gast in Friedrichsruh war“.

Den Namen Stindes haben insbesondere seine humorvollen Skizzen aus dem Berliner Spießbürgertum bekannt gemacht, zu dessen typischen Vertretern er die Familie Buchholz, vor allem die Mutter des Hauses, Frau Wilhelmine Buchholz, machte. Der Erfolg des Werkes war zur Zeit seines Erscheinens ungeheuer. Darüber hinaus soll es, wie Marx Möller behauptet, sogar auf politischem Gebiete Gutes gestiftet haben.

„In weiten Kreisen des jungen deutschen Staatenbundes, in Bayern, Hamburg und Bremen und sonst noch an manchen Stellen, war die blöde Ansicht fest eingewurzelt, daß nur Schnoddrigkeit, Unsolidität und Parvenüwesen die Berliner und Berlinerinnen belaste. Da kam Julius Stinde und brach ritterlich eine Lanze für die Vertreterin seiner schriftstellerischen Arbeitsstätte. Und seiner verbindlichen Art gelang es, alle zu überzeugen, daß auch im Spreebabel urdeutsche Frauenart wirkt und gedeiht. Und in späteren Jahren wird das Werk als kulturhistorisches Werk wertgeschätzt werden, denn die Frau wie ihre Umgebung ist mit klarem Auge beobachtet und gezeichnet.“



Den Menschen Stinde zeichnet Marx Möller unter anderem in folgenden Ausführungen:

„Hier (bei einem von ihm herausgegebenen Buche über „Wasser und Seife“) bemerken wir sogleich die eine Seite seines Wesens: seine vorbildliche Gewissenhaftigkeit; er war Chemiker und Apotheker. Wo andere Männer ungeduldig die Arbeit beiseite schieben, da erwachte seine Treue, und interessant erschien ihm alles, was mit Chemie zusammenhing; daher war er auch ein ausgezeichneter Koch und ein Weinfenner ersten Ranges. Diese Geduld und Gewissenhaftigkeit, die nie in Pedanterie ausartete, zeigte er bei allen Dingen; nie war er fahrig, nie machte er etwas halb . . . Julius Stinde war alle seine Lebtag hindurch der schönste und fröhlichste Typus des urnorddeutschen Mannes. Er wußte den Becher wie den Regen zu schwingen; er war Korpsstudent gewesen und hatte seine Studentenzahre „allegro con brio“ gelebt, und hatte dabei das Studium nie vernachlässigt. Und ängstlich hatte er sich vor Einseitigkeiten gehütet.“

Die Zahl der naturwissenschaftlichen Arbeiten Stindes ist Legion. Die bekanntesten sind „Blicke durch das Mikroskop“, „Naturwissenschaftliche Plaudereien“ und „Aus der Werkstatt der Natur“. Daneben hat er sehr schöne Märchen geschrieben und auch als Dramatiker Erfolge erzielt. Aber sein Hauptwerk war doch die bereits erwähnte Familie Buchholz, in der sein scharfer Blick für menschliche Schwächen, sein Humor und seine Güte sich ganz auswirkten.

Neben dieser Güte jedoch stand eine stahlharte Ironie, ein schneidender Spott, wenn Stinde auf Halbheit und Anmaßung, auf Unklarheit und Wortäufschung zu stoßen glaubte. Dann entstanden Werke, wie jene unter dem Pseudonym Alfred de Balmy erschienene köstliche Studie „Die Opfer der Wissenschaft“, deren Zweckbestimmung Stinde selbst in dem Vorwort zu der dritten Auflage des Buches wie folgt kennzeichnet:

„Die „Opfer der Wissenschaft“ erfahren in dieser neuen vermehrten Auflage keine Änderung ihrer Tendenz, die sich gegen die Überhebung der Naturphilosophie, die Leichtgläubigkeit der Halbbildung und gegen die blinde Verehrung des Ausländischen richtet, denen zu begegnen Ironie und Satire die Waffen aus der Rüstkammer der modernen Forschung entliehen.“

Dieser Satz ist für den Menschen Stinde, seinen Abscheu vor aller Verworrenheit und Halbheit überaus charakteristisch.

Ebenso wenig wie Stinde — trotz mancher Freundschaften mit Apothekern — persönlich je eine tiefere Beziehung zur Pharmazie, sei es im Guten oder im Bösen, empfunden hat, bringen seine Schöpfungen eine solche zum Ausdruck. Er erwähnt hier und da Apotheker oder Apotheken, ohne sie jedoch besonders hervorzuheben. Was Marx Möller als apothekerlich an ihm empfindet, die peinliche Genauigkeit, die vorbildliche Gewissenhaftigkeit, sie dürften in diesem Falle zumindest im gleichen Maße ein Erbteil des norddeutschen Pfarrhauses gewesen sein wie eine Mitgift der Apotheke.

## Georg Trafl.

Es ist nichts so kennzeichnend für die Wesensart dieses Dichters als die Tatsache, daß von allen den Leuten, mit denen er im Leben zusammen-  
ging, zusammengehen mußte, im Augenblick seines Todes keiner irgend-  
etwas Näheres über ihn aussagen konnte. Als Georg Trafl am 4. Novem-  
ber 1914 aus dem Leben schied, da brachten die Zeitungen wohl warme,  
sein dichterisches Schaffen schildernde und preisende Nekrologe, über sein  
Leben, ja auch nur über seine wesentlichsten Lebensdaten brachten sie nichts.  
Nur Albert Ehrenstein schrieb in der „Vossischen Zeitung“, daß der  
Dichter „im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens“ gestorben sei. Auch  
in dem ein Jahr später in der „Wiener Pharmazeutischen Post“ erschienenen  
vortrefflichen Nachrufe aus der Feder von Franz Markus wird als un-  
bedingt zutreffend lediglich die Tatsache berichtet, daß Trafl an der Wiener  
Universität studierte und im Jahre 1910 das Diplom eines Magisters der  
Pharmazie erworben hat.

„Ich erinnerte mich,“ schreibt Markus, „als ich sein Bild sah, ganz genau des  
Einsamen und Verschlossenen, der mit keinem seiner Kollegen sprach und von  
niemandem beachtet wurde.“

Ein Einsamer! Aber einsam nicht aus Armut, sondern aus Reichtum.  
Was sollte er, heimisch in einer Welt der Visionen und der Erfüllung, in der  
armseligen Welt der kleinen Wünsche und Begierden, der Roheit und des  
sinnlosen Aneinanderpralls, in der die anderen ihr Genüge fanden. So ist  
es verständlich, daß er, der schon die Schrecken des Alltags nur mit Mühe  
ertrug, an den Schrecknissen des Krieges zerbrechen mußte. Da er ihnen  
nicht anders ausweichen konnte als durch den Tod, so wählte er kurzentschlossen  
diesen einzigen Weg ins Freie, der ihm geblieben war.

Erst in dem im Jahre 1926, wenige Wochen vor der Drucklegung dieser  
Arbeit, im Brenner-Verlag in Innsbruck herausgegebenen Buche „Erinne-  
rung an Georg Trafl“, das in der Art der Aneinanderfügung von sachlichen  
biographischen Mitteilungen, Briefen, Berichten von Bekannten und Freun-  
den des Dichters und schließlich von Würdigungen seines Werks das Muster-  
beispiel eines Gedenkbuchs darstellt, findet sich eine geschlossene Darstellung  
des Lebensganges Trafls.

„Georg Trafl wurde am 3. Februar 1887 in Salzburg, im Schaffnerhaus am  
Waagplatz, geboren, als viertes der sechs Kinder des Eisenhändlers Tobias Trafl  
und seiner (zweiten) Frau Maria, geborenen Halik. Kindheit und Jugend verbrachte  
er in seiner Heimatstadt. Er besuchte das Gymnasium, fiel aber in der sechsten  
Klasse durch, worauf ihn sein Vater der Apothekerlaufbahn bestimmte. Nach Ab-  
solvierung eines dreijährigen Praktikantendienstes (in der Hinterhuberschen

Apotheker in Salzburg) studierte er in Wien Pharmazie, wurde dort zum Magister sponsiert und ließ sich im Militärapothekendienst aktivieren. Vom Mai 1912 bis August 1914 lebte er zumeist in Innsbruck, das erste halbe Jahr als Medikamentenakzessist am dortigen Garnisonsspital. Da er sich den Anstrengungen dieses Dienstes auf die Dauer nicht gewachsen fühlte, ließ er sich in die Reserve versetzen. Im Jänner 1913 trat er eine Schreiberstelle an einem Wiener Ministerium an; nach drei Tagen hielt es ihn nicht mehr und er kehrte nach Innsbruck zurück. Noch zweimal — im Juli und im Spätherbst desselben Jahres — suchte er in Wien Fuß zu fassen. Vergebens. Immer wieder kam er wie ein Flüchtling nach Tirol zurück. Hier fand er bei Ludwig v. Ficker in Mühlau, dem Herausgeber des „Brenner“, Obdach und Schutz vor äußeren Sorgen, und hier blieb er mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ausbruch des Krieges. . . Ende August 1914 rückte er in seiner alten Charge (Leutnantsrang) als Medikamentenakzessist mit einer Innsbrucker Sanitätskolonne nach Galizien ins Feld. Nach der Schlacht von Grodek mußte er in einer Scheune neunzig Schwerverwundete allein betreuen, ohne ihnen helfen zu können. In höchster Verzweiflung wollte er sich erschießen; Kameraden nahmen ihm die Waffe ab. Er beruhigte sich wieder und verfaß, ohne äußere Zeichen der Erregung, weiter seinen Dienst. Ein paar Wochen später wurde er plötzlich in das Garnisonsspital nach Krakau abkommandiert. Er glaubte zur Dienstleistung als Apotheker. Zu seinem Schrecken aber kam er zur Beobachtung seines Geisteszustands auf die psychiatrische Abteilung des Spitals. Dort starb er, 27 Jahre alt, in der Nacht vom 3. zum 4. November 1914, vermutlich an einer zu starken Dosis Gift, die er am 2. November abends zu sich genommen haben dürfte; ob in entschieden selbstmörderischer Absicht, muß bei einem Gewohnheitsdrogenesser, wie es Trakl war, dahingestellt bleiben. . . Im Herbst des Jahres 1925 wurden die Gebeine des Dichters nach Tirol übergeführt und auf dem Friedhof der Gemeinde Mühlau bei Innsbruck zur letzten Ruhe befristet.“

Ein Scheuer und Empfindsamer, ein Fensseitiger schon bei lebendigem Leibe, teilte Trakl das Schicksal seiner engeren Leidensgenossen, der Dostojewskij, Verlaine und vor allem Rimbaud, die Menschen zu lieben und sie doch meiden zu müssen. Ihr Allzumenschliches wurde von ihm mit einer Schmerzhaftigkeit empfunden, die ihn zur Verzweiflung trieb. So fügt sich die Mitteilung Erhard Buschbecks, daß Trakl den praktischen Dienst in einer öffentlichen Apotheke deshalb nicht auszuüben vermochte, weil „er den Kundendienst nicht aushielt“, restlos dem Gesamtbilde Trakls ein.

Georg Trakl war ein Romantiker von so reiner, so absoluter Form, wie er seit der klassischen Epoche der Romantik, seit der Zeit der Dichtung und Novellen nur selten und vereinzelt auf Erden gewandelt sein dürfte.

„In Salzburg geboren, in Krakau gestorben — dazwischen liegt das alte Österreich. Einige in Wien und Innsbruck und Berlin kannten ihn. Wenige wissen, wer er war; wenige wissen um sein Werk: daß keiner in Österreich je schönere Verse schrieb als Georg Trakl.“

Diese Worte Ehrensteins aus seinem schon erwähnten Nachruf in der „Bösischen Zeitung“ sind nicht wohlwollender Lorbeerüberschuß auf das

Grab eines Toten, sondern geben Trafl eher zu wenig als zu viel. Die Verse Trafls sind nicht nur „schön“, sondern zugleich groß, sind von einer fast beklemmenden Wucht und Eindringlichkeit.

Wenige Bände zeugen von der dichterischen Bedeutung Trafls: Der „Sebastian im Traum“, seine „Gedichte“, beides im Kurt Wolff-Verlag in Leipzig erschienen, sowie eine Anzahl von in der Zeitschrift „Der Brenner“ erschienenen Versen. Eine erste Gesamtausgabe, herausgegeben von Karl Röß, ist im Jahre 1917 im Kurt Wolff-Verlage in Leipzig erschienen. Aber so gering an Ausmaß das Werk Trafls auch war, es ist von jener verhängnisvollen Reife und Tiefe, von jener Endgültigkeit melancholischen Erfüllungseins, daß es eine Vollendung bedeutet; eine Vollendung, deren nächste notwendige Folge die Vernichtung sein mußte.

Hölderlinsche Schauer durchwehen das Werk des Dichters und sein Leben. Todesahnung und Todesnähe wetterleuchten in seinen Versen. Wie bei Otto Weininger und bei Walter Calé, die gleich ihm in jungen Jahren den Tod gesucht, wie bei Georg Heym, der ihm plötzlich, aber nicht unerwartet zum Opfer fiel, war auch bei Georg Trafl das Gefäß seiner erdgebundenen Körperlichkeit zu eng, zu leichtgefügt für die schwere Fülle schicksalshafter Erkenntnis, die es bergen mußte.

Zu nahe wohnten diese Frühvollendeten den Ufern des Styx, als daß sie nicht von seinen Nebeln umwallt, nicht zu letzter düsterer Fahrt in seine Fluten gezogen werden sollten. So gingen sie in den Tod ein, wie in eine Heimat. An einer Anzahl von Versen Trafls läßt sich dieses sein schmerzliches süßes Verhältnis zum Tode, zum Aufhören, zum Nichtmehrsein belegen.

Die Tatsache seines bürgerlichen Berufs war für die dichterische Einstellung Trafls von noch geringerer Bedeutung, als sie es im allgemeinen für das poetische Schaffen ist. Diesem nachtwanderischen Träumer war die Welt seiner zufälligen Betätigung nichts als eine belanglose Kulisse, von der aus kaum ein blasser Schatten auf die Bezirke seiner Seele fiel.

### Karl Tröthandl (Carl Othmar).

Überblickt man das Werk Karl Tröthandls, seine Romane, seine Epen und Schauspiele, so wird dies eine zur Gewißheit: Was hier den Antrieb zum Schaffen gab, war weder der Drang zum Erkennen, noch der Trieb zum Bekennen, sondern die Freude eines liebenswürdigen Formtalents am Formen und am Geformten. So steht Tröthandl dem Wesen nach jenen der Pharmazie treugebliebenen Schriftstellern nahe, deren poetische Leistungen sich auf Gelegenheitsdichtungen beschränken.

Das Werk Tröthandls ist umfangreich genug. Neben seinen im Druck erschienenen und sämtlich unter dem Pseudonym Carl Othmar veröffentlichten Arbeiten, den Romanen „Apotheker“ und „Der Zeit ihre Kunst“, den Epen „Mara Preshoffka“, „Der Geiger von der Pfalz“, und „Liota“ den Schauspielen „Maria Theresia“, „Alexei Czarewitsch von Rußland“, „Charlotte Corday“ und dem Lustspiel „Die kleine Garnison“ fanden sich in seinem Nachlaß noch weitere achtzehn größere Dichtungen, die in der Hauptsache dramatischer Natur waren.

Alle Arbeiten Tröthandls, der am 6. Oktober 1854 in Wien geboren und am 7. Dezember 1922 als Besitzer der Apotheke in Traiskirchen bei Wien gestorben ist, verraten ein empfindsames Herz und ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Der in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ näher beschriebene Roman „Apotheker“, der ein Bild der österreichischen Pharmazie im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts geben will, hat naturgemäß in den Apothekerkreisen Österreichs ein gewisses Aufsehen erregt. Im übrigen scheint diese Schöpfung die einzige zu sein, in der Tröthandl ein pharmazeutisches Motiv verwandt hat.

### Kopernikulus (Georg Loerke).

Das Pseudonym Loerkes deutet auf seine Heimat, auf das westpreußische Weichselland, dem er gleich jenem großen Manne entsprossen ist, dessen Namen Kopernikus er — wenn auch nur in der Diminutivform — ehrfürchtig und doch nicht ohne heitere Selbstironie zu seinem schriftstellerischen nom de guerre gemacht hat. Und diese beiden Eigenschaften, Ehrfurcht und heitere Ironie, sie dürften die Grundzüge der menschlichen wie der dichterischen Persönlichkeit Loerkes sein. Ehrfurcht vor allem Wahren und ernst Erstrebten und heiterer Spott gegen den Schein, gegen das Geltenswollen, gegen die substanzlose Feierlichkeit.

Aus der Autobiographie, die „Kopernikulus“ dem Verfasser dieses Buches zur Verfügung stellte, sei nachstehendes wiedergegeben:

„An der Weichsel geboren im Dreikaiserjahr 1888 im schönen Monat Mai, besuchte ich das Graudenzener Gymnasium. In Prima ging ich ab, weil mir die Sache zu langweilig wurde und ich der Meinung war, daß Dichter nicht auf der Universität gebildet werden, sondern im Leben. Ich wurde Kaufmann, sattelte aber um und trat in Askulaps Dienste wie weiland Ibsen und Fontane, Apoll aber immer die Treue haltend. Darum hoffe ich, daß diese beiden „Götter“ meine Demaskierung nicht zum Schaden, sondern zum Nutzen drehen mögen. Vielleicht führt sie endlich auf Umwegen dazu, daß ich mir auch Bücher drucken lassen kann. Denn bis dato haben sich nur die Zeitschriften und Tageszeitungen, diese aber in dankens-

wert häufiger Weise, meiner literarischen Produkte angenommen, trotzdem ich ja nun kein — Jüngling mehr bin.

Also ich wurde Apotheker und hatte bei der von Jugend an wahrhaft bunten Veranlagung meines Lebenslaufs drei Lehrchefs, an die alle ich noch heute mit Liebe und Hochachtung zurückdenke, wie mir überhaupt mehr Kollegen in angenehmer als in unangenehmer Erinnerung sind. Als ich Apothekerlehrling war, wurde mein erstes Theaterstück aufgeführt, aber es kamen nur drei Leute zusehen, und auch die gingen nach Hause, da sie — nichts zu sehen kriegten, denn die Auf-führung „lohnte sich nicht“ unter diesen Umständen.

In Königsberg i. Pr. machte ich mein Gehilfenexamen. Da ich etwas leidend geworden war, wollte ich aber doch lieber einen weniger körperlich anstrengenden Beruf wählen und bereitete mich privat aufs Abitur vor. Einige Professorenprüfer und sogar der Schulrat waren beim Examen, das ich in sehr krankem Zustande abzulegen suchte, erfreut über mich. Aber der Herr Gymnasialdirektor hatte offenbar ein eleganteres und tieferes Rumpfbeugen und -strecken von mir erwartet und konnte es auch nicht fassen, daß ich meinen Aufsatz bereits nach 2 Stunden (6 hatte er uns zur Verfügung gestellt) fertig hatte — kurz, er behauptete, mein Aufsatz sei „ungenügend“, was glatt gelogen war. Denn abgesehen davon, daß meine Deutsch-lehrer mir schon in Untertertia nicht glaubten, daß ich meine Aufsätze „selbst gemacht“ habe, und ich in Sekunda den Triumph erlebte, daß einer meiner Aufsätze im Konferenzzimmer vorgelesen wurde, so war der Aufsatz tatsächlich eine tadellose Leistung. Beweis? Ich ließ ihn mir nach dem Kriege von der polnischen Regierung aushändigen (die deutsche hatte sich seinerzeit geweigert) und glaube, jetzt nach 12 Jahren objektiv und fähig genug zu sein, den Aufsatz beurteilen zu können, würde ihn auch jederzeit einer Nachprüfungskommission vorlegen.

Na, ich tröstete mich, daß auch Ibsen beim Extraneerabitur durchfiel und 55 Jahre nicht immatrikulierter Student war, nämlich bis er 1877 den — Dr. h. c. bekam. Ich war also beinahe froh, daß es mit dem Abitur nichts war, und gedachte nun, meine Apothekerlaufbahn zu beenden. „Aber hier wie überhaupt kam es anders, als man glaubt.“ Denn der Weltkrieg kam, und anstatt vor's Katheder trat ich hinter die Rezeptur und drehte Pillen, bis ich, hauptsächlich infolge einer verschleppten Grippe, umsank.

1918 übernahm ich mit meinem Bruder das große Agenturengeschäft meines Vaters, und 1919 heiratete ich. Schon in der Verlobungszeit bestieg ich, angeregt durch meine Braut, wieder den Pegasus, was ich einige Jahre nicht getan hatte. Als Graudenz polnisch wurde, wanderte mein Bruder nach Südamerika aus. Meine Frau und ich versuchten das alte Geschäft noch einige Jahre zu erhalten; aber in Polen war es nicht zu machen. Verarmt mußte ich mit Weib und Kind die Heimat verlassen. Da es keine Entschädigung vom Papa Staat gab, um sich eine neue Existenz zu schaffen, und ich zudem leidend war, blieb uns nur der Pegasus übrig, den erfreulicherweise auch meine Frau unter dem Pseudonym Magdalena Eisenberg tüchtig zu reiten verstand. Die Aufnahme bei der Presse war schon beim ersten Versuch eine freudige und steigerte sich gottlob von Jahr zu Jahr. Schon 1920 wurden die ersten Artikel gedruckt, 1922 erschien mein erster Roman „Die Amazone“, dessen eigentlicher Held ein Apothekergehilfe ist. Er erschien in einigen Tageszeitungen. Ihm folgten meine Romane „Der Tod des Arthur Ehler“ und



George Loeke.  
(Kopernikülus.)

„Gold“ und von meiner Frau „Der Narr des Glücks“ und „Der Mann mit der Herrenfaust“. Weitere Romane sind im Werden.

An die Bühne gelangte ich weder mit meinem Drama „Hagen von Tronje“ noch mit meinem Lustspiel „Wittkopp & Sohn auf der Ehebdörse“. Aber ernste und heitere Skizzen von meiner Frau und mir, Aufsätze über Kunst, Literatur oder wissenschaftliche Fragen werden regelmäßig weiter geschrieben, gedruckt und meistens auch — bezahlt. In dieser Notzeit Deutschlands ist aber für Kunstberufe natürlich nicht viel übrig, und da bin ich froh, daß meine Nachbarn, wenn sie den biedereren Georg Loerke sehen, nicht wissen, daß das ja eigentlich der „kurrige“ Kopernikus ist, der ihnen im Tageblatt so oft „solchen Spaß macht“. Dies Infognitoleben macht mir aber meinerseits Spaß.“

Loerke hat bei der Aufzählung seiner bisher veröffentlichten Arbeiten eine der schönsten, die Novelle „Das Gewissen des Freiherrn von Kröck“ unerwähnt gelassen. Auch über seine lyrische Produktion berichtet er nichts. Ein im Jahre 1926 erschienenenes „Ost- und westpreußisches Dichterbuch“ bringt einen von „Kopernikus“ geschriebenen Gedichtzyklus „Der Drachentöter“, der seiner Begabung auch auf diesem Gebiete das beste Zeugnis ausstellt.

Läßt sich nun bei Loerke ein Einfluß seines einstigen Berufs auf sein dichterisches Schaffen nachweisen? Er stellt einmal, und zwar in seinem Erstlingsroman „Die Amazone“ einen außerordentlich liebevoll gezeichneten Apotheker in den Mittelpunkt der Handlung, er verwertet sowohl in diesem ersten wie in seinem zweiten Roman „Der Tod des Arthurs Ehler“ seine Kenntnis des Apothekenbetriebes an wesentlichen Schürzungspunkten des Geschehens und er läßt in seiner dritten Arbeit „Gold“ das alte chemische Problem der Umwandlung der Elemente eine Hauptrolle spielen. Das sind immerhin Tatsachen, die seine Neigung für die Pharmazie, sein dankbares Gedenken an seine pharmazeutische Betätigung deutlich kundtun. Es scheint somit bei Kopernikus der nicht allzu häufige Fall vorzuliegen, daß die seelische Struktur eines Dichters in der Luft der Apotheke die ihr gemäße Atmosphäre gefunden hat. Es mag noch erwähnt sein, daß die warme Heimatsliebe Loerkes in allen seinen Schöpfungen, besonders stark aber in dem schon mehrfach genannten Roman „Gold“ zu prägnantem Ausdruck gelangt.

### Theodor Heinrich Mayer.

Die kurze, von ihm selbst stammende Angabe der Lebensdaten Mayers sei der Würdigung seiner dichterischen Persönlichkeit vorangestellt.

„Geboren am 27. Februar 1884 in Wien III, Rennweg 41 (wohnt heute noch in demselben Haus), als Sohn des Apothekers Anton Mayer, der aus Freudental im damaligen Österreichisch-Schlesien stammte. Üblicher Studiengang in



Volksschule und Gymnasium, dann Universität bis zur Erreichung des Magister- und Doktorgrades. Mit 24 Jahren Übernahme der väterlichen Apotheke, die er durch 14 Jahre führte und im Jahre 1924 verkaufte, um sich ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen. Immerhin ist die Neigung zur Pharmazie geblieben. Er geht nach wie vor in der Apotheke ein und aus, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er später einmal wieder ganz zurückfinden wird. Am 24. April 1919 vermählt mit Hilda v. Perm, der Tochter des letzten Wiener Polizeipräsidenten unter der Monarchie.“

Wie paßt dieses curriculum vitae eines strebsamen und tüchtigen jungen Mannes aus wohlhabendem, gutbürgerlichem Hause zu der dichterischen Persönlichkeit Mayers? Ist sie so soigniert und bürgerlich wohlherzogen wie der selbst ausgestellte Steckbrief Mayers vermuten läßt? Nichts von alledem. Von dem Erstlingswerk Mayers, dem fein und geschmackvoll geschriebenen aber doch konventionellen Roman „Herbstlied“ abgesehen hat seine Dichtung ihre ganz besondere, nur ihr eigentümliche Note, die mit den Daten der bürgerlichen Existenz des Menschen Mayer, ja mit dieser selbst in keinem gleichviel wie gearteten Zusammenhang steht.

Was diesen Dichter ergriffen und aus aller Konvention der Anschauung herausgehoben hat, war das tiefe, das schwindelnde Erlebnis der Metaphysik der Physik, das Erlebnis der den Menschen, ihren Schöpfer, zum Gott erhöhenden oder zum Sklaven erniedrigenden Wunder in der Technik.

Es ist äußerst interessant, wie die von Oswald Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes“ aufgestellte These von der Notwendigkeit des Kultur Niedergangs, d. h. der Unmöglichkeit des Erstehens und Erlebens neuer Religions- und Kulturformen und Ideale, und der Unausbleiblichkeit einer Einstellung des Menschen auf „eine rein zahlenmäßige Transzendenz“, auf „das große fauflische Symbol des unendlichen Raums“, hier ihre künstlerische Bestätigung gefunden hat. Die Mayerschen Dichtungen sind weder auf dem Boden noch aus der Kenntnis des Spenglerschen Buches entstanden, aber sie wachsen so stark und so charakteristisch aus der Zeit heraus, deren Sinn und Werden Spengler analysiert und prophezeit, daß sie den Geist erscheinen lassen, den jener schildert und beschwört.

Der Novellenband „Sport“ vor allem ist der Versuch, die in der Erreichung letzter sportlicher Ziele liegende Bezwingung des Raums mit metaphysischem Inhalt zu füllen, zur Religion der Zeit zu gestalten. In der grandiosen und geistig wie künstlerisch im Mittelpunkte des Buches stehenden Novelle „Schnelligkeit“ gibt der Verfasser den Gedanken, die den Helden bewegen und zu unerhörtesten Anstrengungen begeistern, folgenden Ausdruck:

„Langsam erkannte Paul, welch tiefes Geschehen sich hinter dem allen verbarg, das auch den Beteiligten nur Vergnügen und Erholung und Spiel schien. Eine

Zeit der Vollendung erlebte die Menschheit jetzt in ihren Werken, vielleicht die letzte Vollendung, die ihr noch beschieden war, und in den Tausenden von Jahren, wo sie den Weg zu ihrer jetzigen Höhe zurückgelegt hatte, war ihr Körper der gleiche geblieben, wie zu Beginn dieser Zeit . . . In Jahren, Jahrzehnten vielleicht wollten sie das Versäumnis von Jahrtausenden nachholen. Daher dieses atemlose Haften, dieses Hezen nach dem, was sie Reford nannten, was ihnen Sieg und Triumph schien und doch nur ein inbrünstiges Amen war in dem Tausendjahrgedete der Menschen um Unendlichkeit.“

Man vergleiche damit folgendes bei Spengler:

„Angeichts dieser neuen intellektuellen Bildungen darf man über ihr lebendiges Substrat nicht im Zweifel sein, den „neuen Menschen“ nämlich, als der er hoffnungsvoll von allen Niedergangszeiten empfunden worden ist . . . Es ist der antike und abendländische Mensch der Theater, der Vergnügungsorte, des Sports und der Literatur des Tages.“

Und weiter:

„Eine infinitesimale Musik des grenzenlosen Weltraums — das ist immer die tiefe Sehnsucht dieser Seele im Gegensatz zur antiken mit ihrem plastisch-euklidischen Kosmos gewesen.“

Der Mensch des Sports, der den Erfolg erarbeitende, und in der Bezwingung, nicht mehr der seelischen Durchdringung der Materie die Steigerung zum Göttlichen erstrebende Mensch als der „neue Mensch“, und die tiefst-erfühlte Unendlichkeit des Raums als die „neue Religion“, sie sind von Mayer gleicherweise gestaltet, wie sie von Spengler geschaut und verkündet sind.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, enthüllt sich uns die Tragik der Mayerschen Werke und seiner Helden. Produkte einer Übergangszeit, liegt ihr Wesentliches in der Spannung und Anspannung, die letzte Vollendung ist ihnen versagt, weil sie auf diesem Wege nicht erreicht werden kann. In dem Bestreben, den Kosmos mechanisch zu unterjochen, zu besiegen und zu beherrschen, ihre körperliche Expansion auszudehnen bis zur Erfüllung des unendlichen Raums durch sich und in sich, zerspringen die Menschen Mayers.

Wie ungeheuer Mayer von dem Problem der Unendlichkeit in jeder Form bewegt wird, tritt auch in dem Roman „Typhus“ zutage. Hier ist es das Problem der unendlichen Vielheit, das Problem der Zahl, nach Spengler: das Kriterium der faustischen Seele, das Kriterium unserer Zeit, das ihn beschäftigt. Die ungeheure Lebenstätigkeit der Bakterien, die ununterbrochene Neugestaltung von Myriaden junger Geschöpfe durch Teilung der alten, berauscht seine Phantasie und gibt ihm Visionen von dichterischer Größe. Das Mysterium der unendlichen Kleinheit geht ihm auf und erscheint ihm als Lösung des Problems der nur dem Gotte vorbehaltenen Allgegenwärtigkeit.

„Vielleicht ist das, was wir Sehnsucht nennen, auch nur eine ungeheure Vermehrung von Bakterien, die zwar keinen Körper haben, aber sonst in allem den anderen gleichen, ebenso unzerstörbar sein können, Bakterien der Seele“, sagt der Arzt mehr zu sich selbst als zu dem Typhuskranken, dem er das Wesen der Bakterien zu erklären sucht. Der aber, der sein Ende nahen fühlt, greift begierig diesen Gedanken auf, der ihm Unsterblichkeit und Allgegenwärtigkeit zu verbürgen scheint:

„Also darum müssen wir sterben, zu Staub zerfallen, wie es in der Heiligen Schrift heißt, weil wir zu groß sind, um ewig zu sein . . . lieber Gott, lasse mich ganz, ganz klein werden, damit ich immer sein kann und überall . . . laß mich sterben, ich bin zu groß, laß mich kleiner als Staub werden. Du bist ja überall, weil du unendlich groß bist, laß auch mich überall sein, indem du mich unendlich klein machst . . . löse mich auf, damit ich vom Menschen zur Welt werde . . . laß mich die Welt sein . . .“

In immer neuen Variationen immer die gleiche Sehnsucht nach Unsterblichkeit, nach unendlicher Dauer. Ob in dem Novellenband „Film“, die vor der Linse des Apparats, vor der Kurbel des Kinooperators, agierenden Menschen in dem Bewußtsein, daß ihr Bild sie überlebt, nicht sich spielen, sondern, — losgelöst von den Bedingtheiten der Zeit — ihren Typus und ihr Geschlecht, ob in dem Roman „David findet Abisag“ der alternde König zu ersticken droht in der Angst vor dem Verlöschen, bis ihm die Erkenntnis aufgeht, daß die Liebe die Vergänglichkeit zu überwinden, aus Sterben ein ewiges Erneuern zu schaffen vermag, immer ist es das gleiche Motiv, das der Dichter zum Tönen bringt.

Der Mensch als Sieger gegen die ihm drohende Vernichtung und gegen die Feindschaft der Dinge. Das ist der letzte Sinn der Mayer'schen Schöpfungen. Er liegt in den Novellenbänden „Von Maschinen und Menschen“, und „Die Macht der Dinge“, in dem Roman „Kapanui“, und schließlich sogar in den Schöpfungen Meyers mit humoristischem Einschlag, in „Prokop der Schneider“ und „Cyprian der Abenteurer“. Eine dramatische Phantastie „Wir“ ist der Versuch, die „Menschendämmerung“, das Werden des neuen, des von Natur sieghaften Menschen zu versinnbildlichen.

Es ist schon gesagt worden, daß die Daten der bürgerlichen Existenz Meyers mit seinem dichterischen Schaffen in keinerlei Zusammenhang stehen. Das Urerlebnis Meyers, die Macht der Technik und der Dinge, hat mit ihnen, hat mit dem bürgerlichen Beruf des Dichters, der Pharmazie, nichts zu tun. Eines Apothekenbesizers Sohn und in sehr jungen Jahren selbständiger Leiter einer Großstadtapothekes hat er die Abhängigkeit im Beruf, hat er seine Schattenseiten nie kennengelernt. So steht er ihm mit einer Art von liebenswürdigem Wohlwollen gegenüber, bringt er den Vorzügen der Pharmazie ein durch keinerlei bittere Erfahrungen getrübtcs Verständnis entgegen. Das Feuer aber, das in seiner Seele glüht, und an dem

sein Geist sich ständig neu entzündet, ist weder in der Apotheke entstanden noch durch sie entfacht und zur Flamme geläutert worden.

### Kaspar Ludwig Merkl.

Inmitten der literarhistorischen Systematisierung des dichterischen Schaffens, der Katalogisierung der schöpferischen Produktion in zeitlich begrenzte, mit bestimmten Namen wie Naturalismus, Impressionismus, Expressionismus und so weiter belegte Literaturepochen taucht immer wieder einmal eine Erscheinung auf, die sich beim besten Willen in keine dieser Rubriken einreihen, in kein Schema gleichviel welcher Art einpressen läßt. Eine solche Erscheinung ist Kaspar Ludwig Merkl.

Ist Merkl überhaupt ein Literat, ein „Dichter“ in des Wortes üblicher, landläufiger Bedeutung? Die Erhöhung des menschlich Liebhaften zum Symbol liegt ihm ebenso fern wie seine ästhetisierende Verklärung oder seine mehr oder minder behagliche Beschreibung. Das Spiel der Geschlechter, der Mittelpunkt des überwiegenden Teils aller dichterischen Produktion, in den Schöpfungen Merkls spielt es kaum eine Rolle. Hier geht es um mehr als um die Frage, wer oder was in dem ewigen Auf und Ab der Zeugung nach oben oder nach unten kommt, ob gerade dieser Hans gerade diese Grete kriegt. Was hier verhandelt wird, rührt an die große Schicksalsfrage, die von Urbeginn an Gegenstand und Anlaß aller Philosophie und jeder Flucht ins Metaphysische, ins Religiöse war: an die Schicksalsfrage vom Ziel und der Aufgabe des Menschen in der Welt, von seinem Kampfe um, seiner Selbstbehauptung gegen das Göttliche, das Leben ist und Vernichtung zugleich.

So ist Merkl in erster Linie ein Erkennender, den nur die Tiefe seiner seelischen Erschütterung durch die eine große, ihn für immer erfüllende und beschäftigende Erkenntnis dazu treibt, seine Gedanken nicht nur in jener systematisch aufgebauten, logisch begründeten Aneinanderreihung von Prämissen, Beweis und Urteil aufzubauen, die wir Philosophie nennen, sondern sie Gestalt gewinnen zu lassen in Menschen von Fleisch und Blut, die in verzweifeltstem Ringen stets erneut seine Kämpfe kämpfen müssen.

Die metaphysische Angst vor dem Chaos, vor dem „Wirrsäligen“ bildet den Kern des Merkl'schen Schaffens. Der Mensch steht auf einer kleinen Landzunge mitten im Moor. Wehe ihm, wenn er diese Landzunge nicht sichert und schützt. Aber auch wehe ihm, wenn Wunsch- und Bedürfnislosigkeit das Moor zum Eintrocknen bringen und Kampf und Ringen ein Ende haben. Das eine wie das andere, der Sieg des Chaos wie seine völlige Ver-

drängung, sind das Ende, sind der Tod. In der Novelle, „Die Begehung jeder der sieben Hauptsünden, einer und keiner oder die Erfüllung aller Möglichkeiten“, die Merkl „eine lehrsame Geschichte“ nennt, findet sich folgende, die Gedankenwelt Merkl's kennzeichnende Betrachtung:

„Hier erkannte der geistliche Herr mit einem Schläge, warum sein Pfarrhof verödet war und warum er seine Tage in Einsamkeit verbringen mußte. Er lebte nicht, weil er nicht sündigte, oder vielmehr er lebte nur halb, weil er nur halb sündigte. Denn wer aß und trank, der sündigte, er mußte Pflanzen und Tieren das Leben nehmen und anderen Menschen den Platz auf der Erde. In dem Grade aber, in dem einer sündigte, lebte er. Hier geschah es, daß der Pfarrer die achte Hauptsünde entdeckte, und sie erschien ihm als die schwerste von allen. Und das war die Sündlosigkeit.“

Ob Merkl eine kurze Skizze von fünfzig Zeilen, ob er einen umfangreichen Roman schreibt: überall der gleiche Gedanke von der Wirrsälligkeit der Welt, in der sich der Mensch nur dann zu behaupten vermag, wenn er die Vielheit seiner Bedürfnisse zum diese Wirrsälligkeit ordnenden Prinzip gestaltet. Von der Art seiner Bedürfnisse aber und von der Kraft und der Einsicht, mit der er sie zu lenken versteht, hängt es ab, ob er jenen ewigen Wechsel zwischen „Gleichem und Ungleichem“ herbeizuführen vermag, der den wahren Glückszustand vorstellt, ob er ins „Wirrsällige“, ins Elend hinabgeleitet oder schließlich in das „absolut Gleiche“, in den Tod eingeht. Um aber jeweilig sein „Gleiches“ in das feindliche oder doch widerstrebende „Ungleiche“ vorzutreiben, muß man zunächst ein möglichst festes und geschlossenes „Gleiches“ besitzen, also das haben, oder besser sein, was man eine Persönlichkeit nennt. Hieraus erklärt sich nach Merkl die Sucht aller Menschen, eine besondere Persönlichkeit von eigenem Gepräge zu sein oder doch zumindest vorzustellen.

Aber auch etwas anderes wird klar: Jeder kann nur den Weg seiner Persönlichkeit gehen. Versucht er es mit dem Wege eines anderen, so muß er scheitern. Das „Erkenne dich selbst“ steht am Anfang jeder Lebenskunst. Und noch ein weiteres tritt in Erscheinung: Alles Extreme, der Geiz und die Bällerei, die Böllust und die gänzliche Enthalttsamkeit, es ist gleich in seinen Wirkungen, weil gleich ungeeignet zur Förderung lebendigen und somit glücklichen Daseins. Soviel Dichtungen Merkl's, soviel Belege für seine philosophischen Anschauungen, für seine metaphysische Gedankenwelt.

In schwerflüssiger, fast ein wenig altertümelnder Sprache entrollt Merkl Seelengemälde von einer Eindringlichkeit, einer Schärfe der Linienführung und der Konturen, daß man an mittelalterliche Holzschnitte gemahnt wird. In chronikhafter Erzählungsform, unter Verzicht auf jeden rhetorischen Schmuck berichtet er die Alltäglichkeiten einer kleinen Welt. Aber die Gestalten runden sich zu so unerhörter Plastik und sind in der ohne jede

absichtliche Psychologie gegebenen Konkretisierung und Sichtbarwerdung ihrer Grundinstinkte von einer so erschreckenden, fast spukhaften Lebendigkeit, daß sie jene Endgültigkeit gewinnen, die nicht allzuvielen Geschöpfen dichterischer Phantasie eigen ist.

Mit fast unheimlicher Schärfe weist Merkl die bestimmenden Faktoren auf, die jeder einzelnen Gefühlsregung, jeder Handlung, jeder Geste seiner Menschen zugrunde liegen. Es geht durch die Erzählungen etwas wie aufbäumender Haß gegen die Inferiorität der menschlichen Natur. Merkl lebt unter diesen Menschen, nicht mit ihnen. Er sieht tief hinein in ihr innerstes Gefüge und legt es mitleidslos bloß. Man hat Merkl mit Spitzweg verglichen, weil der Welt, die beide mit den Mitteln verschiedener Künste schildern, der gleiche barocke Einschlag, die gleiche etwas verzwickte Originalität zu eigen zu sein scheint. Aber das lächelnd resignierte, das spielerisch abschweifende Barock Spitzwegs hat mit Merkls kämpferischer, gottsucherischer Kunst nichts gemein. Das vermeintliche Barock Merkls ist nur Arabeskenwerk auf gotischem Spitzbogen.

Über die Lebensdaten des Dichters und seine bisherigen Arbeiten unterrichten folgende, von ihm selber stammende Angaben:

„Mein Geschlecht ist seit Mitte des 17. Jahrhunderts in München ansässig, von wo aus mein Vater in seiner Eigenschaft als Eisenbahnerpeditör nach Kemnath-Neustadt in der Oberpfalz versetzt wurde. Hier wurde ich am 4. Februar 1885 geboren. Im zweiten Jahre meines Lebens wurde mein Vater nach Schwaben, einem Marktstädtchen in der Nähe Münchens zurückversetzt, wo ich die Volksschule besuchte. Ich kam dann an das Progymnasium Schäßtlarn und an das Luitpold-Gymnasium nach München, trat in der Schützenapotheke ebenda als Apothekerlehrling ein, arbeitete als Apothekerassistent in Neu-Ulm, diente als Einjähriger beim 1. Infanterieregiment in München, besuchte und absolvierte die Universität zu München und konditionierte nacheinander in Dessau, Allenstein, München-Fellheim, Mannheim und Wschaffenburg. Nach der Dienstleistung als Einjähriger-Apotheker in München kam ich am 1. April 1914 nach Haag in Oberbayern, wo ich mich nach Unterbrechung durch eine anderthalbjährige Kriegsdienstleistung als Oberapotheker in einem Feldlazarett, als Verwalter der C. Mühleisen'schen Apotheke heute noch befinde.

Von mir ist folgendes erschienen: „Der Gutsbesitzer von Holderau“, Roman (Albert Langen, München 1913); „Die Kakteensammlung“, 2 Novellen (S. Fischer, Berlin 1916); „Das Narrenseil“, 2 Novellen (ebenda 1920); „Die Geige in Gottes Hand“, Roman (Domverlag 1921); „Die vierfaltige Allmacht“ (ebenda 1922). In Welhagen und Klafings Monatsheften ist erschienen die Novelle: „Der Arme Teufel“ und in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung der Roman: „Das Eine im Andern.“

Eine Analyse der einzelnen Arbeiten Merkls dürfte sich nach der grundsätzlichen Charakteristik seines gesamten Schaffens erübrigen. Es bleibt nur

noch die Frage nach einem Zusammenhang zwischen seinem Erwerbsberuf und seiner dichterischen Produktion.

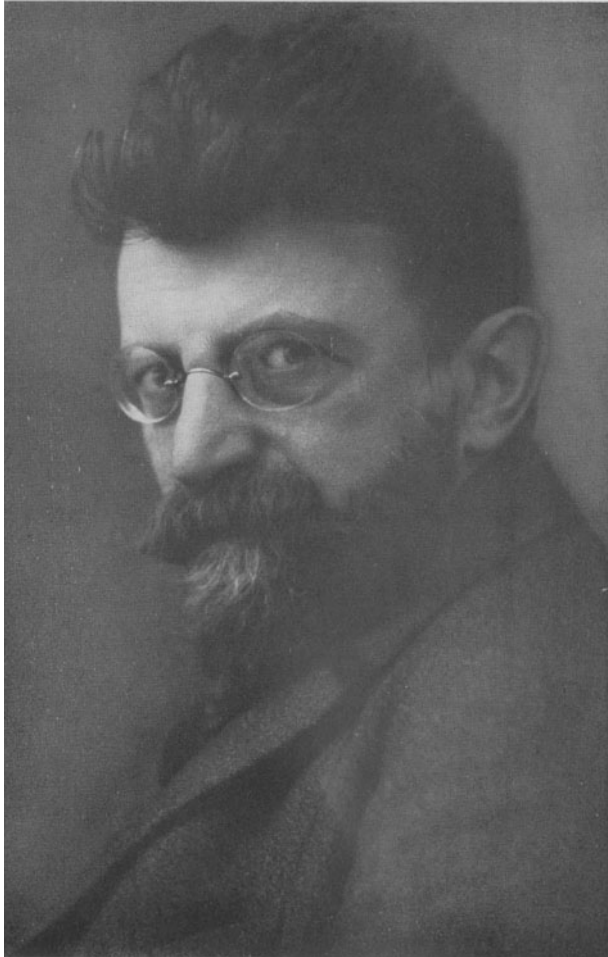
Ein einziges Mal, in der in dieser Betrachtung bereits erwähnten Novelle von den sieben Hauptsünden, schildert Merkl einen „Provisor“. Er geißelt in ihm einen Typus, der ihm, dem nach innen gefehrten und allen Außerelichkeiten abholden Eigenbrötler, besonders unsympathisch sein mußte: den Typus des geschniegelten Don Juans der kleinen Stadt. In dieser Figur, die fraglos unmittelbar nach einem lebenden Vorbilde geschaffen wurde, ist eine persönliche Antipathie schonungslos abregiert worden. Eine weitergehende Bedeutung kann ihr um so weniger beigemessen werden, als Merkl nach seinen eigenen Bekundungen die Vorzüge des Apothekerberufs, seine Bedeutung für die Allgemeinheit, vor allem aber die tiefe Einsicht in das menschliche Seelenleben, das er in so außerordentlichem Umfange gewährt, wohl zu schätzen weiß.

Ist aber diese einzige Erwähnung eines Pharmazeuten in den Arbeiten Merkl's nicht als ein Niederschlag seiner Erfahrungen mit seinen Berufsgenossen überhaupt anzusehen, sondern nur auf ein zufälliges Einzelerlebnis zurückzuführen, so entfällt damit das einzige Moment, das sich als Beeinflussung der dichterischen Produktion Merkl's durch seinen Beruf deuten ließe.

Zwar verrät Merkl's Art der analytischen Zerlegung des Seelenlebens der Geschöpfe seiner Phantasie unbestreitbar naturwissenschaftliche Methodik. Aber diese Methodik ist so sehr Allgemeingut unserer Zeit und insbesondere unserer Dichtung, daß sie nicht mehr als Reservatrecht eines bestimmten Berufs gewertet werden kann. Dagegen dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß gerade der Apothekerberuf für die besondere Art des Merkl'schen Sinnierens einen außerordentlich günstigen Nährboden bedeutete. Der tägliche Umgang mit dem in der Apotheke besonders mitteilbaren, besonders aufgeschlossenen Publikum bot ihm das menschliche Material für seine literarische Divisektion in überreicher Fülle und die Richtung seiner Gedanken fand in der strengen und stets ein wenig geheimnisvollen Atmosphäre der Apotheke fraglos etwas Gleichgestimmtes, das sie beschwingte.

### Erich Mühsam.

Man kann die literarische Erscheinung Erich Mühsam's durch nichts schärfer charakterisieren, als durch den Hinweis auf seine Stellung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Erich Mühsam ist einer der echtensten, vielleicht auch einer der letzten Bohemiens. Da das Wesen des echten Bohemiens in dem Gegensatz zur Welt der Bürgerlichkeit einerseits, in der



Phot.: Michel Veyerl, Cassel.

*Paul Nussbaum*



Unfähigkeit zur selbstschöpferischen Gestaltung einer in sich geschlossenen Eigenwelt andererseits besteht, so ist es selbstverständlich, daß der Protest gegen alle Normen und Formen des Bürgertums das Hauptmotiv der Mühsamschen Dichtung bildet, daß sie immer nur Klage und Anklage, daß sie — bisher — niemals Erlösung ist.

Folgende autobiographische Skizze schildert anschaulich den Lebensgang Mühsams:

„Als ich am 6. April 1878 in Berlin geboren wurde, war in Lübeck die Apotheke im Bau, für die mein Vater die Konzession erhalten hatte. Ich war 5 Monate alt, als die Übersiedlung der Familie nach Lübeck erfolgte und die St. Lorenz-Apotheke dort eröffnet wurde. Mein Vater, Apotheker Siegfried Mühsam, war in pharmazeutischen Kreisen durch seine aktive Betätigung im Deutschen Apothekerverein und durch ein von ihm verfaßtes, ziemlich verbreitetes Apotheken-Manual gut bekannt. Ich war als drittes unter vier Kindern von früh ab Gegenstand der Sorge und des Verdrusses meiner Eltern. In der Schule kam ich trotz guter Befähigung nicht vorwärts; denn meine Lehrer — porträtiert in Thomas Manns Buddenbrooks und in Heinrich Manns Professor Unrat — waren unfähig, die Besonderheit eines Schülers zu erkennen, geschweige ihr gerecht zu werden. Statt zu lernen, was man von mir verlangte, trieb ich allen möglichen Unfug, zu dem freilich auch die Beschäftigung mit Literatur und Philosophie gerechnet wurde: ich las schon als Untertertianer heimlich Schopenhauer. Infolgedessen blieb ich dreimal sitzen und war schon 17 Jahre alt, als ich wegen „sozialistischer Umtriebe“ aus der Untersekunda herausflog. Mit einem Examen kam ich dann aber in die Obersekunda des Gymnasiums in Parchim in Mecklenburg, wo ich die Lust an weiterem Schulbesuch gänzlich verlor.“

„Im Herbst 1897 trat ich als Lehrling in eine Lübecker Apotheke ein — ohne jede Neigung zu diesem Beruf und schon mit der Absicht, ihn sobald wie möglich mit dem eines freien Schriftstellers zu vertauschen. Während meiner Lehrzeit erschienen bereits Gedichte von mir in der Münchener „Gesellschaft“, ferner schrieb ich anonyme Artikel über lokale Kulturfragen in Lübecker Zeitungen. 1900 bestand ich mit Ach und Krach die Gehilfenprüfung, blieb noch ein Vierteljahr bei meinem Lehrchef, ging dann nach Blomberg in Lippe und von da nach einem weiteren Vierteljahr schon mit dem festen Vorsatz nach Berlin, dort den Berufswechsel vorzubereiten. Noch als Apothekergehilfe schloß ich mich in Berlin der linksradikalen (anarchistischen) Bewegung an, der ich bis zum heutigen Tage treugeblieben bin. Am 1. Januar 1901 gab ich endgültig die Pharmazie auf, die dadurch sicherlich keinen unerfeglichen Verlust erlitten hat. Ich war, glaube ich, ein herzlich schlechter Apotheker. Mein Vater war natürlich wenig erbaut von meinem Sprung ins Ungewisse — und meine politische, sehr bald öffentlich sichtbare Tätigkeit konnte das Mißvergnügen an meinen Extravaganzen kaum herabmindern. Für mich begann nun ein mit viel Entbehrungen, viel Ungewöhnlichem, viel Mißerfolgen, viel Konflikten mit Behörden und Gerichten garniertes Leben, das mich zwischen Berlin, München, Wien, Genf, Zürich, Italien und Frankreich herumwarf und bei dem der innere Mensch gleichmäßig als Dichter und als revolutionärer Propagandist nach Ausdruck suchte.“

Seit 1910 blieb ich in München, wo ich 1911 eine Monatschrift gründete, die den Namen „Rain, Zeitschrift für Menschlichkeit“ führte, die ich ganz allein schrieb und die bis zum Kriegsausbruch regelmäßig erschien. Ich ließ sie mit der Begründung eingehen, daß ich unter der Militärzensur nicht zu schreiben vermöge. Während des ganzen Krieges beteiligte ich mich in Fühlung mit Karl Liebknecht und andern Revolutionären an der unterirdischen Arbeit gegen das „Durchhalten“. Jedem Versuch, mich zum Militär, gleichviel zu welcher Funktion, einzuziehen, war ich entschlossen, mit Dienstverweigerung zu begegnen. Da ich bei den Musterrungen dauernd untauglich erklärt wurde, kam ich um die Ausführung dieses Entschlusses herum. Als man dann aber, nach dem Munitionsarbeiterstreik im Januar 1918, von mir die Aufnahme einer Arbeit im „vaterländischen Hilfsdienst“ verlangte, erklärte ich schriftlich, daß ich der Aufforderung den Gehorsam verweigere. Ich wurde dann für den Rest des Krieges in Zwangsaufenthalt gesetzt. An der Revolution nahm ich von der ersten Stunde an aktiven Anteil und wurde 1919 nach der Niederschlagung der bayerischen Räterepublik wegen Hochverrats zu 15 Jahren Festung verurteilt. Ich war 5 Jahre 8 Monate in Haft. Seit meiner Freilassung, die um Weihnachten 1924 erfolgte, gilt meine Haupttätigkeit dem Kampf für die Befreiung der politischen Gefangenen.

Außer einer Reihe gelegentlicher Broschüren erschienen von mir an Gedichtbüchern: „Die Wüste“, Berlin 1904; „Der Krater“, Berlin 1909 und 1912; der Sammelband „Wüste, Krater, Wolken“, München 1914; „Brennende Erde“. München 1920 (bei Kurt Wolff); ferner ein Auszug aus den Werken, enthaltend Gedichte und Essays: „Alarm, Manifeste aus 20 Jahren“, Berlin 1925 (Verlag Der Syndikalität); endlich „Revolution, Kampf-, Marsch- und Spottlieder“, Berlin 1925 (Verlag Der freie Arbeiter, Bödikerstr. 30). An dramatischen Arbeiten erschienen: „Die Hochstapler“, Lustspiel, München 1905; „Die Freivermählten“, Schauspiel, München 1914; „Judas“, Arbeiterdrama, Berlin 1921 (Malik-Verlag). Außer den Werken, bei denen in Klammern der Verlag namhaft gemacht ist, sind meine sämtlichen Bücher vergriffen. Eine Reihe größerer Arbeiten harren noch der Fortführung, darunter ein großer Roman „Ein Mann des Volkes“. In diesem Werk kommt auch die Figur eines Apothekers in einer Kleinstadt vor, nebst seinem mit lateinischen Brocken und Pharmakopoe-Ausdrücken herumwerfenden Faktotum. Sonst erinnere ich mich nicht, Reminiszenzen an meinen früheren Beruf literarisch verwertet zu haben.“

Es fehlt den Versen Mühsams nicht an Schwung, seinen dramatischen Werken nicht an gelegentlichen Feinheiten und mitunter greift eine echte Verzweiflung an die Seele. Aber im allgemeinen sind trotz aller inhaltlicher Verneinung der Konvention der Ton, die Form und der Aufbau der Schöpfungen dieses Revolutionärs erstaunlich konventionell. Das Schauspiel „Die Freivermählten“ ist ein typisches Problemstück Ibsenscher Prägung, in dem die innere und äußere Möglichkeit einer illegitimen Ehe weniger gestaltet als diskutiert wird, das Lustspiel „Die Hochstapler“ gewinnt nur dadurch ein gewisses Interesse, daß Mühsam in dem dort auftretenden Knaben Werner anscheinend ein eigenes Jugendbildnis zeichnet,

und nur das Drama „Judas“ zeigt Figuren von stärkerer Prägung. Die Lyrik Mühsams aber charakterisieren folgende, einem seiner Gedichte entnommene Verszeilen: „Ich geh' ins Kaffeehaus. Die dumpfe — tabakverqualmte Luft ist meine Welt, — Wo ich mich langsam in die Erde sumpfe.“

Troz und Verflilage, Sinnenfreude und erotische Brutalismen, ein kurioser Widerstreit zwischen Selbstvernichtungs- und Selbsterhaltungswillen und als Antrieb die Sehnsucht einer im Grunde weichen Natur nach Größe oder doch wenigstens nach der großen Geste, das ist die Quintessenz der Mühsamschen Dichtung. Eine Beziehung zur Pharmazie oder einen Einfluß der Apothekertätigkeit des Dichters auf sein schriftstellerisches Schaffen läßt das Werk Mühsams nirgends erkennen.

### Emil Uellenberg.

**D**r. A. Walter hat diesem dem Bergischen Lande entsprossenen Dichter zu seinem fünfzigsten Geburtstage in der Wochenschrift „Die Rheinwarte“ ein literarisches Denkmal gesetzt, das er mit folgenden Feststellungen einleitet:

„Uellenbergs Romane bilden eine innigere Einheit, als dies sonst bei Werken anderer Autoren der Fall zu sein pflegt; sie sind Ausdruck einer Persönlichkeit, die durch das Bekenntnis ihrer Weltanschauung über die Dichtung hinaus auf die nationale Entwicklung einwirken will. Und in dieser Weltanschauung fließen drei Hauptelemente zusammen: ein christliches, ein nationales und ein naturwissenschaftliches. Das christliche wiegt vor und findet seine Erklärung zum Teil in der Wuppertaler Herkunft Uellenbergs, das naturwissenschaftliche mag auf seine beruflichen Studien zurückgehen (er ist Apotheker und hat ein „Taschenbuch der Botanik für Hochschulen“ geschrieben), das nationale bedarf wohl keiner Begründung.“

Man kann der Ansicht sein, daß die Rangordnung der von Walter erwähnten drei Grundelemente des Uellenbergischen Schaffens nicht ganz zutrifft, daß die nationale Richtung in dem Wesen Uellenbergs die dominierende, die bestimmende Stellung einnimmt und seine besondere Art von Christentum erst nach ihr rangiert, zum Teil sogar in ihrem Dienste steht. Aber abgesehen davon kann die Sonderheit der Uellenbergischen Persönlichkeit, soweit sie sich in seinen Werken widerspiegelt, nicht besser umrissen werden als es in den zitierten Sätzen Walters geschehen ist. Das Bild Uellenbergs wäre jedoch unvollständig, wenn man nicht noch eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften erwähnte: seine unerschrockene Wahrheitsliebe, die mit seinem inbrünstigen Wahrheitssuchen parallel läuft.

Uellenberg ist am 28. März 1874 in Elberfeld geboren und ist Mitinhaber der Apotheke in Bohnwinkel im Rheinland. Über sein Leben sagt er

selber in einer 1913 in der Zeitschrift „Die Lesé“ veröffentlichten Autobiographie unter anderem folgendes:

„Von mir ist nicht viel zu sagen. Ich habe mich auf fünf Universitäten herumgetrieben, trotzdem im sechsten Semester promoviert. München ist meine Lieblingsstadt. Und ich habe viele Städte gesehen. Gereist bin ich auf dem Balkan, in der Türkei, in Griechenland, Italien, Spanien, Afrika, Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen, Spitzbergen usw., immer in Begleitung meiner Lebensgefährtin, mit der ich mich schon vor der Studienzeit verlobte. Des Lebens Bitterkeit ist uns nicht ferngeblieben. Oberwasser behalten ist die Hauptsache. Wir sind uns selbst genug.“

Und dem Verfasser dieser Arbeit schrieb Uellenberg als Antwort auf die Bitte um autobiographische Angaben: „Ich bin der Ansicht, daß die Person Nebensache, die Werke das Wesentliche sind.“

Diese Lust am Schweifen in die Weite und doch zugleich dieses auf sich Zurückgezogensein, sich selbst Genugsein, wie typisch deutsch ist diese Vereinigung von anscheinend nicht zu vereinbarenden Gegensätzlichkeiten.

Es ist erklärlich, daß dieser Mann zum Kämpfer werden muß, wo ihm Lüge und Torheit gefährlich zu werden scheinen für die Zukunft seines Volkes. Da rechnet er ab mit den Menschen und den Schwächen seiner Zeit, die er, kein Eiferer, aber teils Satiriker, teils ein ehrlich Zürnender geißelt und brandmarkt. In dem Gedichtbände „Drei Ringe“ stehen neben zarten Lyriken Zeitgedichte von geschliffenster Schärfe.

Das Hauptwerk Uellenbergs aber ist die Trilogie, in der er die Entwicklung des Christentums und der christlichen Idee in deutschen Landen schildert. Im „Kreuz auf Dornawyl“ gibt er ein kulturgeschichtlich getreues Bild der Einführung des Christentums durch Karl den Großen, in „Adolf Klarenbach“ eine vortreffliche Schilderung der Reformationsbewegung am Rhein. In dem Roman „Die Stimme in der Wüste“ zieht er das Fazit, zeigt er mit klarer Bestimmtheit, wie das Christentum beschaffen ist, von dem er annimmt, daß es auch heute noch lebendig ist und Leben zu spenden vermag.

Gerade dieser letzte Band der Trilogie dürfte Klarheit darüber schaffen, daß dem Dichter das Ringen um die Religion, um das Christentum, zugleich, ja vielleicht in erster Linie, ein Ringen um die seelische, um die sittliche Wiedergeburt seines Volkes ist.

Bedürfte es noch eines Beweises für die Tatsache, daß die deutsche Heimat den magnetischen Pol bildet, um den das Schaffen Uellenbergs unablässig und unabwendbar kreist, sein Roman „Das Licht im Moor“ würde ihn erbringen. Aus dem Moor, aus der erfolgreichen Kulturarbeit an diesem wertlosen, unheimlichen Gelände, aus der dadurch gewonnenen Bereicherung deutschen fruchtbaren Bodens blinzt einem aus französischer Gefangenschaft heimgekehrten Deutschen, der sein Weib wiederverheiratet,

sein Gut fortgegeben, sein Volk, seine Heimat verseucht und verludert findet, ein Licht der Hoffnung auf, das er hochhält über sich, über Volk und Land. Das sind die Richter, deren wachsende Zahl vielleicht den Weg zur deutschen Wiedergeburt zu zeigen und zu erhellen vermag.

Auch die historische Erzählung „Wie Luther nach Worms zum Reichstag fuhr“ und der Roman „Die sterbende Insel“, so verschieden im Stoff, in der Zeit der Handlung und in den handelnden Personen sie auch sind, weisen die gleiche Straffheit der Konzeption, die gleiche Kraft und Klarheit der Sprache, die gleiche leidenschaftliche Liebe zum Deutschtum und zum deutschen Lande als solchem auf, die wir bei den Arbeiten Uellenbergs gewohnt sind. Die Schilderung der Wormsfahrt Luthers und seines mannhaften Bekenntnisses vor Kaiser Karls des Fünften Majestät gibt ein so klares und in großen Umrissen geschautes Bild jenes bedeutungsschweren Zwischenspiels der Weltgeschichte, zeigt die ganz in ihrem Volkstum wurzelnde Gestalt Luthers in so reinem und schönem Lichte, daß man sie neben den Erzählungen aus Hebels alemannischem Schatzkästlein, neben den Bildern aus der deutschen Vergangenheit von Gustav Freytag als Lesestück in den Lesebüchern der deutschen Schulen zu finden wünschte.

„Die sterbende Insel“ behandelt den Seelenkampf eines Strandbau- meisters, dem im ewigen Widerstreit zwischen klarer Einsicht in das, was geschehen mußte, und schwächerer Rücksichtnahme auf äußere Schwierigkeiten sein eigentliches Ich immer mehr zu entschwinden droht. Schließlich rafft er sich doch auf zu heroischer Dpfertat und rettet so das von der Sturmflut gefährdete deutsche Land, „Die sterbende Insel“.

Ein Balladenbuch Uellenbergs „Das Gespenst der Grafen von Berg“ beschwört in tönenden Rhythmen die wilde und waffenklirrende Zeit der rheinischen Ritterfehden herauf. Daneben hat Uellenberg in den Jahren 1895—1910 insgesamt drei längstvergriffene Gedichtbände und eine Dichtung „Zum Strande der Seligen“ erscheinen lassen.

Uellenberg hat einen Apotheker nur ein einziges Mal, in dem Roman „Die Stimme in der Wüste“ auftreten lassen. Er spielt eine sympathische, aber im Rahmen der Gesamthandlung nicht allzu bedeutsame Rolle. Daß der Dichter mitunter naturwissenschaftliche Bilder und Motive verwendet, braucht mit seinem Erwerbsberufe kaum etwas zu tun zu haben. Auch sein pantheistisches Christentum oder richtiger sein christlichgefärbter Pantheismus steht mit dem Apothekerstande in keinerlei Beziehung. Somit bleibt lediglich die Möglichkeit eines Zusammenhangs oder Zusammenflangs der starken Heimatliebe Uellenbergs mit einer gleichgerichteten seelischen Grundstimmung der Pharmazie.

## Heinz Welten.

Heinz Welten, mit seinem bürgerlichen Namen Martin Philippsohn, ist einer der besten Erzähler des deutschen Schrifttums, ein betrachtender Plauderer, dessen Feder auch bei der Schilderung tiefer und schwerer Probleme die ihr eigene Leichtigkeit nicht verliert und dessen Humor nicht witzigem Einfall, sondern lächelnder Weisheit entstammt.

Die allmähliche Wandlung Weltens in seinem Verhältnis zur Pharmazie ist in seiner Dichtung überaus charakteristisch zum Ausdruck gelangt. Sein autobiographisches Erstlingsbuch „Die Hundskomödie“ ist eine kämpferische Abrechnung mit dem Zwange des Berufs, mit allen seinen Abhängigkeiten, Bedingtheiten und Unvollkommenheiten, die dem jugendlichen Stürmer teils als Halbheiten, teils als Unsinnigkeiten erschienen.

Dem Erstlingswerk folgt eine Reihe von Arbeiten, in denen keinerlei Erinnern an den einstigen Beruf bemerkbar wird. Erst nach einer Pause von achtzehn Jahren erscheint wieder eine Dichtung, in der ein Apotheker eine Rolle spielt, der humoristische Roman „Der Globusapotheker“. Mit welcher Behutsamkeit ist hier die Figur des Apothekers gezeichnet, mit welcher Feinheit, mit welchem tiefen Verständnis für die Besonderheiten der Apothekerpsyche läßt Welten die komischen Schwächen seines Helden aus der Weltfremdheit einer reinen Seele, aus der Freiheitssehnsucht eines stets Gebundenen hervormachsen. Und wieder einige Jahre später schreibt Welten die schöne Novelle „Die Talentprobe“, in der das Wesen der deutschen Apotheke aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine ebenso liebevolle Schilderung gefunden hat, wie der in ihr auftretende Apotheker. Von dem mit jugendlicher Entschiedenheit gezogenen Schlußstrich unter einen mühsam ertragenen Lebensabschnitt zur objektiven Erkenntnis und schließlich zur Liebe, das ist der Weg Weltens in seinem Verhältnis zur Pharmazie.

In einem dem Verfasser dieses Buches übermittelten „Stedbrief des pp. Heinz Welten“ schreibt der Dichter über sich selbst folgendes: Geboren: Dresden, 2. Februar 1876. Gymnasium: Dresden, Chemnitz. Apothekerlehre: Chemnitz, Spandau. Gehilfenzeit: Berlin, Alen, Genf, Ottersberg h. Bremen. Studium: Berlin, Freiburg, Halle, Königsberg. Nach bestandnem Staatsexamen (mit Note „Gut“), Studien in Botanik, Biologie, Philosophie mit dem Abschluß der Promotion. Darauf Tätigkeit als Chemiker in Gasglühlichtgesellschaft, Übersiedlung nach Rußland, um dort Glühstrümpfe selbständig zu fabrizieren. Nach zwei Jahren Rückkehr nach Deutschland, wieder Glühstrumpf-Chemiker (Auer-Gesellschaft), noch

zwei weitere Stellungen als Chemiker und schließlich selbständiger, freier Schriftsteller, Dozent für Biologie an der Humboldt-Akademie, Berlin und Referent für naturwissenschaftliche Schriften zuerst an der „Rölnischen Zeitung“, dann am „Berliner Tageblatt“.

Literarische Produktion: Erste Gedichte begonnen als Schüler (nicht druckreif). Erste Publikation: Ein plattdeutsches Gedicht in „Niedersachsen“ als Neunzehnjähriger. Mit einundzwanzig Jahren „Der ehrliche Name“ (Drama, verlegt bei Carl Dunder, Berlin, aufgeführt niemals). Von zweiundzwanzig Jahren ab naturwissenschaftliche Feuilletons, vornehmlich im „Berliner Tageblatt“ (gesammelt in „Waffen der Wehrlosen“, Verlag: Müller-Berlin) und in „Biologische Studien“, „Biologische Probleme“, Verlag Velhagen u. Klasing, Bielefeld.

1904. „Die Hundskomödie“ (Roman, verlegt 1910 bei Bondy-Berlin) 1911: „Unsere Giftpflanzen“, „Liebesleben der Pflanzen“, „Sinnesleben der Pflanzen“. 1912: „Der deutsche Wald“. 1913: „Pflanzenkrankheiten“, „Illustrierte Tierkunde“. Mitherausgeber der Sammelwerke: „Wunder der Natur“ (Verlag Bong-Berlin), „Die Pflanze und der Mensch“ (Franck-Stuttgart), „Carus Sterne“ (in Gemeinschaft mit Wilhelm Bölsche).

Erzählende Schriften: Novellen: „Aus dem großen Kriege“ (Reclam), „Feinde ringsum“, „Die Augen der Gioconda“, „Ein Wiedersehen“. 1922: „Der Globusapotheker“ (humor. Roman), „Der goldene Mantel“ (Erzählung). 1923: „Die blaue Flamme“ (Roman). 1924: „Die Hosen der Frau von Bredow“ (humoristischer Roman). 1925: „Der Kampf um Babylon“ (Trilogie: Nitokris, Nebukadnezar, Belsazar).

In Vorbereitung: „Der Ehrenbürger“ (humoristischer Roman), „Peter der Kleine“ (Kinderroman).

In fremde Sprachen wurden übersetzt: „Liebesleben der Pflanzen“ (schwedisch), „Der Kampf um Babylon“ (dänisch und tschechisch), „Die blaue Flamme“ (spanisch).

Die hervorstechendsten Eigenschaften Weltens sind neben seinem bereits erwähnten Humor die reich quellende Erfindungsgabe, die den Konflikten und Situationen seiner Erzählungen eine kaum je einen Zweifel zulassende Selbstverständlichkeit gibt, sein außerordentlicher Laft auch bei der Erwähnung heikelster Dinge und die ihm in hohem Maße eigene Delikatesse der Sprachbehandlung.

So ist es erklärlich, daß er für den historischen Roman, der einen besonderen Laft der Schilderung, das Gefühl für archaisierenden Sprachklang und die phantasiebeschwingte Einfühlung in Geist und Charakter vergangener Zeiten erfordert, eine ganz hervorragende Eignung besitzt. „Die Hosen der

Frau von Bredow“, „Der goldene Mantel“ und schließlich die grandiose Trilogie „Der Kampf um Babylon“, alle drei in verschiedenen Zeitaltern spielend und doch mit gleicher Kraft der Darstellung, mit gleicher Kenntnis der historischen Details aufgebaut, zeugen von der außerordentlichen Schmiegsamkeit und Breite der Weltenschen Begabung.

Die menschliche Entwicklung des Dichters ist bereits bei der Schilderung seines Verhältnisses zur Pharmazie angedeutet worden. Er selbst beschreibt sie in einer der Erstausgabe des „Globusapothekers“ vorangesehenen autobiographischen Skizze unter anderem wie folgt:

„Ich war, durch innere Veranlagung einerseits, durch Lektüre und Studien andererseits, sehr einsam geworden. Ich hatte die Menschen hassen und verachten gelernt, sah in ihnen nur die stumpfen, wiederkäuenden Tiere einer großen Herde, die hinter der Phrase herliefen, niemals ein eigenes Urteil sich zu bilden vermochten . . . So blieb ich allein, lange, lange allein, bis mein Herz erbehte in der eisesstarrten Kälte seiner großen Einsamkeit, bis ich erkannte, daß der Mensch nicht sein kann ohne den Menschen, daß auch im Geringsten der Funke des Prometheus unter der Asche schlummert, daß die im Geiste Reichen gleich den im Geiste Armen sind, daß auch die Führer wieder anderen Führern folgen, und daß wir alle nur Rädchen sind im großen Getriebe. Da beschloß ich, hinfür nicht mehr über die Menschen zu lachen, sondern mit ihnen. So entstand mein humoristischer Roman „Der Globus-Apotheker“ als der Niederschlag einer Islandsfahrt, auf der ich wunderliche Menschen kennen- und — liebengelernt hatte. Und so entstanden mein Buch „Die Hosens der Frau von Bredow“, eine lustige Geschichte aus der Zeit des galanten Sachsenkönigs Augusts des Starren und meine anderen Romane „Der goldene Mantel“ und „Die blaue Flamme“. Und die Menschen kamen wieder zu mir, nannten mich ihren Freund und hießen mich einen Humoristen.“

Ein „Einfluß“ der pharmazeutischen Epoche Weltens auf sein Schaffen, insbesondere auf den Inhalt und die Methodik seiner Dichtungen ist um so unwahrscheinlicher, als ja die Elastizität seiner Einfühlung in alle nur denkbaren Vorstellungsformen ihm von vornherein entgegensteht. Er ist auch in der Tat nicht feststellbar. Aber die verhältnismäßig häufige Verwendung von Apothekergestalten und von pharmazeutischen Motiven beweist, daß dieser feine Einfühler den Stimmungsreiz der Apotheke besonders stark empfunden hat.

### Schlußbetrachtung.

In den vorstehenden Kapiteln haben acht Schriftsteller, die den Apothekerberuf nur kurze Zeit ausübten, und insgesamt dreißig Literaten, die ihm längere Zeit angehörten oder noch in ihm tätig sind, eine mehr oder minder eingehende Würdigung gefunden. Bei jedem von ihnen ist die Frage nach dem Einfluß seines bürgerlichen Erwerbsberufes auf sein





H. W. Cohen

dichterisches Schaffen nachgeprüft, ist — besonders wo es sich um literarische Persönlichkeiten von besonderer, die Vermutung eines solchen Einflusses nahelegender Prägung handelte — alles Für und Wider sorgfältig erwogen worden. Und das Endergebnis? Kann die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Beruf und Berufung, zwischen unliterarischer Erwerbstätigkeit und literarischer Produktion auf Grund einer Zusammenfassung der hier angestellten Einzeluntersuchungen mit einiger Sicherheit beantwortet werden?

Es ist bereits im Vorwort dieser Arbeit darauf hingewiesen worden, daß die Vorbedingungen für eine derartige Untersuchung wohl bei keiner dafür in Betracht kommenden Erwerbsgruppe so günstig liegen dürften, wie gerade bei der an dieser Stelle behandelten. Die besondere Eigenart des Apothekerberufs macht die Nachprüfung auf ihm entstammende Einflüsse verhältnismäßig leicht, und die Tatsache, daß es sich bei den aus der Pharmazie hervorgegangenen oder ihr noch angehörenden Schriftstellern um Begabungen der verschiedensten Arten und Grade handelt, gibt den Ergebnissen der Untersuchung den Anspruch auf eine gewisse Allgemeingültigkeit.

Die wesentlichste, auch dem pharmazeutischen Laien ins Auge fallende Besonderheit des Apothekerstandes dürfte neben seiner Stellung zwischen Kaufmann und Wissenschaftler darin liegen, daß in ihm das gebildete mittlere Bürgertum eine fast repräsentative Vertretung findet. Eine selbstverständliche Anständigkeit der Lebensführung und der Lebensformen, ein gewisser konservativer Zug, der Autorität zubilligt und verlangt, Freude an der Behaglichkeit und einer diese Behaglichkeit erhöhenden Kunst sind im Verein mit einem starken Bildungsinteresse die Kennzeichen dieser Volksschicht und damit des deutschen Apothekerstandes. Dazu kommt als Sonder-eigenschaft des Apothekers ein Hang zur Resignation, zur Skepsis und zur Ironie.

Überprüfen wir die der Pharmazie entstammenden Dichter auf diese apothekerlich-bürgerliche Substanz, so zeigt sich in der Tat, daß sie bei einer großen Anzahl, besonders der älteren von ihnen, vorhanden ist. Von den Schriftstellern mit geringerer Produktion ganz abgesehen, die zumeist an erster Stelle Apotheker und erst an zweiter Literaten sind, und bei denen somit die Wesenselemente ihres Standes naturgemäß vorherrschen, deuten auch bei Beckstein und bei Zeise, bei Lohmeyer, Stinde, Biela, Genthe, Tröthandl und schließlich bei Fontane die Sorgfalt der Schilderung, die bürgerlich behäbige Art der Darstellung und eine Neigung zu skeptischem Spott und zur Ironie auf eine bürgerliche Grundeinstellung dieser Dichter hin, die leicht dazu führen könnte, einen Rückschluß auf eine Beeinflussung der in Betracht kommenden literarischen Produktion durch den Erwerbsberuf ihrer

Schöpfer gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Und doch wäre dieser Rückschluß irrig. Es ist nicht die Atmosphäre ihres Erwerbsstandes, es ist die ihrer Zeit, die in dem Wesen und Schaffen der genannten Schriftsteller zum Ausdruck kommt.

Die Zeit, in der die Hauptschaffensperiode der Zeise, Lohmeyer usw. lag, war eine Epoche ausgesprochenen Epigonentums und bürgerlichen Behagens, in der weder die allgemeine Lebenssphäre noch die Dichtung von neuen Gedanken und Problemen bewegt und beunruhigt wurden und die erwähnten Eigenschaften mehr oder minder Allgemeingut der besseren dichterischen Produktion waren. Das Lebensideal des mittleren, besitzenden Bürgers, zu dem das Humanitätsideal der klassischen Periode der deutschen Dichtung abgeebbt war, beherrschte die Literatur jener Lage, und die Eigenschaften dieses Bürgertums, die — wie bereits ausgeführt wurde — bei seinem Repräsentanten, dem Apotheker, in weitem Umfange, gewissermaßen in Reinkultur, zu finden sind, waren auch in den meisten Fällen in mehr oder minder hohem Grade die Eigenschaften seiner Dichter.

Hier nimmt Fontane insofern eine Ausnahmestellung ein, als er, obwohl vielleicht bewußterer „Bürger“ als die Mehrzahl seiner dichterischen Zeitgenossen und apothekerlicher als die meisten seiner pharmazeutischen Brüder in Apoll, doch kraft seiner stärkeren dichterischen Begabung über seine Zeit hinauswuchs und rein menschliche Probleme erschütternd gestaltete und in großer Formung bezwang. Eine Feststellung, die auch für einige Dichtungen Becksteins zutrifft.

Aber ist Fontane dem „Bürgertum“ noch zugehörig und verhaftet, so ist dies bei den Apothekerdichtern der neueren Zeit kaum noch, oder doch zumindest nicht mehr in entscheidendem Umfange der Fall. Diese Tatsache ist für das Grundthema dieser Arbeit nicht ohne Bedeutung. Die Zeit und ihre Literatur sind jetzt nicht mehr dem Ideale des Bürgertumes dienstbar, das in dem Apothekerstande seine Zuflucht und seine Hüter hat. Beeinflusste die soziologische Lagerung des Erwerbsberufes wirklich auch die ihm angehörenden Dichter in ausschlaggebender oder doch nur wesentlicher Weise, dann dürften aus der Pharmazie heute keine oder doch nur im gewissen Sinne „unmoderne“ Dichter erstehen.

Statt dessen war es der ehemalige Apotheker Jbsen, der die bürgerliche Konvention am entschiedensten bekämpfte und zertrümmerte und jene Epoche der psychologisierung, der analytisch zerlegenden Dichtung einleitete, die dem bürgerlichen Ideale der geschlossenen, der prästabilierten Harmonie aufs äußerste widerspricht, haben sämtliche Apothekerdichter der Gegenwart diese neue Art der Menschenbetrachtung und -schilderung zu der ihren gemacht.

Und nun ergibt sich etwas Merkwürdiges, das die Oberflächlichkeit, das Konstruierte der meisten dieser Deutungen treffend beleuchtet. Hat man bei den Apothekerdichtern einer früheren Zeit ihre „Bürgerlichkeit“ auf den Einfluß ihres Berufs zurückgeführt, so ist bei den aus der Pharmazie stammenden Schriftstellern der Gegenwart angeblich das „Analytische“, das sich „Einbohren“ in Probleme eine Folgeerscheinung ihrer bürgerlichen Standeszugehörigkeit. Nur daß man auch diesmal vergißt, daß die Psychoanalyse, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und somit auch die naturwissenschaftliche Art der Fragestellung und Methodik jetzt nicht mehr Reservatrechte bestimmter Berufe sind, sondern, wie seiner Zeit das Ideal des Bürgertums, ein Charakteristikum der Zeit.

Mit dieser Feststellung sind zwei der verbreitetsten und am meisten geglaubten Beweisführungen für den Zusammenhang zwischen dem Erwerbsberuf der aus der Pharmazie hervorgegangenen Dichter und ihrer schöpferischen Produktion als irrig erwiesen. Weder kann die scharfe soziologische Prägung des Apothekerstandes für das „Bürgerliche“ in den Schriften der Apothekerschriftsteller, noch können seine Arbeitsmethoden für das „Analytische“ ihrer literarischen Methodik verantwortlich gemacht werden.

Wie steht es nun mit dem Apothekerberuf als „Urerlebnis“? Auch für diese tiefste und weitgreifendste Einwirkung des Erwerbsstandes auf das Seelenleben und damit auf das Schaffen der hier behandelten Dichter findet sich bei gründlicher Nachprüfung kein Beleg. Es ist vielfach versucht worden, den Grund für den von Ibsen gegen die „Gesellschaft“ und ihre Lügen geführten Kampf in einem solchen „Urerlebnis“ seiner Jugendjahre zu suchen, die hochmütige Ausschließung des Apothekerlehrlings und späteren Gehilfen aus der „Gesellschaft“ Grimstads als dieses „Urerlebnis“ anzusprechen, das in der Folge seine ganze menschliche und dichterische Einstellung grundsätzlich bestimmte. In dem Kapitel „Ibsen“ ist bereits darauf hingewiesen worden, daß, selbst wenn dem so wäre, dieses „Erlebnis“ nichts mit seinem auch in Grimstad geachteten Berufe zu tun hätte. Es würde einer gesellschaftlichen Kränkung entstammen, die er wegen seiner Jugend und Mittellosigkeit, nicht wegen seines Standes erlitten hat. Dazu dürfte — auch das ist in dem Kapitel „Ibsen“ näher belegt worden — der vermeintliche Ausschluß des Dichters aus der Gesellschaft mehr ein aktives Sichabschließen und spöttisches Beiseitestehen als ein passives Erdulden seitens des jungen Poeten gewesen sein, den sein eingeborenes Mißtrauen gegen das Bestehende verknüpft mit einem merkwürdigen Optimismus in bezug auf das Künftige naturgemäß diesem Bestehenden nur kritisch und protestierend gegenüberzutreten ließ. Bei allen sonstigen Apothekerdichtern

findet sich nicht einmal ein Anhalt für die Annahme einer so schwerwiegenden Einwirkung des bürgerlichen Erwerbsstandes auf die dichterische Psyche.

Anders ist es schon mit dem Einfluß des Berufes auf die in den Schöpfungen der Apothekerschriftsteller behandelten Stoffe und Helden. Von den Dichtern mit umfangreicher Produktion hat eine ganze Anzahl Apotheker und Apotheken zum Gegenstand ihrer Darstellung gemacht. Bei näherem Zusehen zeigt es sich freilich, daß ein großer Teil dieser Arbeiten autobiographischen Inhalts ist, und somit aus Gründen des sachlichen Tatbestandes nicht der seelischen Verbundenheit ihres Schöpfers mit dem Stoff der Darstellung pharmazeutische Inhalte aufweist. Ibsen hat — von der einmaligen Verwertung einer im Rezeptlatein üblichen Wendung abgesehen — in seinem umfangreichen Werk *Pharmazeutisches* überhaupt nicht erwähnt, Fontane in seinen freigeschaffenen, nicht autobiographischen Büchern nur ein einziges Mal in seiner Altersschöpfung „*Effi Briest*“. Bei Theodor Heinrich Mayer findet sich nirgends ein Pharmazeut, und in dem Werke des Lyrikers Trafl ist selbstverständlich kein Raum für die Schilderung eines seiner Berufsgenossen. Dagegen hat Bechstein drei autobiographische Novellen und daneben eine spukhafte Geschichte mit Apothekerhelden geschrieben, haben Kopernikus (Georg Loeke), Kaspar Ludwig Merkl, Karl Tröthandl, Emil Wellenberg, Heinz Welten zumindest einmal — Welten sogar dreimal — Apotheker handelnd in ihren Schöpfungen auftreten lassen. So wird man also einen Zusammenhang zwischen dem Erwerbsberuf der Apothekerdichter und der Wahl ihrer Stoffe und Helden nicht ganz ablehnen können. Er ist bei verschiedenen der hier behandelten Autoren fraglos vorhanden, und es hat den Anschein, als wäre dieser Zusammenhang bei den der Pharmazie entstammenden Schriftstellern größer als bei den dichterischen Angehörigen anderer Erwerbsberufe; eine Tatsache, die für die charakteristischen und einprägsamen Eigentümlichkeiten des Apothekerberufes besonders beweisend sein dürfte. Freilich spielt auch in den Werken der Apothekerdichter, von den autobiographischen Büchern wieder abgesehen, der Berufsgenosse kaum je eine Hauptrolle. Er tritt fast stets als Nebenfigur auf und verkörpert irgendeinen Apothekertyp, den der Verfasser in besonderen Maße schätzt oder ablehnt.

Es ist in der Einleitung zu dieser Arbeit gesagt worden, daß es neben den eigentlichen, in dieser Schlußbetrachtung bereits erwähnten Einflußmöglichkeiten des Berufes auf die dichterische Produktion noch eine weitere, gegebenenfalls äußerst tiefgreifende gibt, die im Grunde nicht als Einfluß des Berufes als solchen, sondern als Durchdringung des jungen, dem Berufe angehörenden Dichters mit den seelischen Postulaten seines Erwerbsstandes anzusehen ist.

Fragen wir uns nun, welches die „seelischen Postulate“ des hier in Betracht kommenden Berufs, des Apothekerstandes, sind, so ergibt sich, daß seine seelische Grundstimmung auf zwei Stützen ruht: auf der die unerläßliche Voraussetzung der pharmazeutischen Berufsausübung bildenden Hilfsbereitschaft und auf dem traditionsbedingten und beschwerten Verwachsensein mit der Geschichte und der Stätte seiner engeren und weiteren Heimat. Da menschliches Mit-Leiden eine selbstverständliche Eigenschaft jedes Gestalters menschlicher Schicksale ist, so kann die „Hilfsbereitschaft“ des Dichters, mag sie auch noch so sehr aus der Grundstimmung seines Erwerbsberufes erwachsen sein, als Beleg für einen Einfluß dieses Berufes auf sein Schaffen nicht verwertet werden.

Etwas anderes ist es mit der Liebe zur Natur und Heimat, die mit geringen Ausnahmen das verbindende Merkmal aller derer ist, die längere Zeit in deutschen Apotheken tätig waren. Schon der Umstand, daß der Apothekerstand an der deutschen lokalhistorischen und volkskundlichen Forschung in hohem Maße beteiligt ist, daß seine Mitglieder — besonders in den Klein- und Mittelstädten und auf dem platten Lande — für alle Bestrebungen dieser Art ein außerordentlich reges Interesse zeigen, dürfte als Beweis dafür angesehen werden können, daß es sich hier nicht um einen Zufall, sondern um eine Erscheinung handelt, die in dem Stande selber, in seinen Bedingungen und Bedingtheiten ihre Ursache haben muß.

Diese Ursache ist unschwer klargelegt. Die alte und große Tradition der deutschen Pharmazie, ihr tief ins früheMittelalter zurückreichender Ursprung, dessen Spuren die Struktur des Gewerbes und die ihn betreffende Gesetzgebung heute noch tragen, die in der Zeit der Freizügigkeit völlig einzigartige Gebundenheit des Apothekers nicht nur an einen bestimmten Ort, sondern sogar an ein bestimmtes, oft schon seit Jahrhunderten dem Berufe, ja sogar der Berufsausübung durch dieselbe Familie dienendes Haus haben eine feste geschichtliche Beziehung des Apothekers zu seiner Heimat geschaffen: zur Natur, in der er lebt, und zu seinem Vaterlande, mit dem er sich verwachsen fühlt.

Diese seelische Grundstimmung des Standes ist auch zum Bestandteil des Seelenlebens der meisten ihm entstammenden Dichter geworden. Fraglos war ihr Gefühl an sich der Natur und der Heimat zugewandt. Aber die Selbstverständlichkeit und Stärke, mit der die Heimatliebe im engen und weiten Sinne den Apothekerstand erfüllt und durchdringt, dürfte doch nicht ohne einen dieses Gefühl vertiefenden Einfluß geblieben sein. Es gibt — den „Edelanarchisten“ Erich Mühsam vielleicht ausgenommen — kaum einen einzigen aus der Pharmazie hervorgegangenen Dichter, in dessen Schaffen nicht seine Natur- und Heimatliebe mehr oder minder stark zum

Ausdruck käme. Bei den Schriftstellern mit geringerer Produktion bildet sie vielfach den Hauptbeweggrund und das Hauptthema ihrer Schöpfungen, und auch in den Werken der Apothekerdichter mit umfangreicher Produktion ist sie oft genug Gegenstand und Anlaß besonderer Arbeiten. Bei Bockstein, Rohmeyer, Zeise, Uellenberg hat die Liebe zur Natur und Heimat die Stoffwahl aufs Nachhaltigste beeinflusst, bei Fontane zeigen die „Wanderungen durch die Mark“, daß dieser preußische Märker mit dem Lande seiner Geburt aufs Innigste verknüpft war, und wo, wie bei Theodor Heinrich Mayer, bei Kaspar Ludwig Merkl, bei Heinz Welten und bei Georg Trafl diese Liebe nicht in irgendeiner Dichtung gestaltet vor den Leser tritt, da weht sie ihn doch an aus der Gesamtatmosphäre ihrer Werke. Und selbst Mühsam — wer kann behaupten, daß nicht auch seinen Schöpfungen Liebe zur Heimat und der Glaube ihr auf seine Art zu nützen, zugrunde liegt. Er hat jedenfalls immer zu den Schwärmern und Ideologen, nie zu den Nutznießern der verschiedenen umstürzlerischen Bewegungen gehört.

Es ist demnach nicht irgendeine aus der pharmazeutischen Berufsausübung stammende oder mit ihr zusammenhängende Sonderheit, sondern ein psychisches Grundelement des Apothekerstandes, das den nachhaltigsten Einfluß auf die aus ihm hervorgegangenen Schriftsteller ausgeübt hat. Diese Lösung der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Erwerbsberuf und dichterischer Produktion dürfte nicht nur für die Pharmazie und die ihr entstammenden Dichter gelten. Die Dichtung als eine ganz von seelischen Vorbedingungen abhängige und von ihren eigenen Gesetzen beherrschte Welt, der dichterische Gestaltungsprozeß als die künstlerische Manifestation aller Gefühlsregungen und -möglichkeiten des Gestalters, sie können wirklich grundlegend nur von seelischen, von gefühlbestimmten Erlebnissen beeinflusst werden, deren Charakter eine breite und weite Auswirkung ins Allgemeine gewährleistet oder doch zumindest gestattet. Als solches Erlebnis aber kann die seelische Grundstimmung des Erwerbsberufes des Dichters um so eher wirken, wenn sie wie die des Apothekerstandes einen stark ausgeprägten ethischen Charakter aufweist.

So hängen die der Pharmazie entstammenden Schriftsteller tiefer und enger mit ihr zusammen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Und wie man die Häuser, in denen die Großen der Menschheit gelebt haben, mit Namenstafeln schmückt zum Angedenken dessen, daß hier Bedeutsames gedacht oder getan wurde, so hat auch der Apothekerstand das Recht, sich mit der Marmortafel der Erinnerung an die Großen zu schmücken, die aus seinen Reihen heraus den Flug in die Höhe nahmen. Zu entscheiden wäre lediglich die Frage, ob sie wirklich Große sind.

## Zweiter Teil.

# Der Apotheker als Objekt der Literatur.

### Einleitung.

Die einfachste und zugleich erschöpfendste Erläuterung des Begriffs „Objekt“, gewissermaßen seine Identitätsreaktion, ist durch zwei unschwer festzustellende Tatbestände gegeben: Seine Passivität auf der einen, und das Vorhandensein eines für sein Schicksal maßgebenden Subjekts auf der anderen Seite.

Es liegt im Wesen des Objekts, daß es seinen Inhalt und seine Bedeutung nicht oder doch nicht ausschlaggebend durch die ihm innewohnenden Möglichkeiten enthält, sondern das eine wie das andere von außen empfängt, daß es nicht durch seine eigenen Notwendigkeiten, sondern durch einen fremden Willen bewegt und gestaltet wird. So wird es notgedrungen den Stempel des Subjekts tragen, dem es zugehört und wird den Platz einnehmen müssen, der ihm durch dieses Subjekt zugewiesen wird.

Nichts auf und unter der Erde aber, in Wasser, Himmel und Hölle wird von diesem Schicksal aller Objekte so stark betroffen, ist so sehr jeder Art von Willkür preisgegeben, wie das Objekt dichterischer Darstellung. Und kein Fürst dieser Welt ist andererseits so souverän, mit so unerhörter Machtfülle ausgestattet wie der Autor, wenn er in seinen Gedanken, in dem Spiel seiner Feder oder durch den Druck auf die Tasten seiner Schreibmaschine Menschen, Dinge und Schicksale sich gestalten läßt nach seinem Geheiß und ihnen den Odem einbläst, der für sie der Odem des Lebens ist.

Eine letzte Grenze freilich ist auch der schöpferischen Willkür des Dichters gesteckt. Die anscheinend völlig wehr- und widerstandslosen Objekte dichterischer Darstellung haben, so sehr der sie bewegende Wille ihnen Richtung und Bestimmung gibt, eine Art von innerem Schwergewicht, das sich einer allzu starken Vergewaltigung gegenüber mit Erfolg durchzusetzen vermag. Sie empfangen demütig den Stempel, den ihnen die Persönlichkeit, die Laune oder die Intuition ihres Schöpfers ausdrückt, aber sie bleiben, mag er sie noch so sehr mit äußerer Lebendigkeit umkleiden, kalt, starr und innerlich unbewegt, wenn er das Grundmotiv, das sie durchtönt, nicht zu erwecken und zum Klingen zu bringen vermag.



Auf das Thema dieses Buches übertragen: Wo immer sich ein wirklicher Dichter mit dem Apotheker beschäftigt, da leuchtet aus der Eigengesetzlichkeit gerade dieses Objekts poetischer Gestaltung ein ganz spezifischer Strahl in die ihm jeweils zubildete Zweckbestimmung.

Die Frage ob und inwieweit von einer besonderen pharmazeutischen Berufspsyche die Rede sein kann und die Umstände, denen die fraglos nicht selten vorhandenen Apothekersonderheiten ihre Entstehung verdanken, haben in der unter dem Titel „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ veröffentlichten, in gewissem Sinne als erster Band dieses Buches anzusehenden Arbeit eine eingehende Erörterung gefunden.

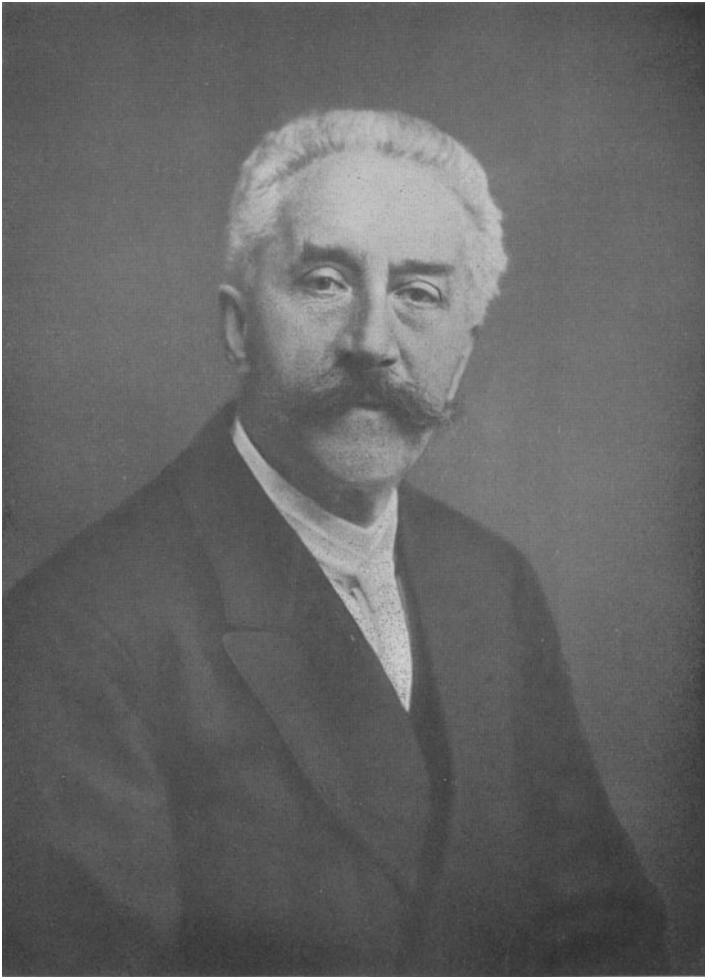
Im Zusammenhang damit ist auch den Gründen nachgegangen worden, denen die Erhebung des Apothekers zum Gegenstande literarischer Behandlung im wesentlichen zugeschrieben werden kann. Aber es dürfte nicht uninteressant und auch für das hier in Frage stehende Spezialthema nicht ohne Bedeutung sein, einmal kurz nachzuprüfen, was überhaupt und ganz allgemein gesehen die Berufsbestimmung der handelnden Personen einer Dichtung beeinflusst und entscheidet.

Hier wird man zunächst zwischen zwei Hauptgruppen dichterischer Darstellung unterscheiden müssen, zwischen der mehr oder minder kunstvollen Erzählung wirklicher Geschehnisse und der Einkleidung bestimmter Probleme und Gedankengänge in das Gewand einer frei erfundenen Handlung.

Naturgemäß lassen sich die Grenzen zwischen diesen beiden Erzählungsformen nicht mit absoluter Schärfe ziehen. Die Zugrundelegung eines Vorgangs aus dem Leben schließt die freie dichterische Behandlung des in ihm enthaltenen Problems keineswegs aus, während andererseits keine noch so frei erfundene Handlung ohne irgendwelche, dem tatsächlichen Leben entnommene Erinnerungsbilder ist. Immerhin wird man sagen können, daß in den meisten Dichtungen, deren Kern ein wirkliches Geschehnis bildet, die handelnden Personen, falls nicht besondere Rücksichten äußerer Art eine meist unzulängliche Umetikettierung erforderlich machen, den Beruf ihrer lebenden Vorbilder beibehalten haben.

Liegen das Problem, die Tragik, der Witz oder die Pointe des Geschehnisses mit in dem Berufe der in Betracht kommenden Personen begründet, so ist seine Beibehaltung in der Dichtung selbstverständlich. Aber selbst wenn es sich um Nebenpersonen handelt, deren Beruf für den Konflikt und seine Lösung ohne jede Bedeutung ist, liegt für eine Berufsänderung innerhalb der Erzählung, von den oben angedeuteten Rücksichten abgesehen, keinerlei Veranlassung vor.

Diese Art von Erzählungen sind weit häufiger, als man gemeinhin annimmt.



Phot.: D. Mairinger, Traiskirchen.

*L. Fröhndl*

Ganz anders liegen die Dinge bei denjenigen Dichtungen, die im wesentlichen gedanklich orientiert sind, und in deren frei erfundener Handlung die einzelnen Personen jeweilig ein bestimmtes Prinzip verkörpern oder zum Zwecke der Kontrastwirkung eine genau umgrenzte Stellung einnehmen sollen. Hier ist der Autor Welterschöpfer mit aller Machtfülle aber auch mit der ungeheueren Verantwortung des Schöpfers. Die Frage, ob er die Geschöpfe seiner Eingebungen immer an die richtige Stelle setzt, ist für seine Legitimation von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Auch hier kommt es darauf an, ob das Problem oder der Konflikt der Dichtung mit dem Berufe der handelnden Personen in Zusammenhang steht, oder ob die berufliche Klassifizierung für den Ablauf des Geschehens belanglos ist. Im ersteren Falle ist ein Mißgriff vernichtend, im letzteren gibt er einen unnötigen Mißklang.

Schließlich kommen noch jene schriftstellerischen Erzeugnisse in Betracht, deren Hauptzweck in der harmlosen Unterhaltung ihrer Leser liegt. Bei ihnen kommt es auf einen Mißgriff nicht sonderlich an. Hier entscheidet die bunte Fülle des Gebotenen, die Situationskomik, der leichte Fluß der Darstellung und der Instinkt für die Bedürfnisse der Masse. So ist es denn in der Hauptsache diese Art oder Abart von Literatur, in der die „komischen“, die ungelentken, die mit irgendeinem körperlichen oder geistigen Defekt behafteten Apotheker eine wesentliche Rolle spielen.

Da die Annahme nicht unberechtigt sein dürfte, daß besonders markant zutage tretende Eigenschaften der in den hier zu behandelnden Dichtungen geschilderten Apotheker ihren Schöpfern den Anlaß dazu gegeben haben, sie ihren lebenden Vorbildern nachzuzeichnen, oder sie — eben weil den Dichtern diese Eigenschaften als charakteristisch für den Beruf erschienen — mit ihnen begnadet in den Rahmen der frei erfundenen Handlung einzufügen, so dürfte eine Einteilung des Stoffes nach Maßgabe dieser Eigenschaften den besten Überblick darüber schaffen, welche Einschätzung dem Apotheker in der Literatur zuteil wird.

Eine derartige Stoffgliederung, die zum Teil bereits in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ zur Anwendung gelangte, dürfte zugleich die systematische Nachprüfung der jeweiligen Richtigkeit dieser Einschätzung ermöglichen.

Diejenigen Dichtungen, bei denen eine Vielheit verschiedener Apotheker die Heraushebung einer bestimmten Persönlichkeit nicht zuließ, oder die Schilderung des Milieus und der Atmosphäre der Apotheke wesentlicher erschien als die in ihnen auftretenden Pharmazeuten, sind in dem ersten Kapitel „Apotheker und Apotheke“ zusammenfassend behandelt worden.

## Apotheker und Apotheke.

Bei kaum einem anderen Erwerbsberuf ist nicht nur die soziale Wertung, sondern auch der materielle Erfolg in so hohem Maße von dem Glauben an die besondere Kenntnis und Zuverlässigkeit der ihn ausübenden Personen abhängig wie bei dem des Apothekers. Ist es bei dieser Sachlage verwunderlich, daß der Apotheker dem Besitz und der Anerkennung sowohl seines Wissens wie seiner moralischen Qualitäten einen besonders großen Wert beimißt?

Wenn man nach einem Musterbeispiel für die Behauptung suchte, daß die von Schopenhauer in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ aufgestellte These von der Gleichgültigkeit dessen „Was Einer vorstellt“ gegenüber dem „Was Einer ist“ doch wohl zu abstrakt ist und den Verhältnissen des wirklichen Lebens nicht hinreichend gerecht wird, im Apotheker wäre es gegeben. Er muß die von ihm verlangte oder sogar vorausgesetzte Kenntnis und Zuverlässigkeit tatsächlich besitzen, da ihre Vortäuschung doch wohl selten auf die Dauer aufrechtzuerhalten wäre. Er muß also schon etwas „sein“. Aber daß man ihm das glaubt, daß er in der Auffassung der anderen auch wirklich das „vorstellt“, was er „ist“, bedeutet die notwendige Grundlage seiner bürgerlichen Existenz.

Es ist eine den deutschen Apothekerstand außerordentlich ehrende Tatsache, daß in allen den Dichtungen, in denen weniger ein einzelner Apotheker mit Eigenschicksal und individuellem Wuchs als das Milieu und die Atmosphäre der Apotheke eine Schilderung erfahren, sowohl diese in jedem Belang erforderliche Autorität der Apotheke und der Apotheker wie auch die durch sie bedingte soziale Repräsentation im Mittelpunkt der Darstellung stehen, ja oft genug ihren wesentlichen Kern bilden. Das tritt naturgemäß in allen den literarischen Erzeugnissen, denen wirkliche Geschehnisse zugrunde liegen, die dem berühmten Goetheschen „Griff ins volle Menschenleben“ ihre Entstehung verdanken, am deutlichsten zutage.

Mit welcher Einprägsamkeit schildert Carl Worms in den von ihm unter dem Titel „Es war einmal“ veröffentlichten Erinnerungsblättern aus seiner baltischen Heimat die Stellung des Apothekers im Vorkriegsleben einer wenn auch nicht reichsdeutschen so doch zum deutschen Kulturgebiet gehörenden Kleinstadt:

„Eine Hauptperson war der Apotheker, Vertrauensrat für viele, mehr wissend als jedes Wochenblättchen. Ein goldenes Herz mußte er haben, sonst war er kein kurischer Apotheker. Sonnabends spielte er Whist mit Doktor und Rentmeister, Sonntags schwenkte er den Klingelbeutel über den Köpfen der andächtigen Gemeinde. Am Markttage wies er den Hausfrauen die beste Butterfuhr an. An

sonstigen Tagen hatte er ein offenes Haus für alle Nachbarn drei Meilen in der Runde. Und am nächsten Feiertage fragte er seinen Herrgott: „Bin ich nicht ein glücklicher Mensch?“ Seine Rosen blühten reicher als bei Pastors, seine Liköre nach Geheimrezepten erregten des Amtsvorstehers Neid. An seinem Geburtstage defilierte die freiwillige Feuerwehr mit Fahne und Blechmusik an seiner Freitreppe unter zwei hohen Linden vorüber.“

Was Worms hier über den Apotheker der baltischen Kleinstadt sagt, könnte für die Mehrzahl aller reichsdeutschen Kleinstadtapotheker aus jener Zeit gelten, in der Deutschland noch wie das Kurland der Vorkriegszeit ein geruhfsames Agrarland war, und die behaglichen Idylle noch nicht dem Haften eines neuen Weltalters hatten weichen müssen.

Wie selbstverständlich die Achtung war, die der Kleinbürger „seinem“ Apotheker entgegenbrachte, wie sie die sonst recht wenig zur Behutsamkeit geneigten Dörfler und Bauern sogar zur Wahrung zarter Rücksichten zu veranlassen vermochte, zeigt eine charakteristische Stelle in den Jugenderinnerungen Hermann Sudermanns. In diesem Buche, das er „Das Bilderbuch meiner Jugend“ nennt und in dem er Menschen, Dinge und Geschehnisse mit jenem Blick für bezeichnende Einzelheiten, mit jener Anschaulichkeit und flüssigen Leichtigkeit vor uns aufbaut, die ein Charakteristikum des Erzählers Sudermann sind, wird auch die kurze Apothekeraufbahn des Dichters geschildert.

Es war die Apotheke in dem jetzt von Deutschland abgetrennten, zum Memelgebiet gehörigen Heydekrug in Ostpreußen, dem Heimatsort Sudermanns, die er beschreibt, und sein Lehrherr „der alte Settegast“ war ein Apotheker von altem Schrot und Korn, dessen patriarchalisches Verhältnis zu seinem Publikum folgende, den Mittagschlaf Settegasts behandelnde Stelle des „Bilderbuchs“ sehr hübsch zum Ausdruck bringt:

„Die Ladentür hielt ich offen, damit die Klingel ihn nicht weckte, und wenn ein Käufer sich meldete, legte ich bedeutungsvoll den Finger an die Lippen, worauf seine Rede sofort zu ängstlichem Flüstern herabsank, denn daß der alte Settegast um die siebenzig war und darum der Mittagsruhe dringend bedurfte, das wußte ein jeder.“

Wie Sudermann in die Geheimnisse der Apothekerkunst einzudringen suchte, wie er, unbefriedigt durch die Tätigkeit in Offizin und Laboratorium, gedrückt durch die herablassende Art, mit der ihm seine früheren Schulfreunde begegnen, zur Schule zurückstrebt und diese Rückkehr schließlich auch durchsetzt, kann an dieser Stelle nicht näher geschildert werden.

Im übrigen lernen wir in den Sudermannschen Erinnerungen noch einen Apothekerpraktikanten, einen Vetter Sudermanns, kennen, der dem Dichter zu dem diebischen Apothekerlehrling Wilhelm Vogel in der „Schmetzterlingschlacht“ Modell gestanden haben dürfte. Wie dieser brachte der

Better, wenn er nach Hause kam, „Brustbonbons und Apothekerschnäpse und Magenmorsellen und kandierten Ingwer und eine gewisse Art von Brausepulver, die einen himmlischen Apfelsingeschmack entwickelte“, mit.

„Uns schufen die bewußten Gaben,“ schreibt Sudermann, „welche eigentlich unbewußte Abgaben waren, stets einen Feiertag, denn auf andere Weise wären wir solcher Genüsse nie teilhaftig geworden.“

Schließlich darf die Schilderung nicht unerwähnt bleiben, die Sudermann dem Apothekenverkaufsraum, dem Raum, den der Laie als „die Apotheke“ schlechthin ansieht, zuteil werden läßt:

„Die Welt, die meine Welt gewesen war, versank. An ihre Stelle trat ein Verkaufsraum mit rechtwinklig gegliedertem Ladentisch, mit langen Regalen an den Wänden und einem schrankartigen Aufbau in der Mitte, in dem neben den offestehenden ätherischen Ölen hinter einer Verschlusstür die Gifte sich befanden.“

Kürzer und anschaulicher läßt sich das Bild der typischen Apothekenoffizin kaum wiedergeben. Hätte Sudermann noch der charakteristischen blinkenden Porzellangefäße gedacht, wäre es trotz der Knappheit der Darstellung ein fast vollkommenes gewesen.

In den drei reizenden novellistischen Skizzen, in denen Ludwig Bechstein, der bekannte deutsche Märchenjammler und Märchendichter, der pharmazeutischen Tätigkeit seiner Jugendjahre eine lyrisch verklärte Behandlung zuteil werden läßt, erfährt der Betrieb einer deutschen Apotheke zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine überaus lebendige Schilderung.

Inbesondere die beiden autobiographischen Novellen „Der Lehrling zum König Salomo“ und „Der Gehülfe zum König Salomo“ dürften zu den anmutigsten Darstellungen gehören, die Apotheke und Apothekern je zuteil geworden sind. In ihnen ist alles enthalten, was der Pharmazie an Barockem und Kuriosem, an Meinlichem und Kleinlichem, aber auch an Schönem und Erhabenem zu eigen ist. Eine holde Phantasie umgaukelt auch die unangenehmsten Geschehnisse, und feinsinnige, poetisch-empfindsame Betrachtungen steigern die kleinen Erlebnisse des Alltags zu Gleichnissen und Symbolen. So stehen wir seltsam entrückt in einer eigentümlich märchenhaften und doch wirklichkeitsgesättigten Welt, deren Bescheidenheit und Bescheidenheit durch die Tiefe und Innigkeit des sie beseelenden und durchdringenden Gefühls eine rührende und erhebende Weihe erhält.

In der Novelle „Der Lehrling zum König Salomo“ gibt Bechstein ein Bild der Erlebnisse seiner Praktikantenzeit. Die an den jungen Berufsnovizen gerichtete Begrüßungsansprache seines Lehrherrn Stark — „ein hoher, starker Mann mit einer Adlernase und weißgepudertem Haupthaar“ — ist außerordentlich charakteristisch:

„Lieber Ludolph!“, begann der Prinzipal nach schicklichem Räuspern, „so es dein ernster Wille ist, die edle Apothekerkunst zu erlernen, so gelobe mir Treue, Fleiß und Gehorsam, Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit und Ordnung, Mäßigkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit, denn das ist die heilige Dreimaldrei, durch welche du es in unserm Geschäft zu etwas Tüchtigem bringen kannst. Willst du mir versprechen, dich stets dieser neun Punkte in Wahrheit zu befleißigen?“

„Ich will!“ sprach Ludolph fest, und schlug in die dargebotene Hand ein. „Neun Musen habe ich verlassen,“ dachte er bei sich selbst, „neun Pflichten finde ich wieder. Die Musen lieben, ist etwas Schönes, die Pflichten üben, ist etwas Gutes“ . . .

Herr Stark legte wieder mit der Kraft seiner Worte die Gedankenspäne Ludolphs beiseite. „Du wirst es gut haben bei mir, wenn du selbst gut bist, einer freundlichen Behandlung kannst du gewiß sein. Du brauchst nicht, wie sonst gesehen, und wie ich in meiner Lehrzeit tun mußte, die Apotheke auszufahren, nicht die Räden zu öffnen oder zuzuschließen, nicht die Messuren zu scheuern und die Kessel blank zu putzen, nicht die Kollatoria zu waschen, das alles tut der Stößer. Was du zu tun hast, wird dir Herr Semen (der Gehülfe) sagen. Was dir Herr Semen sagt, ist so gut, als ob ich es dir selbst sagte, du hast ihm pünktlich zu gehorchen. Gegen meine Frau wirst du artig und höflich dich benehmen, gegen das Gesinde freundlich, aber nicht vertraulich. Gegen die Kunden wirst du stets höflich und zuvorkommend sein, und gegen die Herren Ärzte respektvoll und dienstwillig, denn die Herren Ärzte sind die Grundpfeiler der Apotheke, und jedes Rezept ist ein Blättlein zu ihrem Flor, viele Blättlein bilden einen Kranz. Da nun um solche Kränze hier noch zwei Mitbemerber, meine Kollegen, konspirieren, so gilt es je mehr je lieber dieser Blättlein in das Kontobuch, wie in ein Herbarium vivum einzulegen. Doch das wird dir später deutlicher werden, lieber Ludolph, und Herr Semen wird dir nach und nach ausführlich auseinandersetzen, was du zu tun hast.“

Wie so viele seiner späteren Schicksalsgenossen hatte auch diesen ältesten der bekannteren Apothekerdichter die Liebe zur Wissenschaft der Chemie die Apothekerkunst ergreifen lassen, und gleich ihnen war zunächst auch er auf das bitterste enttäuscht. Am Ende seines zweiten Lehrjahrs macht „der Lehrling zum König Salomo“ nachstehende schmerzliche Feststellung:

„Die Träume von schönen chemischen Experimenten hatte er längst aufgegeben und aufgeben müssen, denn wenn er je in das Laboratorium kam, darinnen zu arbeiten, so war es, um die Destillierblasen zu lutieren, nachzusehen, ob die Destillation im Gang, Extrakte zu rühren und abjudampfen, und Pflaster zu malaxieren und in angenehme Stänglein auszurollen, lauter Handlangerarbeit, die Märten (der Stößer) weit besser verstehen konnte als Ludolph.“

Was Wunder, daß der jugendliche Apothekeradept seinen Lebensweg für verfehlt hielt. „Je mehr er sich selbst fühlte, je unglücklicher fühlte er sich.“ Aber „Ludolph“ hielt aus, und so kam doch noch die Stunde, in der er nach glücklich überstandnem seelischen Zusammenbruch seinen wissenschaftlichen Neigungen gemeinsam mit einem die ärztliche Laufbahn einschlagenden Freunde nach Herzenslust fröhnen konnte.

„Felix besuchte ihn fast täglich; dieser sollte Arzt werden und machte in der

Apothekenvorstudien, die jedem zu empfehlen, der gleichen Stand erwählt, denn ein anderes ist's um die *Materia medica*, die der Professor von seinem Katheder herab beschreibt, und ein anderes um die, die durch den Anblick lehrend augenkundig vorliegt. So oft es die Zeit und das Geschäft erlaubten, wurden jetzt Experimente gemacht, Metallbäume wuchsen empor in kristallklaren Gläsern, wunderbare Farbenveränderungen wurden hervorgebracht, Knallpräparate bereitet, deren Wirkung gewaltig; und treu gepflegt wurde die geheimnisvolle Welt mächtig wirkender Naturkräfte, die noch lange nicht genug durchforscht und gewürdigt, sich dem Eingeweihten in tausend Wundern offenbart."

So söhnte „Ludolph“ sich schließlich halbwegs aus mit seinem Schicksal. Den Ablauf seiner Lehrjahre begleitet er mit folgender Reflexion:

„Ich habe manchen Wunsch unterdrücken müssen, manche Freude opfern, mancher Lust entsagen. Ich habe viel erduldet und viel gelitten — es ist vorüber — ich hätte heute wegziehen können aus dieser Stadt, aber — ein schönes Augenpaar würde mir zu sehr nachgeweint haben, ich will dem König Salomo noch länger als ein treuer Gehilfe dienen.“

Mit einer apothekerlich-schalkhaften Lobpreisung der Liebe als glorreicher Helferin im Kampfe gegen alle Widrigkeiten des Lebens schließt die reizende Novelle.

„Hat es jemals eine Panazee gegeben, die jedes Weh zu verflüßen, jedes Leid zu lindern imstande, so war es die Liebe. Aber macht mir den Amor nicht zum Pharmazeuten, der schelmische Gott vergreift und versieht sich leicht!“ —

Die Novelle „Der Gehülfe zum König Salomo“ gibt ein außerordentlich anschauliches Bild des sich damals an Markttagen in einer frequentierten Apotheke einer deutschen Mittelstadt abspielenden Geschäftsverkehrs.

„Draußen hatte indes sich der Markt mit zahllosen Käufern und Verkäufern gefüllt; es schrien Gänse, Enten schnatterten, Ferkel grunzten, es war ein lebhaftes Gewimmel, viele Leute kamen, meist Landleute, die hunderterlei Dinge begehrten. Rezepte liefen ein, es gab alle Hände voll zu tun. Nun verließ auch Herr Stark (der Besitzer der Apotheke) sein Athenäum und begab sich herunter in das Zimmer neben der Apotheke . . . Jetzt trat der Wärter aus dem Irrenhause ein und brachte drei Rezepte auf einmal . . . Die Reihe der Betrachtungen wurde durch den Eintritt des Doktors Baldrian unterbrochen, der nach kurzem freundlich-ernstem Gruß am Pult Platz nahm und ein Rezept schrieb; zu gleicher Zeit trat auch Herr Stark, schön frisiert und gepudert in die Offizin . . . Baldrian legte das geschriebene Rezept auf den Rezeptiertisch: „Für den Kaufmann Melis; haben Sie die Güte, es gleich zu besorgen, es wird in einer halben Stunde abgeholt; der Mann ist sehr krank, erst heute nacht wurde ich gerufen, mein Kollege Kaktus hatte ihn in der Behandlung und“ — hier neigte sich Baldrian vertraulich flüsternd zu Herrn Stark: „und hat die Kur ganz verpfuscht! Leben Sie wohl!“ Er geht und stößt in der Tür auf einen Eintretenden, es ist der Doktor Kaktus. „Guten Morgen, guten Morgen, Herr Kollege!“ „Wie gehts? Wie ist das Befinden?“ rufen beide zugleich unter Komplimenten und Bücklingen und schütteln einander die Hände wie Busenfreunde. Dann geht der Doktor Baldrian.



Doktor Kaktus schreibt kein Rezept, er hat nichts zu tun trotz des geschäftreichen Tages; auf dem Rezeptiertisch pflanzt sich allmählich eine ganze Batterie von Medizingläsern, Schachteln, Salbenbüchsen, Pulverkapseln, Speziesfäden und Pflastern auf, ein Arsenal gegen jegliches Gebreche, aber das Kräutlein wider den Tod ist nicht dabei. Kaktus zieht eine Pfennigsemel aus der Tasche und Samuel (der Apothekerlehrling) bringt ihm ein Gläschen, gefüllt mit edlem Persiko, das dieser mit grazioser Verbeugung annimmt.“

Und nun wird ergötzlich geschildert, wie der beschäftigungslose Doktor die Rezepte seiner Kollegen mustert und an seinen Standesgenossen mißgünstige Kritik übt. Schließlich ergießt er die Flut seiner übellaunigen Redensarten auch auf die Besitzer der beiden anderen Apotheken, „die es darin gegen ihn versehen hatten, daß sie ihm zum Neujahr keinen Persiko geschickt, keine Magenmorselfen, keine Schokolade, keine Räucherkerzen, wie doch sonst herkömmlich und wohlwollend.“

Die Darstellung, so romantisch verklärt sie auch ist, zeigt eine solche Feinheit der Beobachtung, einen so klaren Blick für alles Gegenständliche, daß sie das Bild nicht nur der Apotheke zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, sondern dieser ganzen kleinstädtischen und kleinstaatlichen Zeit selber mit ihren scharfen Klassenabgrenzungen, ihrer Krähwinkelei und ihren vielen Originalen, aber auch mit ihrer Gemütsstiefe und dem Höhen- und Tiefen ihrer Sehnsüchte wieder lebendig werden läßt.

„Wie bereichert ein Tag, in einer geschäftreichen Offizin zugebracht, die Menschenkenntnis; eine Apotheke ist ein trefflicher Lehrstuhl für das psychologische Studium“, sagt der Dichter, eine Erfahrung, die ihm wohl die meisten seiner Standesgenossen bestätigen werden. Der Besitzer der Apotheke, in ewigem Streit mit seiner Frau, die er nur ihres Geldes wegen geheiratet hat, ist im übrigen ein freundlicher Mann, dessen bürgerliche Stellung unter anderem darin zum Ausdruck gelangt, daß ihm seine Mitbürger das Amt eines Kommandierenden des Feuerkomitees übertragen hatten.

Unmittelbar aus dem Leben gegriffen und ihm nachgebildet sind auch die Apotheken und Apotheker, die der Erzähler Heinz Welten in seinem Erstlingswerk „Die Hundskomödie“ schildert. Dieses Befreiungs- und Befennnisbuch, das den endgültigen Abschied des Dichters von der Pharmazie bedeutet, ist ein einziges großes Aufatmen von der Last eines drückenden Berufes. Das Gefühl des bitteren Zwanges, das den Jüngling während seiner Apothekerlaufbahn nie verließ, hat ihn naturgemäß die Apotheken, in denen er tätig war, nicht gerade mit verklärten Augen ansehen, hat ihn die Schwächen des Berufs mit besonderer Schärfe erkennen lassen.

Aber auch aus dieser nichts weniger als liebevollen Kritik tritt mit aller Deutlichkeit das zutage, was eingangs dieses Kapitels als die notwendige

Voraussetzung für die Existenz der Apotheke bezeichnet wurde: Die wenn auch noch so widerwillige Anerkennung ihrer „Autorität“, ihres Achtung erfordernden, auf der Achtung der Bevölkerung begründeten Betriebes.

Der junge Apothekenpraktikant und Assistent haßt die Pharmazie, wie er jeden anderen Beruf hassen würde, dem er seine Freiheit hätte zum Opfer bringen müssen. Er geißelt mit moralischem Hochgefühl die Ungesetzlichkeiten im Betriebe seiner Lehrapotheke ohne sich doch der strengen und unbequemen Korrektheit seiner ersten Assistentenstelle gänzlich und vor allem freudig einfügen zu können. Beides, großzügige Gesetzeskränkung und peinliche Gesetzesbefolgung sind ihm in gleicher Weise Anlaß zur Ablehnung. Und doch — dieses sehr unfreiwillige Zwangsmitglied der Pharmazie erhebt auf die Achtung, die auch nach seinem Gefühl die Umwelt der Apotheke und ihren Insassen schuldet, einen dringlicheren, weit betonteren Anspruch als die große Mehrzahl aller derer, die das gelehrte pharmazeutische Kunsthandwerk mit Eifer und Freude als Aufgabe und Erfüllung ihres Lebens betreiben. Das ist der entscheidende Punkt in seinem Verhältnis zur Pharmazie. Sie soll ihm eine Stellung seinen Mitmenschen gegenüber geben, ohne daß er ihr seine Liebe gibt. Diese Unmöglichkeit ist es, die so viele „Mußapotheker“, so viele derjenigen Menschen, die dem Apothekerberufe aus irgendeinem Zufall anheimgefallen sind und nie ein inneres Verhältnis zu ihm haben gewinnen können, zu verbitterten, kaustischen Sonderlingen macht.

Der junge „Mußapotheker“ der Hundscomödie freilich wurde zwar nicht ein Sonderling, aber doch etwas von der Welt der Bürgerlichkeit aus gesehen Absonderliches, er wurde ein Dichter. Seiner Gabe der Beobachtung und Schilderung stellt die Beschreibung der Laboratoriumsräume seiner Lehrapotheke, der „Defektur“ jedenfalls das beste Zeugnis aus. Sie ist von einer solchen Anschaulichkeit, daß sie eine Wiedergabe an dieser Stelle um so eher verdient, als Schilderungen von Apothekenlaboratorien und Nebenräumen in der erzählenden Literatur verhältnismäßig selten sind.

„Die Defektur bestand aus mehreren Räumen. In einem standen große Krufen und Flaschen, in denen Salben, Tinkturen und Mixturen vorrätig gehalten wurden. Denn all die schönen Flaschen und Büchsen und Kästen da oben in der Offizin, die so wunderfame Dinge bargen, mit schweren lateinischen Namen, die wurden auch einmal leer. Dann kamen sie herunter in die Defektur und wurden dort aus den Vorratsgefäßen wieder frisch gefüllt. Wenn aber auch diese leer wurden?

Dann wurden sie in den Arbeitsraum der Defektur gebracht. An der Wand, die durch einen Lichtschart Licht von oben erhielt, stand ein langer Tisch mit vielen Schubfächern und Kästen. Auf Regalen thronten Glastrichter in verschiedenen Größen, Porzellanschalen, Mörser aus Porzellan und Metall, Flaschen und Löpfe. Auch ein Kasten mit Korken war da und ein kleiner mit seltsamen eisernen Stäben,



*Dr. Theodor Kemnitz Meyer*

die an den Enden breit ausliefen, so daß sie fast wie breitgeklopfte Löffel ausahen. Das waren „Spachtel“, die dazu dienten, die Salben aus den Löpfen zu holen. Die Rückwand des Raumes nahm ein großer, eingemauerter Kessel ein, aus dem der Dampf in die Destillierblase geleitet wurde. Denn die am meisten gebrauchte Arznei wurde so gewonnen, nämlich das — destillierte Wasser. Solltest befondere Wässer dargestellt werden, dann wurde die Destillierblase mit zerquetschten Fenchelfrüchten, mit Pfefferminzkräutern oder Rosenblättern gefüllt. Der Dampf strich erst über die Vegetabilien hin, ehe er abgekühlt wurde und sich wieder verdichtete. So gewann man Fenchelwasser, das für die Augen gut war, Pfefferminzwasser oder Rosenwasser.

Auch zum Erhitzen konnte der Apparat verwandt werden. Neben ihm stand ein sauberer richtiger Kochherd mit fünf bis sechs Öffnungen von verschiedener Größe. In die wurden besonders hierfür gearbeitete Löpfe gestellt, die vom Dampf umströmt wurden. Noch andere Apparate standen an den Wänden, Pressen und ein Ersiffator zum Auslaugen von Blättern und Früchten.“

Atmet diese Schilderung „Der Defektur“ nicht in jeder Zeile eine heimliche Liebe zur Apothekerkunst, ein besonders feines Gefühl für die Stimmungseize, die ihr innewohnen? Diese Liebe und dieses Gefühl hat Welten in späteren, durch den Kampf des Autors gegen die Pharmazie als Lebensberuf nicht mehr beeinflussten Dichtungen völlig rein und mit großer Einprägbarkeit zum Ausdruck gebracht. In Parenthese muß hier ein Irrtum in der Weltenschen Beschreibung der „Defektur“ vermerkt werden. Ein „Ersiffator“ dient nicht zum Auslaugen von Blättern und Früchten, sondern zum Trocknen hygroskopischer Substanzen. Der Dichter dürfte vermutlich an einen Perkolator gedacht haben.

Gleich allen bisher besprochenen, der Pharmazie und ihren Vertretern geltenden Befundungen und Schilderungen sind auch die Bilder, die Alexander Tschirch in seinem biographischen Buche „Erlebtes und Erstrebtes“ von Apotheken und Apothekern entwirft, unmittelbar nach dem Leben gezeichnet. Sie können um so mehr Anspruch auf Beachtung erheben, als ihr Schöpfer den Apothekerberuf, seine Vorbedingungen, Möglichkeiten und Aufgaben sowohl aus eigener Tätigkeit als praktischer Pharmazeut, wie auch aus langjähriger Arbeit als pharmazeutischer Hochschullehrer auf das genaueste kennen, abschätzen und würdigen gelernt hat.

Tschirch schildert eingehend die Stätten seiner pharmazeutischen Lehr- und Wanderzeit: Die Apotheke in Loschwitz bei Dresden, in der er seine Praktikantenjahre verbrachte, die Apotheke in Oberlahnstein am Rhein, die Münsterplatz-Apotheke in Freiburg im Breisgau und endlich die Staatsapothek in Bern. Bei allen diesen Apotheken betont er die Korrektheit ihrer Führung, die Zuverlässigkeit der in ihnen gebotenen Arzneiverföorgung, die Güte und die Fülle der von ihnen geleisteten Arbeit, zeigt er, daß sie die

„Autorität“, die von der deutschen Apotheke untrennbar ist, auch wirklich verdienten.

Von dem Besitzer der Looschwiger Apotheke, der zugleich sein Vetter war, schreibt Tschirch unter anderem folgendes:

„Er war ein liebenswürdiger und guter Mensch, auch seinerseits immer hilfsbereit und außerordentlich fleißig und gewissenhaft. Sein Beispiel hat mich zu einem ordentlichen Apotheker erzogen und mich nicht durch Worte, sondern durch die Tat gelehrt, daß der Tag, der nicht durch Arbeit ausgefüllt ist, als verloren gelten kann . . . Auch zu peinlicher Ordnung und größter Reinlichkeit hatte er mich schließlich erzogen. Doch ging es hierbei ohne häufige und ernste Ruffel nicht ab. Daß Bündel seine Apotheke gut führte, zeigte die Revision, die der alte Sußdorf von der Tierarzneischule durchführte: es gab fast keine Monita.“

Dem Inhaber der Apotheke in Oberlahnstein widmet Tschirch unter anderem folgende Sätze:

„Als ich mich an die Eigenart des Mannes gewöhnt und gesehen hatte, wieviel Gutes in ihm steckte, sah ich bald über die Härten seines Charakters hinweg und habe den trefflichen, immer offenen und ehrlichen, dabei im Grunde sehr bescheidenen Mann schließlich lieben und seine Tüchtigkeit aufrichtig schätzen gelernt. Denn das merkte ich schnell: er führte seine Apotheke musterhaft. Sie bligte vor Sauberkeit. Auch Pünktlichkeit und Exaktheit waren hier zu Hause.“

Den Besitzer der Freiburger Münster-Apotheke endlich charakterisiert Tschirch wie folgt:

„Mein Chef, der immer sehr leise sprach, war ein ziemlich trockener, wortfarger Geschäftsmann mit dünnem Haupt- und Barthaar. Er pflegte hinter vornehmen Kunden selbst die Tür zu schließen. Da er sehr sparsam und ein guter Rechner war, ist er auf einen grünen Zweig gekommen . . . In die Wunderlichkeiten meines Chefs, der das Urbild eines Apothekers vom alten Schläge war, hatte ich mich bald gefunden, seine guten Seiten lernte ich schätzen und seine schlechten begreifen und entschuldigen.“

Daß in der bernischen Staatsapotheke alle Apothekervorzüge und -tugenden eine selbstverständliche Heimstätte hatten, bedarf bei ihrem Charakter als amtliches Musterinstitut kaum einer Erwähnung.

Eine launige Bemerkung Tschirchs über den „Apothekergeruch“ verdient noch festgehalten zu werden. Er macht den Vorschlag, die Apothekenluft einmal zu analysieren, beschreibt des längeren und breiteren die Apparatur, mit der sich diese Analyse vermutlich würde erledigen lassen und führt schließlich folgendes aus:

„Es ist mir aufgefallen, daß die modernen Stadtapotheken, in denen ja der Drogenverbrauch sehr stark zurückgegangen ist, den charakteristischen Geruch sehr viel weniger zeigen; aber geruchlos sind sie auch nicht. Sie riechen anders. Ein Apotheker der früheren Zeit war immer am Geruch zu erkennen. Die modernen Apotheker sind ziemlich geruchlos.“

Ist die schöne Erzählung „Von seligen Herzen“, die Hans Schliepmann „mitgeteilt“ und der er den Untertitel „Hauschronik der Familie Hoffer von 1825—1870“ gegeben hat, auch eine Autobiographie oder doch ein autobiographischer Roman? Sie ist aufgebaut als Erinnerungsbuch, und sie birgt jene Fülle kleiner Familienwichtigkeiten, jene Mischung von Wehmut und verborgener Süße, von selbstverständlicher Liebe und wortlosem Verzicht, von Kampf um Stellung und Brot und müdem Sichbescheiden, die in ihrer Summe das Leben des Alltags ausmachen.

Das Buch ist in 34 Form geschrieben. Der Enkel schildert das Schicksal seiner Großeltern, seiner Onkel und Tanten, seiner Eltern und schließlich seine eigene Kindheit. Dabei entrollt er ein kulturhistorisch überaus interessantes Bild jener so anspruchslosen und doch an den unverlierbaren Gütern des Herzens so reichen Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Kriege von 1870. Was das Buch aber an dieser Stelle besonders wichtig erscheinen läßt, ist der Umstand, daß die Familie, um die es sich hier handelt, eine Apothekerfamilie ist.

Es ist zu Anfang dieses Kapitels dargelegt worden, daß die besonderen Verhältnisse des Apothekerberufes den Apotheker auf die Anerkennung seines Wissens sowohl wie seiner moralischen Qualitäten, kurz, auf seine „Autorität“ einen ganz besonderen Wert legen lassen. Es ist einleuchtend, daß hier der Anstoß zu Übersteigerungen gegeben ist, die je nachdem zur Komik oder zur Tragik werden können.

Bei dem Apotheker Carl Heinrich Volle, dem Großvater des vorgeblichen Verfassers der „Hauschronik“ ist die übersteigerte Vorstellung von den Reputations- und Repräsentationspflichten eines ehrenwerten Apothekenbesitzers zur Tragik geworden.

Der Inhaber der „Apotheke zum schwarzen Adler“ in Angermünde war ein hoher starkknochiger, breitschulteriger Mann mit glattrasiertem Gesicht, mit starken Kiefern, einem kaum je lächelnden feinslippigen Mund und einer ungewöhnlich feinen und kleinen Hand. Er war Meister vom Stuhl einer Freimaurerloge, seine Brust schmückte der Rote Adlerorden IV. Klasse und seine Weltanschauung war — nach jeder Richtung hin — im besten Sinne konservativ. Aber er besaß die schon angedeuteten Schattenseiten seiner Vorzüge. Nichts war ihm schrecklicher als die Befürchtung, von anderen für kleinlich oder gar für unanständig gehalten zu werden! So wurde er das Opfer eines schlauen Schwindlers, der ihn bei einem Apothekenkauf für seinen Schwiegersohn, den Vater des Verfassers der Chronik, auf das schlimmste übervorteilte.

„Apotheker Weichbrot floß über vor Ehrfurcht vor dem „Herrn Verbandsvorsitzenden“ und Verfasser unterschiedlicher Abhandlungen in den Fachblättern, er schwelgte in glänzenden Schilderungen der Ertragsfähigkeit seiner Apotheke und türmte seine Geschäftsbücher auf: „Bitte überzeugen Sie sich!“ Er riß Kästen und Büchsen auf, um die Fülle seiner Vorräte zu zeigen. Und immer, wenn er mit großer Gebärde hervorschwabbelte: „Überzeugen Sie sich“, so wäre Carl Heinrich sich unwürdig vorgekommen, wenn er nicht mit ebenso großer Gebärde abgewinkt hätte: „Ich sehe ja; es ist nicht nötig!“ — Der Mann vertraute ja ihm: sollte er nicht vertrauen? Es war doch ein deutscher Mann, ein Kollege, ein fixer Kerl — ja, ein Mensch, dessen Redegewandtheit ihn eingefeschtet hatte. Man kann hinzusetzen: der ihn bei der heimlichen Eitelkeit zu paßen verstanden.“

Als sich dann nachher ergab, daß die scheinbar vollen Büchsen und Kästen nur eine dünne Schicht der eigentlichen Arzneien kunstvoll über einer hohlegelegten Pappe ausgebreitet enthielten, daß die Flaschen statt mit Essenzen mit Wasser gefüllt, die Additionen in den Büchern falsch waren, da hätte sich eine Haftbarmachung des Schwindlers, seine Verurteilung wegen Betruges günstigenfalls dann erreichen lassen, wenn Carl Heinrich Wolle die eigene grobe Fahrlässigkeit öffentlich vor Gericht bekannt hätte. Das aber konnte er, trotz des Unglücks seiner Tochter und seines Schwiegersohns, des Apothekers Otto Hoffer, nicht über sich gewinnen.

Eine ganz bestimmt ausgeprägte Anschauungsstarre und die Furcht vor einer Minderung seines öffentlichen Ansehens waren die für das Handeln des alten Herrn maßgeblichen Antriebe. Er hätte seinem Schwiegersohne Hoffer, dessen Unglück er selbst durch seinen verunglückten Apothekenkauf verschuldet hatte, durch eine größere Geldzubuße helfen können. Er tat es nicht, weil er dadurch das Erbteil seiner übrigen Kinder in etwas verringert hätte, und so mußte Hoffer mit erheblichem Verlust verkaufen und sich als Photograph mühsam durchs Leben schlagen. Die schöne Lieblingstochter Wolles heiratete auf seinen Wunsch einen reichen Apotheker aus einer benachbarten Stadt, der sich kurz nach der Ehe als ein wenig einwandfreier Charakter, als ein brutaler Säufer erwies. Die Tochter verlangte die Scheidung. Aber der Vater verweigerte die Zustimmung. Man hätte in Angermünde mit Fingern auf ihn gezeigt und getuschelt: „Weshalb? — Gleichviel: Die bürgerliche Wohlanständigkeit war verlegt.“ So trieb er die Tochter wieder dem Caliban von Ehegatten in die Arme und sah sie langsam zermürben und zerbrechen. Dann aber kam das letzte. Sein einziger Sohn Otto, der zunächst eine Kleinstadtapothek besaß und sich dann eine pharmazeutische Fabrik gekauft hatte, machte Konkurs, und wanderte, da die gerichtliche Nachprüfung Verfehlungen in der Buchführung aufdeckte, auf mehrere Monate ins Gefängnis.

„Den eisernen Ehrenmann Carl Heinrich warf es zunächst völlig darnieder. Er überstand zwar ein hitziges Fieber, ging aber nur noch, wenn auch äußerlich strack,

still und gebrochen daher. Alle Ehrenämter legte er nieder, denn er hielt sich für gezeichnet als Vater eines „Sträflings“. Die Apotheke verkaufte er weit unter dem Preis, um von der auf Ottos Erbteil fallenden Summe einen Teil von dessen Schulden zu decken. Mehr zu geben verbot ihm seine Anschauung von Gerechtigkeit gegen die übrigen Kinder. Aus einer seltsamen Regung heraus aber mietete er das erste Stockwerk im Hause des Malermeisters Laffon, genau gegenüber der Apotheke.“

Diese Apotheke, deren Auf- und Ausbau die Lebensaufgabe, deren sorgfältige und peinlich gewissenhafte Führung jederzeit der Stolz des unglücklichen Mannes gewesen war, wird in der Erzählung wie folgt beschrieben:

„In der Rosenstraße liegt die ‚Apotheke zum schwarzen Adler‘, ein einfaches Haus mit breitem Mittelportal und drei Fensterachsen jederseits. Der Urgroßvater setzte dem eingeschossigen Fachwerkbau noch ein Stockwerk und ein tüchtiges Ziegeldach mit einem riesigen Fledermausfenster in der Mitte auf und brach das Fenster an der rechten Grenze zu einer besonderen Tür für die Apotheke aus, in der es neben Arzneien auch noch allerlei Kolonialwaren gab. Erst der Großvater ward ganz — wissenschaftlich, entfernte auch die von der Decke hängenden Meerungeheuer und Krokodile aus dem nur schmalen Raum, zu dem zwei Granitstufen emporführten . . . Mein Großvater hielt auf beste Zutaten bei den Rezepten. Das war damals weit schwieriger als heut, wo alles von pharmazeutischen Fabriken geliefert wird. Er hatte seine besonderen Kräuterweiblein, die die besten Standorte für Fenchel, Kamillen und alle die lieben, mit Unrecht heute verachteten Hausmittelchen kannten, und stellte die meisten chemischen Verbindungen selbst dar. So fügte sich denn als Seitenflügel rechts dem Vorderhause ein Laboratorium mit Riesennörfern, Destillierblasen, Abdampfherden und allerlei geheimnisvollem Gerät an, während links den Hof zunächst eine Waschküche und dann ein langer zweigeschossiger Kräuterschuppen säumte, erfüllt von wunderseitsamen Düften.“

Das Buch enthält neben vielen anderen klugen und treffenden Bemerkungen auch eine hübsche Betrachtung über die Gründe, die eine gewisse Selbstgenügsamkeit auf der einen, und die Freude an irgendwelchen Steckenpferden auf der anderen Seite zu einer im Apothekerstande nicht seltenen Erscheinung machen.

„Höchste Berufsauffassung“, sagt der Verfasser der Chronik von seinem Vater, dem Apotheker und späteren Photographen Otto Hoffer, „dünkte ihm alles, was ihm zu erreichen möglich, und so fehlte ihm brennender Ehrgeiz . . . Die Schule war ihm zu leicht gewesen; der Apothekerberuf mit seinem unlösbaren Widerspruch zwischen Wissenschaftlichkeit und handwerklicher, ja krämerhafter Ausübung, der so viel Schrullenhaftigkeit erzeugt, beschäftigte ihn tagsüber, ohne ihn auszufüllen, mitzureißen. Das ergibt eine Gewöhnung des Hinarbeitens ohne Streben, wenn nicht nebenbei ein Steckenpferd geritten wird.“

Hier liegt — neben manchem anderen — ein Teil der Gründe für das nicht seltene apothekerliche Dilettieren in den schönen Künsten.

Das Wesen der „Autorität“, oder — anders ausgedrückt — dessen, „was



Einer vorstellt", liegt darin, daß ihr Ort nicht das eigene, sondern das fremde Bewußtsein ist. Autorität — im positiven wie im negativen Sinne — ist in der Schopenhauer'schen Formulierung „die Vorstellung, unter welcher wir darin (im Bewußtsein der anderen) erscheinen, nebst den Begriffen, die auf diese angewandt werden“. Diese Definition zeigt die schwache, die in jedem Augenblick aufs äußerste gefährdete Position dessen, „was Einer vorstellt“. Die Gefahr droht von zwei Seiten zugleich: Einmal in dem Verlust der Vorbedingungen, die für die günstige Meinung der anderen — und somit für die Bildung der „Autorität“ maßgeblich sind und des weiteren in der Möglichkeit, daß diese Vorbedingungen überhaupt ihren Kurswert einbüßen, daß sie allgemein oder doch seitens des oder derjenigen, deren Anerkennung von entscheidender Bedeutung ist, nicht mehr honoriert werden. Das erstere ist ein mehr oder minder tragischer Einzelfall, der den Betroffenen vielleicht in seiner Lebenssphäre, aber nicht oder doch nicht naturnotwendig in seiner Lebenseinstellung erschüttert. Er verliert schlimmstenfalls seine Gottähnlichkeit, aber er behält seine Götter. Das andere ist schwerwiegender, entwurzelnder. Hier geht es nicht um die Gottähnlichkeit des in Frage kommenden Einzelindividuums, es geht um die Götter selbst.

Der Fall des Apothekers Carl Heinrich Volle in der Erzählung „Von seligen Herzen“ war ein tragisches Einzelschicksal. Dieser ganz auf Reputation und Repräsentation gestellte „eiserne Ehrenmann“ glaubte mit dem Bekanntwerden der Verfehlungen seines Sohnes und ihrer gerichtlichen Bestrafung die Vorbedingungen für die günstige Meinung der anderen, und damit den Anspruch auf die für ihn unentbehrliche „Autorität“ verloren zu haben. So stand er seinerseits im Schatten, aber die Sonne selbst blieb unverändert am Himmel und beleuchtete eine unveränderte Welt.

Ganz anders liegt das Schicksal des Apothekers Albert Leucht, das Marie Diers in dem Roman „Die sieben Sorgen des Doktor Foost“ schildert. Hier sind die Vorbedingungen der „Autorität“, der jahrhundertalte Familienbesitz, die Stellung in Gesellschaft und Gemeinwesen in nichts erschüttert. Aber sie sind gegenstandslos geworden, da der einzige, auf dessen Anerkennung es in diesem Falle ankommt, der zum Erben und Nachfolger im Familienbesitz bestimmte Sohn des Apothekers ihre Bedeutung grundsätzlich negiert und an die Stelle dessen „was Einer vorstellt“, als einzig erstrebens- und achtenswert die Leistung, die Erfüllung und den Ausbau der eigenen Persönlichkeit, kurz, das stellt, was „Einer ist“. Damit hat für den alten Leucht die Sonne nicht nur ihren Stand gewechselt, sie ist überhaupt verschwunden und die Welt, die sie einst beschien, ist so grundsätzlich verändert, daß er sich nicht mehr in ihr zurechtfindet, daß sein Leben „in

Zorn und Grimm und Gram stoßt und verdorrt“ und daß er schließlich auslöschte wie ein Licht im luftleeren Raum.

Der Apotheker Leucht wird zu Beginn des Romans wie folgt geschildert:

„Die Löwenapotheke, ein altes massives und weitläufiges Haus, stand am Marktplatz, in den die Lorstraße einmündete. Ein mächtiger goldener Löwe lagerte ruhevoll über der Tür, gleichsam die Würde und Respektabilität des Hauses verkörpernd. Seit fast vierhundert Jahren war die Apotheke in der Familie Leucht erblich. Sie hatte prächtige alte Herren hervorgebracht neben allerlei närrischen Käuzen, von denen sich noch lustige Hiftörchen erhalten hatten, und kleinlichen Seelen, die nur zu gern Ehre und Namen ihrer Mitmenschen in ihren Mörsern zerstampften. Der jetzige Apotheker war ein hagerer, bleicher und bartloser Mann, von dem Doktor Zoost in seiner ungezogenen Ausdrucksweise sagte, er zehre von dem Fett seiner Väter. Daß die Leuchts eine uralte Apotheker- und Chemikerfamilie waren, dies immerhin schöne Bewußtsein trug er mit einem Selbstgefühl, das auf seine Freunde suggestierend wirkte und ihm eine Art Macht- und Glanzstellung in Genußen gab, ohne daß er eigene Anstrengungen dafür einzusetzen brauchte.“

Das Charakteristikum dieses Apothekers ist seine unerschütterliche, oder wie sie Marie Diers nennt, seine „unendliche“ Überlegenheit. In seinem einzigen Sohne wollte er „einen würdigen und glänzenden Nachfolger sehen und warf ihm bei jeder Gelegenheit mit Hohn und Spott sein wenig imponierendes Auftreten vor.“

Was Wunder, daß gerade diesen Mann die entschiedene Weigerung des Sohnes, den Apothekerberuf zu ergreifen und damit in jedem Belang das Erbe seiner Väter anzutreten, die Selbstverständlichkeit, mit der jener die Erfüllung seiner Persönlichkeit über die bequeme Mugnießung der traditionsgesicherten „Autorität“ stellte, aufs tiefste erschütterte.

In der Auseinandersetzung zwischen dem alten Leucht und dem die Partei des Jungen haltenden Dr. Zoost kommt die Tragik dieses Gegeneinanderpralls der Weltanschauungen vortrefflich zum Ausdruck.

„Sie Herr Doktor, der Sie aus ganz anderen Verhältnissen stammen, können freilich nicht ermessen, was es heißt, wenn die Familie jahrhundertlang in demselben Hause und Berufe tätig gewesen ist. Ihnen ist ein Beruf wie der andere. Uns nicht! Ich habe vielleicht auch Träume niedergekämpft, ich hätte Professor werden können. Warum nicht? Aber unsere Familienehre gebietet es, die alte Apotheke festzuhalten“, sagt der Apotheker Leucht.

Und als der Doktor einwendet: „Was kommt auf uns denn an? Unser Spiel ist bald aus und selbst die älteste Apotheke ist ein verpfushtes Menschenleben nicht wert“, da ruft Albert Leucht voll Erbitterung: „Ja, was steht denn bei solchen Grundsätzen noch fest!“

„Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ klagt aus ganz anderem Anlaß, aber

aus dem gleichen Grundgefühl heraus Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena“.

Der Roman „Die sieben Sorgen des Doktor Joost“ schildert, wie ein verwitweter Landdokter seinen sieben Töchtern die Wege zu sich selber, zu ihrer persönlichen Menschwerdung, zu ebnen sucht, wie die Mädchen, seine „sieben Sorgen“, durch ihn, wie gleicherweise er durch sie herangebildet und zur Klarheit geführt werden. Die herzenswarmer und doch nicht sentimentale Erzählung dürfte als eines der besten deutschen Erziehungsbücher gewertet werden können.

Gleich der „Hauschronik der Familie Hoffer“ gibt sich auch der gutgeschriebene Roman „Joch und Jugend“ von Irmgard Spangenberg als Erinnerungsbuch. Aber obwohl fast alle handelnden Personen entweder in Apotheken tätig sind oder als Familienmitglieder oder Freunde in einem nahen Verhältnis zu den Apothekeninhabern stehen, spielt die Pharmazie in diesem Buche doch nur eine Nebenrolle. Die deutsche Stadt Danzig zur Zeit der Befreiungskriege ist des Buches eigentlicher Gegenstand. Das Leid der von fremden Soldnern besetzten, von den eigenen Landsleuten und ihren Verbündeten belagerten Stadt, die nach standhaft erlittener Not, nach bitterem Hunger und würgender Seuche endlich den Tag der Befreiung begrüßen darf, wird in den Erlebnissen eines jungen Menschen gespiegelt und eingefangen.

Dieser junge Mensch aber ist Heinrich Rose, der — das glänzendste Glied der alten Apotheker- und Chemikerfamilie — aus dem engen Bezirk der praktischen Pharmazie, deren Anfangsgründe er bei dem Medizinalassessor Lichtenberg in Danzig erlernte, aufstieg zum ordentlichen Professor der Chemie an der Universität Berlin, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zum Inhaber der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite.

Es ist schon gesagt worden, daß in dem Buche „Joch und Jugend“ der Pharmazie als solcher eine ausführlichere Behandlung kaum zuteil wird. Die Apothekenbesitzer Lichtenberg und Krukenberg sind Mitglieder des Danziger Patriziats, und ihre soziale Stellung, ihre berufliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit sind so selbstverständlich, daß sich eine besondere Betonung vollkommen erübrigt.

Mehr oder minder kunstvolle Erzählung wirklicher Geschehnisse oder freie dichterische Phantasie, — war die Entscheidung schon bei der „Hauschronik der Familie Hoffer“ und dem soeben besprochenen Buche der Irmgard Spangenberg zweifelhaft, so ist sie bei dem Roman „Marie Duchanin und die Eiszeit“ von Juliane Karwath kaum noch möglich. Aber wenn auch die Gestaltung der Handlung, die Konfliktschürzung und ihre Lösung, kurz, die Schilderung alles Schicksalhaften in der Dichtung unbefleckte schöpferische



Phot.: S. Gleffmann, Dohrwinkel.

*Dr. Emil Hellenberg*

Gehirnempfangnis sein mag, die Pharmazeutin dieses Romans ist so echt, ihre Stellung in der und zu der Apotheke ist mit so erstaunlicher, mit so charakteristischer Treue wiedergegeben, daß nur das Vorhandensein eines lebenden Modells hierfür eine Erklärung zu bieten vermag.

Art und Atmosphäre der modernen Apotheke werden in dem Karwath'schen Roman mit klarer, ruhiger Sachlichkeit, mit einem unbestechlichen Blick für das Wesentliche geschildert. Und das Charakteristische: Auch in diesem in rebus pharmaceuticis völlig objektiven, ja sogar gleichgültig-neutralen Buche werden die Autorität der Apotheke, ihre „Ordnung, Übersichtlichkeit und Korrektheit“ als selbstverständliche Attribute des Apothekergewerbes betrachtet und behandelt. Das zeigt sich insbesondere darin, daß die Heldin der Dichtung diese Eigenschaften erst dann hervorhebt und bemerkenswert findet, als sie der Apotheke, in der sie tätig ist, für eine Weile unter ungetreuer Verwaltung verloren gehen.

Marie Duchanin, die Heldin des Romans, hat kurz vor dem Abitur einer plötzlich aufgetretenen Augenschwäche halber ihre Beteiligung an den Gymnasialkursen in ihrer Heimatstadt Posen aufgeben müssen und sich nach einem Zwischenspiel als Kindergärtnerin für den Apothekerberuf entschlossen.

„Endlich fand sich ein Apotheker in einer in der Nähe des Harzes gelegenen kleineren Stadt, der diesen Versuch wagen wollte. Obgleich die Welt vom Feldgeschrei der Frau widerhallte, gab es kaum schon Apothekerinnen.“

In knappen und doch kennzeichnenden Strichen werden die Apotheke und ihre Insassen gezeichnet. Die Apotheke ist, als die Clevin eintritt, erst einige Tage zuvor in ein neues, nach den Plänen des Inhabers errichtetes Haus verlegt, und die Dffizin „überfiel sie fast mit dem Glanz von Glas und polierten Regalen“. Der Chef der Apotheke, der Apothekenbesitzer Boelfel, ist ein bedachtamer, nach innen gerichteter Mann, erfüllt von der Verantwortlichkeit seines Berufes, völlig hingegeben an die Arbeit, die nicht nur dem begrenzten Apothekenbetriebe gilt, sondern insbesondere den „Spezialitäten der Firma, die unter Boelfels Namen in die Welt gingen und an deren Ausgestaltung er noch immer arbeitete“.

„Boelfel war ein Mann in mittleren Jahren, der Jugend noch näher, als sie nach der glatten und sanften Linie seiner Schrift erwartet hätte, aber ein wenig verfonnen und mit den sehr tiefliegenden Augen des Grüblers.“

Die in der Apotheke tätigen Herren stehen dem Experiment ihres Brotherrn, der Einstellung eines weiblichen Assistenten, mit spöttischem Mißtrauen gegenüber, dem doch eine gute Portion Neugier innewohnt. Von dem weiblichen Hilfspersonal aber trennt die Anwärterin der Pharmazie die prinzipielle Gegensätzlichkeit des Geistes- und Kultur-niveaus.

„Der Provisor, lang, kahlföpfig, etwas vorgeneigt, hatte eine ironische Ablehnung Mariens im Blick; der andere, ein Rotblonder aus Oberschlesien, starrte treuherzig und erstaunt; der dritte, mit Schmissen, korrekt und verbindlich, war ein Herr aus Leipzig. Die Damen aber, die Buchhalterin und die Kassiererin, sprachen — Marie durchfuhr es — die vulgäre Sprache der Gegend. Der Hausmann stand neugierig im Hintergrunde, ein dürrer Mensch mit der Vertrautheit solcher Exemplare. Seine Frau war auch für die Apotheke tätig, sie wohnten im Hause.“

Wie ausgezeichnet sind mit diesen wenigen Worten Menschen und Atmosphäre umrissen. Wie selbstverständlich erscheint nach dieser Einführung der latente Widerstand, auf den Marie Duchanin bei allen ihren Bemühungen stößt, von den in der Apotheke tätigen Herren in gleicher Weise herangezogen zu werden wie der männliche Eleve, der sich auch seinerseits ganz zu den Männern hielt.

„Die beiden Mädchen aber, Majorin und die Kassiererin, bemühten sich, Marie immer mehr an die Arbeiten zu fetten, die von ihnen, mit Unterstützung der Hausmannsleute, mitbesorgt werden mußten, das Defektieren, die Feststellung dessen, was bestellt werden mußte, das „Einfassen“, die Aufnahme des Neuen und alles, was dazu gehörte, das Etikettieren und Lektieren . . . mit welchem Stolz schauten sie auf die vielen Fältchen, die sie in die kleinen bunten Papiere zu brechen verstanden, die zu den Arzneiflaschen gehörten. Es war ihr Ehrgeiz. Aber nicht der Mariens . . . Sie verkaufte Seife und Hausmittel, Pulver und Tränkchen, Sommerproffenmittel, Cremes und Puder, Lakritzen und Hustenbonbons, half im Lager, fortierte, füllte, maß und wog ein wenig, rezeptierte. Und einmal war ein Traum verborgen, ein Sehnsuchtsbild . . . Frau Curie . . .“

Wie sind diese Ausführungen kennzeichnend, wie sind sie typisch für die phantasiebegabte und ehrgeizige Frau, für die weibliche Vorkämpferin. Es genügt nicht, die gegenwärtige Aufgabe bestmöglich zu bewältigen und Schritt für Schritt weiter vorzudringen zu größeren Fragen und weiteren Horizonten. Das Ziel muß gleich von Anbeginn eine Verkörperung haben, in einer Person, in einem Bilde faßlich geworden sein, damit der Lasso der Wünsche darüber geworfen werden kann und so ein Sichheranziehen ermöglicht wird.

Das Wesen der Apotheke endlich läßt die Dichterin ihre Heldin wie folgt erleben:

„Noch immer fesselten sie die Menschen, die an die Glasplatten des Ladens kamen und ihre vielfachen Wünsche und Anliegen, wobei sie mancherlei überraschende und zuweilen auch unerhörte Einblicke in die menschliche Welt tat . . . Es war erst Anfang, erst jetzt begriff sie, was Apothekerarbeit eigentlich war und umfaßte, welche Vorsicht und Umsicht, welches Wissen und welche Verantwortung dazu gehört, und — dies war ihr mit das Anziehendste — welcher eigentümlich starker Faden von Vergangenheit und Überlieferung sich noch immer durch den modernen Apothekenbetrieb zog.“

Es kam der Krieg. Der Besitzer der Apotheke mußte fort, war verschollen. Und nun wirkten sie sich aus, die entfesselten, durch Konvention und Gesetz bisher zurückgedämmten Begierden. Der Provisor Ringhans war jetzt unbeschränkter Herr der Bergapotheke.

„Er wollte sie entfernen, Marie sah zu viel . . . War das wirklich noch die Bergapotheke mit allem Glanz der Neuheit, im Schmuck ihrer Ordnung, Übersichtlichkeit und Korrektheit, wie sie ihr damals Voelfel voll Stolz gezeigt hatte? Alles verändert, verwahrlost oder entfernt, Schübe, Fächer, die schönen Porzellanbüchsen leer oder mit Urtrappen und Erfas gefüllt. Das Umselzucken Ringhans' bei den von Angstvollen und Bedrängten vorgezeigten Rezepten: 'Ist nicht mehr da, nicht mehr zu beschaffen' und seine beobachtende Gier, wenn andere Kunden kamen, die sichtbar glänzende Zahlung verhießen, und die er gleich verbindlich in sein Privatkontor bat, das einstige Kontor Voelfels! Im Hintergrunde, wohin nur Ringhans selber drang, da war geheimnisvolles Lager, da war noch Morphium, Opium, Kokain und vieles andere.

Wenn Revision kam, und wann kam sie in diesen Zeiten?, wurde blitzschnelle Umstellung verfügt, die Mädchen, die keinerlei Berechtigung besaßen, aus der Rezeptur in das Laboratorium geschoben. Dafür mußte nun Marie vor. Aber, wenn sie erst auch betäubt gefolgt war, so hielt sie sich später zurück. Nun, der Provisor wurde allein fertig, er mußte allein fertig werden, der Medizinalrat sah es ein.“

Die Gattin des als vermißt gemeldeten Apothekenbesizers aber, die schöne Frau Lau, war des betrügerischen Ringhans Geliebte.

Bis am Ende des Krieges der Apotheker Voelfel plötzlich wieder an seinem Pult stand, der ungetreue Ringhans seiner Verhaftung nur durch die Flucht zuvorkommen konnte, und die schöne Frau Lau in Berlin die Betätigung suchte, für die sie geschaffen war.

„Machen Sie sich keine Sorge,“ sagte der Doktor gelassen, „die Frau Lau wird von nun an alle Menschen lieben. Oder alle Männer.“

„Marie war wieder in der Apotheke und es war wirklich alles wie einst. Voelfel stand am Pult und war unverändert. Man könnte behaupten, er trüge noch die gleiche Schleife am Kragen. Es ist seine alte Art, die überall hinsieht und alles in Händen hält. Es geht alles erstaunlich schnell und ohne Aufregung, aber er schien längst zu wissen.“

Die weitere Handlung des Romans — Marie Duchanin bleibt bis zum ersten Examen in der Bergapotheke, sie studiert in Berlin und wird nach dem glänzenden Erfolg eines von ihr geschriebenen Buches wohl endgültig der Feder verfallen — ist pharmazeutisch ohne Interesse.

Dreht sich in dem Roman der *Juliane Karwath* die Achse der Handlung um eine Apothekerin, so hat in der Komödie *Ernst Lissauers* „Gewalt“ eine Apothekerstochter die Hauptrolle inne. Es ist die schon so oft dramatisierte, besungene und in neuester Zeit sogar verfilmte Geschichte der Liebe und Ehe des

Dessauer Apothekertöchterleins Annaliese Föhse und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, die dem Lissauerschen Bühnenspiel zugrunde liegt.

Aber die dichterische Absicht Lissauers ging über eine einfache Dramatisierung des geschichtlichen Geschehens weit hinaus. Was ihn reizte, war die Aufweisung der höheren Macht der Liebe gegenüber der Unbändigkeit einer wilden, durch keinen äußeren Zwang eingeschränkten und zu zügelnden Natur. Über die rohe „Gewalt“ der Kraft und des souveränen, nur sich und seine Wünsche sehenden Willens siegt der Liebe stärkere Gewalt und zwingt den Unbesinnlichen zur Besinnung.

Der Handlung der Komödie braucht, da sie für das Thema dieser Ausführungen unerheblich ist, an dieser Stelle nicht näher nachgegangen zu werden. Hier interessiert lediglich der Vater der Annaliese, der von Lissauer mit dem Namen „Kreuzer“ belehnte Hofapotheker Föhse. Er wird als ein persönlichkeitsbewußter Mann geschildert, der auch seinem Fürsten in der Wahrung seines Hausrechts und seiner Ehre mit Stolz und Haltung entgegentritt.

Als Leopold von Anhalt-Dessau, um die Abreise der Annaliese zu verhindern, die Apotheke von Soldaten bewachen läßt, protestiert Föhse-Kreuzer mit Entschiedenheit dagegen und verbietet dem Fürsten sein Haus. Der etwas närrischen Ehrenerklärung, zu der sich Leopold — der Dichter nennt ihn Ludwig — einen Tag später gedrängt fühlt, begegnet er mit würdiger Ablehnung.

„Meinen Euer Hoheit — mit dem — ist alles gut, was Sie seit gestern an meinem Hause getan haben? Es ist — es war ein honettes Bürgerhaus — Sie meinen — ich glaubs — meinens jezt gut nach Ihrer Art — aber mein Haus ist zu gut für Ihren — wir Menschen sind nicht dazu da — wir sind kein Federball für Ihren Schlag.“

Und als der Fürst seinen letzten Trumpf ausspielt: „Aber ist das keine Satisfaktion, daß ich die Eva zur regierenden Herzogin mach?“, da antwortet der aufrechte Apotheker: „Das ist der Eva ihre Sache, ob sie die Satisfaktion will.“

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Haltung nur auf dem Boden wohlbe- und gegründeten bürgerlichen Ansehens erstehen konnte.

Am schönsten und eindruckvollsten aber gelangte die Wertschätzung und die Achtung, die der Apotheke und ihren Insassen von der Bevölkerung entgegengebracht werden, in der kleinen pädagogischen Erzählung „In der Adlerapotheke“ von Agnes Sapper zum Ausdruck.

Ein junger Bauernsohn, erfüllt von Ehrfurcht vor der wichtigen und schwierigen Apothekerarbeit, wünscht nichts sehnlicher, als selbst diesem von ihm so bewunderten Stande anzugehören. Sein Wunsch scheint sich



zu erfüllen. Nach Beendigung der Lateinschule wird er von dem Apotheker Mohr, dem Besitzer der „Aderapothek“, als Praktikant aufgenommen und dem beglückten Hermann erschließt sich eine neue Welt der Ordnung, des Wissens und der Verantwortlichkeit. Aber der vermögende Junge, der zu Hause nie einen praktischen Handgriff getan hat, erweist sich als derart ungeschickt, daß sich die kaum geöffneten Pforten der Apotheke wieder vor ihm verschließen. Sein Lehrherr muß ihn trotz herzlichen Mitleids mit dem ganz fassungslosen Burschen bereits nach einigen Tagen wieder entlassen. Die Bitte Hermanns, es doch wenigstens einen Monat mit ihm zu versuchen, schlägt Apotheker Mohr mit folgender Begründung ab:

„Ich bin auf meinen Lehrling angewiesen, und wenn in einer Apotheke soviel ungeschickte Sachen gemacht werden, so spricht sich das herum im Städtchen und die Leute verlieren das Vertrauen. Das schadet der Apotheke.“

Dies Argument ist für Hermann ausschlaggebend. Das Vertrauen, das die Apotheke genießt, darf keinesfalls, am wenigsten durch ihn, geschmälert werden. So bescheidet er sich und geht.

Aber den Gedanken an eine pharmazeutische Zukunft hat der Junge nicht aufgegeben. Sein Mangel an Geschicklichkeit stand ihm im Wege. So muß er alles tun, ihn zu beseitigen. Und nun beginnt er zu Hause, in seinem Zimmer, eine emsige Tätigkeit. Eine Waage kauft er sich, Glaskolben und Fläschchen, Trichter, Filter- und Lehtierpapier. Er falzt Pulverkapseln und füllt sie mit Sand. Er füllt Fläschchen, tektiert und verbindet sie. Er übt sich im Wägen, im Staubwischen, im Umgehen mit zerbrechlichem Gerät, und endlich, nach einem halben Jahr angestrengter Arbeit, ist er soweit. Seine Ungeschicklichkeit ist einer sicheren Gewandtheit gewichen. Jetzt kann er den von ihm so hoch geschätzten Beruf ergreifen. Sein Ansehen wird durch ihn nicht beeinträchtigt werden.

„Recht geschickt ist er geworden in der kurzen Zeit“, sagt die Frau Apotheker, nachdem Hermann ihr und ihrem Gatten Proben seines so mühsam erworbenen Könnens abgelegt hat.

„Geschickt? Ja“, antwortete der Apotheker. „Geschickt sind manche. Aber solchen festen Willen und solche Beharrlichkeit, hast du die schon getroffen, Frau? Damit richtet man Großes aus in der Welt!“

„So hätte er doch studieren sollen.“

„Laß ihn nur in aller Stille und Bescheidenheit heranreifen in der Apotheke; wenn Gott einen großen Geist in ihn gelegt hat, so bricht der sich Bahn, und ich will ihm helfen und ihn fördern, so gut ich kann.“

Es ist so mancher in „Stille und Bescheidenheit“ in der Apotheke herangereift, der dann weit über sie hinauswuchs und seinen Namen eintrug in die Annalen der Wissenschaften. Ihnen allen aber sind die in der Jugend

angenommenen Grundelemente der pharmazeutischen Tätigkeit, das peinliche Verantwortungsgefühl des berufstüchtigen Apothekers, der von der Pharmazie untrennbare Sinn für Ordnung und Korrektheit zu wertvollen Helfern auch bei ihrer späteren, mit der Apothekerkunst gar nicht oder nur in loser Beziehung stehenden Arbeit geworden.

### Der komische Apotheker.

Man spricht nicht mit Unrecht von einem „Fluch der Lächerlichkeit“. Es kann in der Tat für die Seelenlage eines Menschen wie für sein äußeres Schicksal von verhängnisvoller Bedeutung werden, wenn der strengen Fuge ernstern Strebens und Wollens durch irgendwelche nicht vorhergesehene Umstände immer wieder eine komische Note eingefügt wird, wenn durch die Lücke des Objekts stets erneut wichtige Situationen ins Heitere umgebogen, und ihr Held zur lächerlichen oder doch belächelten Figur gestempelt wird.

Wie dieses eingeborene Ungeschick für die Wahl des geeigneten Moments, die Hilfslosigkeit gegenüber der Welt der Dinge und Konventionen zur schmerzlichen und den Betroffenen vereinsamenden Tragik werden kann, ist in dem klassischen Roman „Auch Einer“ von Friedrich Theodor Vischer mit größter Einprägbarkeit geschildert.

In diesem, aus einer Fülle ineinandergeschachtelter Erzählungen bestehenden Roman wird die angeblich von dem Helden der Dichtung stammende unvollendete Skizze eines Singspiels wiedergegeben, in dem die Objekte als handelnde Personen sich triumphierend ihrer Lücke freuen und in der auch ein Apotheker eine Rolle spielt. Die betreffende Stelle hat folgenden Wortlaut:

„Szene X. Apotheke. Personen: Ein Kolben mit Mandelmilchsirup, eine junge Kage, ein junger Apotheker, Hilario.

Arie vorgedachten Kolbens: weichlich-zäher, doch zugleich tüchtiger Ton, entsprechender Text. Junge Kage erscheint; kindlich-heitere Gesang. Duett. Sehr eilig eintretend Hilario. Aus dem Nebenzimmer kommt der Apotheker. Hilario bittet sehr dringend um einige Tropfen Laudanum. Der Apotheker verlangt ärztlichen Vorweis, und allzu gewissenhaft (— noch junger Gehilfe —), da Hilario solchen nicht besitzt, verweigert er die Bitte. Hilario: „Dann Mandelmilch, schnell!“ — Apotheker: „Dies gern! holt den Kolben, stolpert über die junge Kage, der Kolben liegt zerstückelt am Boden, Hilario rasend ab. Furienhafter, grell-gellender Verhöhnungschor der Scherben und der Kage. Trio mit der Jammerstimme des Apothekers.“

Aber dieser Verzweiflungskampf mit der Lücke des Objekts, das tragische Wissen des Trägers der „Komik“ um die Schwere seiner Last ist doch

verhältnismäßig selten. In den allermeisten Fällen ist sich der von seiner Umwelt als lächerlich empfundene Mensch dieser seiner Komik überhaupt nicht bewußt, und es ist vielfach gerade dieses Nichtwissen um die Art des Eindrucks auf die anderen, das die Lächerlichkeit erst zu ihrer vollen Auswirkung gelangen läßt.

Im übrigen ergibt sich die im Rahmen dieser Ausführungen allein mögliche Fragestellung von selbst. Es ist die Frage, ob und inwieweit die Komik des Apothekers in den hier zu besprechenden Literaturerzeugnissen beruht bedingt oder zumindest begründet ist oder nicht.

Diese Frage ist bei dem „Globus-Apotheker“ von Heinz Welten unbedingt zu bejahen. Der Apotheker Dietrich Overweg, den Welten in diesem vortrefflichen humoristischen Reiseroman vorführt, ist ein so typischer homo pharmaceuticus, wie ihn nur die Hand eines mit allen Sonderheiten des Berufs vollkommen vertrauten Dichters so trefflicher und so liebevoll zugleich zeichnen konnte. Die Ungeschicklichkeit dieses Apothekers, seine komischen, mit viel Humor und Geschick geschilderten Eigenheiten, die zu den amüsantesten Begebnissen führen, entstammen einer ganz besonderen Einstellung zur Welt, deren fachlicher Einschlag unverkennbar ist.

Durch seinen Beruf an die Scholle gefesselt, hat der Apotheker Dietrich Overweg eine ihn beherrschende und vollkommen erfüllende Sehnsucht: Den Drang, die Welt, der er, der im Grunde Einsame, doch so fern steht, zu durchstreifen und so zu überwinden und zu besiegen. Sein Ziel liegt nicht darin, Schönes zu sehen und kennen zu lernen. Ein Etwas in ihm treibt ihn, seinen Fuß überallhin, in die fernsten und entlegensten Länder dieser fremden und feindlichen Welt zu setzen. Und überall läßt er sich photographieren, und diese Photographien, unvergängliche Zeichen seines Triumphes, hängen in langer Reihe nebeneinander, in seinem „Museum“, das zugleich als Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer dient: Herr Overweg auf dem Kamel, den Tropenhelm auf dem Kopf und den Zügel in der Hand, vor der Sphinx, Herr Overweg und der Kreml, Herr Overweg im Trajansbogen zu Rom, Herr Overweg vor der Sophienkirche, Herr Overweg an der Magemauer zu Jerusalem.

Ist diese aus der Enge und Gebundenheit der Dffizin geborene Sehnsucht nach der Weite der Welt, die schon in der Opera buffa „Der Apotheker“ von Haydn eine bedeutsame Rolle spielt, nicht eine ebenso pharmazeutische Eigenschaft wie die genau festgelegte programmäßige Form, in der Overweg sie zu befriedigen sucht? Auch daß Overweg alle Dinge, von den Pickeln im Gesicht des jungen Mädchens, das ihn als Ehegatten zu gewinnen sucht, bis zu der bürgerlichen Unmöglichkeit des Übernachtens eines Brautpaares

unter ein und demselben Dache „vom naturwissenschaftlichen Standpunkte“ aus des breiteren zu erklären sich gedrängt fühlt, dürfte seine fachliche Begründung haben. Es ergänzt das Bild dieses Apothekers, daß die schon erwähnten Photos seines „Museums“ in der alphabetischen Reihenfolge ihrer Aufnahmeorte hängen:

„Das Bild mit der Klagemauer muß vor dem Kremlbilde hängen. Denn die Klagemauer ist in Jerusalem und der Kreml ist in Moskau. I kommt vor M. Es muß alles nach dem Alphabet gehen. Unten in der Apotheke ist es genau so.“

Die Handlung des Romans soll hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden. Sie ist mit den heitersten Episoden durchsetzt und das Ganze ist von der Sonne echten Humors aufs Erfreulichste durchwärmt und überglänzt. Nicht unerwähnt sei, daß der Verfasser diesem weltfremden und naiven Berufsvertreter einen anderen Apotheker gegenüberstellt, der an Weltgewandtheit und geschäftlich-praktischer Klugheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Der erste Rezeptar in der Apotheke Overwegs, Herr Thomas, weiß unbedingt, was er will, und er will nur, was ihm sofortigen Vorteil bringt. Köstlich ist, wie er seinen Chef, der — schon bei der Abreise in Berlin in seiner Kleidung für die Islandtour gerüstet — in einen schmutziggelben, nach Tran duftenden Umantel gehüllt, auf dem Kopfe einen verbeulten Südwester, zum Abschiednehmen in der Apotheke erscheint, für einen Fischer hält und ihn unter Zusicherung eines Aqua vitae um Male anspricht, und auch die Erwägungen, aus denen heraus Herr Thomas die Reise seines Chefs fördert und begünstigt, sind treffend geschildert:

„Man konnte sich manche Erleichterung schaffen, wenn er weg war. Man konnte die Apotheke am Morgen später öffnen und als Ersatz dafür am Abend früher schließen. Man konnte in der Rezeptur seine Zigarre rauchen, konnte aus Spiritus, Sirup und Pomeranzentinktur einen Schnaps mischen und ihn im Eisschrank kühl halten. Man konnte tausend Dinge tun, die in der Anwesenheit auch des besten Chefs sich von selbst verboten . . . Sobald der Alte zur Tür hinaus war, konnte er sich auf das Sofa legen und das Ganze beaufsichtigen.“

Er ist ein typischer Zeitgenosse, dieser Herr Thomas, ein typischer Apotheker ist er nicht. Er ist es ebensowenig wie der Apotheker in der im Jahre 1847 im Bündner Kalender in Zürich veröffentlichten, nur mit einem R. gezeichneten Erzählung „Die mißlungene Vergiftung“, die neuerdings Emil Ermattiger als von Gottfried Keller stammend in der Zeitschrift „Das Inselfchiff“ eine Auferstehung erleben ließ.

In der Tat spricht vieles für die Autorschaft des großen Schweizer Erzählers. Die bei aller Präzision des Ausdrucks doch behagliche Darstellung, die Genauigkeit des Details und vor allem die meisterhafte Schilderung

der Freßgier und der Wollust ihrer Befriedigung lassen die Identifizierung Ermattingers glaubhaft erscheinen. Und trotzdem, trotz so erlauchter Verfässherschaft ein Apotheker ohne wesentliche Apothekereigenschaften, ein Apotheker, der ebensogut ein Amtsrichter oder ein Dorfschmied hätte sein können?

Im Mittelpunkt der Erzählung steht als ihr eigentlicher Kern die bereits erwähnte Schilderung der Freßgier, die als vollendet anzusprechen ist. Was sich sonst noch in der Erzählung abspielt, ist lediglich als Auftakt zu diesem wunderbaren Symposion schwelgerischer Hingabe an einen als höchste Seligkeit empfundenen Genuß und als ironisch-bittere Schlupointe komponiert. So müssen, um die Gier des Burschen, der das seiner Obhut anvertraute Spanferkel in einer rauschartigen Verzüdung bis auf das Ringelschwänzchen auffrißt, hinreichend zu erklären, sein Brotherr und seine Frau geizig und mißgünstig sein.

Zwei große, weithalsige, wohlverschlossene gläserne Flaschen, in denen sich dem Augenscheine nach die appetitlichsten eingemachten Früchte befanden, hatten die Begierde des verfressenen und ewig hungrigen Burschen schon lange gereizt. Aber die Giftetiketten, die an den Flaschen prangten, hatten ihn stets zurückschrecken lassen. An dem verhängnisvollen Tage aber, an dem er, willenlos seiner Begierde preisgegeben, das Spanferkel, das am Spieße zu drehen er beauftragt war, aufgefressen hatte, griff er zu den Früchten, entschlossen, sich durch den Tod der drohenden Bestrafung zu entziehen.

„O köstliches Gift, schade, daß du tötest“, ruft er aus und sinkt ermattet auf den Herd nieder. Hier erwartet er gefaßt, ja mit einem gewissen wollüstigen Gruseln den Tod.

Aber statt des erhofften milden Todes kommt der nichts weniger als milde Apotheker, dessen Stoß den Lebensmüden sehr bald wieder völlig zum Bewußtsein bringt und der jammern den Verlust seiner Früchte beklagt:

„Oh, ich Tor! Ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetikette darauf klebte, und doch sind sie durch die gefräßige Bestie verzehrt worden.“

Das Entsetzen des Apothekers über das Mißlingen seiner listigen Schutzmaßnahme ist von erschütternder Komik.

Es ist schon angedeutet worden, daß wesentliche pharmazeutische Besonderheiten bei diesem Apotheker nicht zutage treten. Aber andererseits konnte die Erzählung ihrer ganzen Anlage nach doch nur in einer Apotheke spielen, konnte der Brotherr des gefräßigen Hans nur ein Apotheker sein. Er verdankt die Art seiner Verwendung als literarisches Objekt nicht einer Laune seines Schöpfers, nicht irgend einer auf ihn gegründeten Wirkungstendenz, sondern einer inneren Notwendigkeit der Dichtung. Liegt aber eine solche

vor, dann kann man, mögen auch im übrigen die dem Objekt als solchem charakteristischen Wesenszüge nur eine geringe Berücksichtigung gefunden haben, von einer Vergewaltigung nicht sprechen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist auch der Apotheker in Heinrich Manns „Untertan“ ein zwar nicht liebevoll behandeltes, aber doch im Rahmen der Dichtung angemessen verwendetes und wichtiges literarisches Objekt. Darüber hinaus aber beansprucht er insofern auch ein pharmazeutisches Interesse, als an seinem Beispiel gezeigt wird, in welcher Form und nach welcher Richtung die typischen Schwächen und Fehler des deutschen Gesellschaftslebens vor 1914 innerhalb des Apothekerstandes ihre Auswirkung fanden.

Heinrich Manns „Untertan“ ist ein viel zu kämpferisches, ein viel zu tendenziöses Buch, als daß es bisher eine rein ästhetische Würdigung hätte finden können. Wir stehen der Zeit, die es geißelt, noch zu nahe, um die zur ruhigen Wertung notwendige Distanz zu besitzen. So soll auch hier zu der Mannschen Tendenz als solcher keinerlei Stellung genommen werden. Es soll lediglich der Apotheker im „Untertan“ auf seine pharmazeutische Substanz hin untersucht, es soll geprüft werden, ob und inwieweit die Tatsache seines Berufs die Schwächen der Zeit, in der er lebte, an ihm in besonderer Weise hat in Erscheinung treten lassen.

Die Grundtendenz des Mannschen Buches ist die ironische Geißelung, die karikaturistische Übertreibung der gesellschaftlichen Kastelung und Rangstufung, die nach Mann in der Zeit vor 1914 in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht hatte und die seltsamsten Blüten trieb. Man kann der wohlzubegründenden Ansicht sein, daß auch dieser Zeit mancherlei Vorzüge eigen waren, daß eine Arbeitsfreudigkeit und ein geschäftlicher Wagemut in ihr zur Entfaltung gelangten, die ihresgleichen suchen, aber man wird dem Autor darin zustimmen müssen, daß nicht der Wert der Einzelpersonlichkeit als solcher oder ihre Bedeutung für die Allgemeinheit in dieser Zeit maßgeblich für die Rangordnung innerhalb der deutschen Menschheit waren, sondern daß die Zugehörigkeit zu irgendeiner Clique oder Koterie, zu einem bestimmten Gesellschaftskörper, ja sogar das betonte Bekenntnis zu den Anschauungen und Ehrbegriffen der akademischen oder der Offizierschicht eine entscheidende Rolle spielten.

Diese Feststellung läßt ohne weiteres erkennen, in welcher Weise der Apotheker, sofern auch er von diesem Geist der Zeit ergriffen war, ihn bezeugen und zum Ausdruck bringen mußte. Halb Wissenschaftler, halb Kaufmann, Akademiker und doch durch die Barrikade des von der Offiziers- und Beamtenlaste peinlich empfundenen Kadentischen von der Selbstverständlichkeit der gesellschaftlichen Zugehörigkeit ein wenig abgedrängt, lag

für ihn die Versuchung äußerst nahe, durch übereifrige Verfechtung des gesellschaftlichen Komments die in der Ausübung seines Berufs liegenden Widerstände tunlichst vergessen zu machen. Sie war besonders stark für den angestellten Apotheker, der das Schwergewicht des Besitzes nicht zu seinen Gunsten in die gesellschaftliche Waagschale werfen konnte.

Statt daß aber die angemäßte oder angestrebte Gesellschaftlichkeit ihm einen gleichviel wie gearteten Vorteil brachte, waren seine Aspirationen nur dazu angetan, ihn lächerlich zu machen, nicht ihn seinem Ziele irgendwie näherzubringen. So gewinnt das Problem der Gesellschaftlichkeit beim Apotheker des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts eine tragikomische Note. Die Gefahr lag nahe, daß er sich vollständig in seinen Verfliegenheiten verlor, daß er — sich nicht mehr zurückfindend in die Notwendigkeiten eines Erwerbsberufes — nicht nur eine lächerliche, sondern zugleich eine traurige Figur wurde. Der Apotheker Hornung, den Heinrich Mann im „Untertan“ auftreten läßt, ist ein solches Opfer seiner Lebensanschauung. Er ist bereits aus fünf Apotheken entlassen worden, weil er behauptete, „nur für die Rezeptur da zu sein“, den „krämerhaften“ Handverkauf tunlichst vermied und sich standhaft weigerte, Schwämme und Zahnbürsten zu verkaufen.

„Der Dntel dort oben“ — er warf den Kopf zurück und zeigte mit dem Kinn nach der Decke, hinter der wohl sein Prinzipal hauste — „der kann feilbieten, was ihm beliebt. Ich fühle mich dadurch nicht berührt. Ich habe nicht sechs Semester studiert und einer hochfeinen Korporation angehört, damit ich mich jetzt hier hinstelle und Zahnbürsten verkaufe.“

Natürlich wird dem unglücklichen Apotheker auch diese sechste Stelle gekündigt, und da er eine ihm angetragene Assoziierung mit einem Drogisten ablehnt — er „protestierte gegen diesen demokratischen Mangel an Distanz“ —, so steht die Prognose für die Zukunft dieses Unentwegten wenig günstig.

Das Charakteristische dieser tragikomischen Sucht nach Eingliederung in einen ganz bestimmten kastenartig geschlossenen Gesellschaftskreis beruht darauf, daß sie sich ohne weiteres als eine Übersteigerung jenes berechtigten Geltungstriebes erkennen läßt, der in dem Kapitel „Apotheker und Apotheke“ als das fachlich wohlbegründete und innerlich berechnigte Streben nach Anerkennung dessen definiert wurde, was die Pharmazie, was ihre Vertreter wirklich „sind“.

Es ist bei der Besprechung des Globusapothekers bereits darauf hingewiesen worden, daß aus der Enge der Dffizin, aus der Gebundenheit des berufstätigen Apothekers an den Ort seiner Arbeit nicht selten eine lebhaftere Sehnsucht nach Weite und Freiheit erwächst. Diese Sehnsucht findet

ihren Ausdruck häufig in starker innerer Unruhe, in einer regen Betriebsamkeit, die den Apotheker zum emsigen Mitglied, wenn nicht gar zum Führer in allen möglichen örtlichen Bewegungen und Vereinen macht.

Eine kurze, aber hübsch und anschaulich geschriebene Skizze, „Der Fremdenverkehr, ein Stilleben aus dem Elsaß“ von Nikolaus Bruck, läßt einen wirklich und im guten Sinne typischen Apotheker kennen lernen. Es ist fein beobachtet und geschildert, wie die eigentümliche Mischung von Heimatliebe und innerer Unruhe, die so vielen Jüngern der Pharmazie anhaftet, den Apotheker Merian zum Förderer alles „Fortschritts“ werden läßt, zum Mittler zwischen der engen Welt seines Wohnorts und der weiten Welt da draußen. Die leise Komik, die ihn und seine Bemühungen umwittert, entstammt nicht der Jeweiligkeit einer mehr oder minder konstruierten Situation, sondern dem Gegensatz zwischen der Größe seines Willens und dem geringen Umfang seiner Möglichkeiten.

Bruck beschreibt lustig, wie die vielfachen Bemühungen des Apothekers, den Fremdenverkehrsstrom in sein Heimatstädtchen zu lenken, daran scheitern, daß der Hausknecht des Gasthauses „Zum Rappen“ die ersten Nachtquartier suchenden Fremden, maßgebliche Persönlichkeiten auf touristischem Vereinsgebiete, irrtümlicherweise für randalierende Pharmaziestudenten hält und die von ihm vor dem Schlafengehen aus Grundsatz und aus physiologischer Nötigung allabendlich frisch gefüllte „Schale des Jornes“ über sie ausleert.

Es ist nicht nur diese innere Unruhe, es ist wohl auch zum Teil die auf gründliche Prüfung und Forschung gerichtete wissenschaftliche Schulung des Apothekers, die ihn allem Neuen zwar skeptisch, aber doch gespannt nachgehen läßt. In der Novelle „Das Haus des Bischofs“ von Friedrich Treksa ist dieser unleugbare Vorzug des typischen Apothekers, die Tatsache, daß er fast immer cupidus novarum rerum ist, zu einer ein wenig komischen Schwäche geworden.

Die spukhafte Erzählung spielt um das Jahr 1849 in der alten Reichsstadt Weil in Schwaben, und in ihrem Mittelpunkt steht die unheimliche Gestalt eines zugewanderten Priesters, von dem sich „die Leute heimlich zuraunen, daß er mehr könne, als Brot essen“. Eine genaue Inhaltsangabe der mysteriösen Geschichte, die darin gipfelt, daß ein Jüngling jeden Abend mit einem von Nacht zu Nacht mehr geliebten Mädchen und ihrem Vater zusammentrifft, um dann erkennen zu müssen, daß ihn ein grausamer Spuk genarrt hat, die Geliebte und ihr angeblicher Vater längst gestorben sind, und lediglich ihre Bilder in dem Raume, in dem er ihnen begegnete, von der Wand grüßen, dürfte sich erübrigen. Genug, daß die Neugier der Bürger



den unheimlichen Pfarrer und sein Haus umkreist und daß der Neugierigste von allen der Apotheker des Städtchens ist.

Ein ähnlicher Drang zur Aufdeckung alles Verborgenen, zur Klärung dunkler und geheimnisvoller Geschehnisse erfüllt auch den Apothekenassistenten, den C. v. Dornau in der hübschen Kleinstadtgeschichte „Ich weiß warum“ schildert. Ja, hier hat die Wiß- und Neubegierde sogar noch eine Steigerung erhalten, die in der übertriebenen Vorstellung des Provisors von seinen Geistesgaben, seinem Wiß und seinem Scharffinn begründet ist. Er fühlt sich zum Detektiv geboren, und sein Eifer läßt ihn seine Dienste auch da anbieten, wo sie offensichtlich nicht erwünscht sind. So erntet er als Lohn für seine unerbetene und nur unwillig geduldete Betätigung lediglich Spott und ironische Ablehnung.

Die Handlung rankt sich um ein hübsch erfundenes Motiv. Ein alter Sonderling, der seine Herzensgüte hinter Sarkasmus und vermeintlichem Geiz versteckt, hat eines Nachts einen obdachlosen, jungen Studenten bei sich aufgenommen, bewirtet und mit Reisegeld versehen. Nur die Flöte des jungen Burschen hat er, früher selbst ein leidenschaftlicher Flötenspieler, für eine Weile zurückbehalten wollen. Der Student aber, in der Annahme, der Geizkraken behielte die Flöte als Pfand für Reisegeld und Nachtquartier, klebt dem Alten, als er ihn am Morgen verläßt, ein Spottgedicht an die Haustür, das ihn zum Gelächter des ganzen Städtchens macht. Und nun kommt der Alte nach kurzem Ärger auf eine glänzende Idee. Er rächt sich an den Lachern, indem er ihnen allen Spottgedichte gleicher Form und sie und ihre Schwächen ins Innerste treffenden Inhalts an ihre Türen heftet, die sie zur Nachdenklichkeit und zur Einkehr veranlassen. „Ich weiß warum“ ist die stets wiederkehrende Endbemerkung dieser poetischen Kennzeichnungen. Das ganze Städtchen gerät in Unruhe, bis der Alte den lustigen Sport eines Tages aufgibt. Kein Mensch kommt darauf, daß der alte Medelmann, der als erster dem Unfug zum Opfer fiel, der Täter sein könnte.

In dieser kleinen Geschichte finden wir zwei Apotheker, den schon erwähnten Assistenten und seinen Brotherrn. Beide, Chef und Mitarbeiter, betätigen sich mit gleichem Eifer auf demselben verlockenden und doch so gefährvollen Gebiete, dem der Liebe. Herr Streichlein, der Besitzer der Elefantenapotheke, ein alter Junggeselle, hat ein bestimmtes Ziel seiner galanten Bemühung. Herr Krause, der Mitarbeiter, liebt, wie es in dem ihm gewidmeten Spottvers heißt, „bald hier, bald dort“. Seine unglückliche Detektivleidenschaft ist bereits geschildert worden. Im übrigen repräsentiert Herr Krause mit seiner Mischung von Dummdreistigkeit, Vornehmtuerei,

Geschwägigkeit und einer gewissen Pfiffigkeit den Typ des kleinstädtischen, von sich und seiner Unwiderstehlichkeit durchdrungenen Herzensjägers, den v. Dornau schildern will, vortrefflich.

Der „Apothekenprovisor“ als Gesellschaftslöwe der Kleinstadt ist fast zur stehenden Figur einer bestimmten Gattung humoristischer Erzählungen geworden. Besonders in Dichtungen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts begegnen wir ihm immer wieder. Selten daß ihn einmal, wie es in der v. Dornauschen Erzählung immerhin bis zu einem gewissen Grade geschieht, ein Hauch echter Apothekersonderheit umzittert. Fast immer ist er der zufällige Vertreter des komischen Elements, dessen Lächerlichkeit mit seinem Beruf in keiner oder doch nur in einer künstlich konstruierten Beziehung steht, und der ebensogut Landwirtschaftsleve, Referendar oder Steueradjunkt sein könnte.

Lohnt sich da ernsthafte Widerlegung, wenn Ludwig Thoma in seinen lustigen Geschichten zweimal, in „Kabale und Liebe“ und „Die Indianerin“ den „Apothekenprovisor“ die Rolle des halbseidenen Kleinstadt-Don-Juans spielen läßt, dessen Liebesbemühungen in beiden Fällen ein komisches Fiasco erleiden? In diesen lustigen Geschichten ist alles bewußte Karikatur. Warum also nicht auch der Apotheker?

Absicht zur Karikatur liegt auch dem reizenden Gedicht „Der Apotheker als Nebenbuhler“ zugrunde, das D. F. Gruppe am Anfang des 19. Jahrhunderts verfaßt und Carl Loewe, der berühmte Balladenkomponist, entzückend vertont hat:

„'s ist wahr, mit blanken Scheiben  
Ist Apothekers Haus.  
Und immer Leut' und Treiben  
Sieht man da ein und aus.  
Drum schaut schön Mädchen lieber  
Den Apotheker an.  
Doch mir geht's Herz wohl über,  
Riech ich den Salbenmann.

's ist wahr, in seinen Schränken,  
In seinen Büchsen fein  
Hat er wohl viel zu schenken  
An hübsche Mägdelein.  
Ach, wenn ich auch bei Mädchen  
Allein nur einmal bin,  
Riech ich in ihren Döschen  
Den Apotheker drin.

Wo er im Freien schweifet,  
 Verpestet er die Luft,  
 Und wo mir nahe streifet,  
 Sein Kock mit strengem Duft.  
 Wenn ich in ihrer Nähe  
 Mit tausendfält'gem Stank  
 Den Willendreher sehe,  
 Dann wird das Herz mir krank.

Ja läg' ich zum Verscheiden,  
 Doch machte mich gesund  
 Sein Trank von allem Leiden,  
 Nähm' ihn nicht an den Mund.  
 Und, Kötschen, willst ihn küssen,  
 Kötschen! den Salbenmann!  
 O geh' in dein Gewissen  
 Und nimm mich lieber an."

Es ist äußerst charakteristisch, wie bei aller Absicht der Verhöhnung und Lächerlichmachung des verhaßten Nebenbuhlers doch ein respektvoller Unterton die gereizte Deklamation des eifersüchtigen Liebhabers durchklingt, wie er, wenn auch unwillig und widerstrebend, alle die sozialen und sonstigen Vorzüge anerkennt, die den Apotheker zum besonders beliebten Brautwerber machen.

Auch in der Skizze „Der Gehpelz des Provisors Hemmelchen“ von Karl Lütge spielt das Liebeserlebnis eines Apothekers eine Rolle. Auch in ihm waltet eine heitere, den „Apothekenprovisor“ und sein Schicksal mit lächelndem Spott umspielende Laune. Aber der Spott ist liebenswürdig und vor allem: Dieser Provisor ist nach Maßgabe der ihm durch seinen Schöpfer beigelegten Eigenschaften ein echter, ein legitimer Sohn seiner Zunft.

Ein geschenkter, später gestohlener und schließlich wiedererlangter Gehpelz bildet den tragikomischen Mittelpunkt des Schicksals Hemmelchens. Er erhält ihn von seinem Brotherrn und späteren Schwiegervater, das sich an dieses Geschenk anknüpfende Gerede über zartere Beziehungen zwischen ihm und der Tochter seines Chefs gibt den unmittelbaren Anlaß zu seiner Verlobung, und der Verdacht des von dem Diebstahl des Pelzes nicht unterrichteten Schwiegervaters, der Provisor hätte das kostbare Kleidungsstück versetzt, führt zur brüskten Lösung des kaum geschlossenen Bündnisses. Bis sich schließlich alles klärt und Hemmelchen doch seine Lisa kriegt.

Charakteristisch für Hemmelchen, einen „netten jungen Mann, sehr schlank, nicht zu blond, sorgfältig geseheitelt und verbindlich und unaufdringlich im

Wesen", sind neben seiner liebenswürdigen Bescheidenheit seine selbstverständliche Ritterlichkeit und seine literarische Begabung.

Er bemerkt, daß der kostbare Pelz am Leibe des armen Provisors die Leute von Beziehungen zwischen ihm und Lisa munkeln läßt.

„Von da ab genierte er sich, mit dem Pelz durch die Straßen zu steigen . . . und da wanderte der Pelz in den Schrank und die Stadt sah den alten bescheidenen Provisor wieder im dünnen Mantel flappernd und blaugefroren durch die Straßen schreiten.“

Seine literarische Begabung aber zeigt sich, als ihn der fälschliche Verdacht seines Schwiegervaters an den Rand der Verzweiflung bringt. Da verfaßt er einen „Sachverhalt in Sachen Gehpelz“, der durch Vermittelung des mit ihm bei der gleichen Wirtin wohnenden Redakteurs der größten Zeitung des Ortes am nächsten Tage als „amüsanter zu lesendes Feuilleton“ erscheint und die staunende Bevölkerung, vor allem aber den Schwiegervater Hemmelchens, über das wahre Schicksal des ominösen Pelzes unterrichtet.

Wie in dem „Gehpelz des Provisors Hemmelchen“, so ist auch in dem Roman von Fritz v. Briesen „Herrn Wikings Meerfahrt“ ein Apotheker Titelträger und Hauptperson zugleich. Um ihn und seine Erlebnisse dreht sich die ganze Erzählung, und er ist nicht nur der Held des Romans, er ist auch — wenigstens nach der Ansicht seines Autors — ein Held an sich. Nur daß dieses Heldentum ebenso eng und äußerlich wie innerlich begrenzt ist wie das Gesamtmilieu, das Herr v. Briesen schildert. Es atmet die saturierte Behaglichkeit eines wohlbegüterten Bürgertums, das es sich reichlich wohl sein läßt, und Probleme irgendwelcher Art schon deshalb nicht wälzt, weil es sie überhaupt nicht sieht.

Der Apotheker heißt Wiking, Waldemar Wiking, und seine Heldentaten liegen — der bedeutungsvolle Name ist ihm nicht ohne Grund verliehen worden — auf der wogenden See, die er, der des Segelns nur theoretisch kundige, mit kühner Verwegenheit in wildem Sturme meistert und bezwingt. Ein Glücksfind, das er nun einmal ist, findet er schließlich am Ende des Romans auch die Frau, die zu ihm gehört: „Helga mit den sanften Edelzügen, mit den Himmelsaugen und dem Zauber deutscher Fraulichkeit.“ Der Verfasser des Romans gibt seinem Helden folgenden Steckbrief mit auf den Weg:

„Ein so verwöhnter Liebling des Schicksals Wiking auch war, er hatte nichts Progenz- oder aber Philisterhaftes an sich. Vom gesellschaftlichen Dünkel wie von spießiger Engherzigkeit war er gleich weit entfernt.“

Im übrigen haben die Erlebnisse Wikings mit seinem Apothekertum nichts zu tun. Ein einziges Mal taucht ein scherzhaftes Mißverständnis auf, das

mit seinem Berufe zusammenhängt. Sein Bootsmann Jan, den seine nautische Unsicherheit nicht merken zu lassen Wikings heißestes Bemühen ist, grüßt ihn nach einer von ihm selbständig unternommenen Fahrt, die nicht allzu glimpflich ablief, die er aber seiner Umgebung im heroischen Lichte erscheinen lassen möchte, besonders höflich, und stolzgeschwellt sieht Wiking in dieser Höflichkeit eine Anerkennung seiner Seetüchtigkeit. In Wirklichkeit hat er sich die Achtung seines Bootsmanns durch die von ihm erfundenen Abführpillen erworben, deren ausgezeichnete Wirkung die Braut Jans diesem brieflich geschildert hat. Von den wenigen Bemerkungen, die Herr v. Vriesen dem Berufe seines Helden widmet, bedarf — leider — die eine einer Berichtigung. „Apothek ist“, schreibt der Verfasser des Romans, „ein griechisches Wort und heißt zu deutsch Goldgrube“. So gern man sich auch mit dieser immerhin etwas freien Übersetzung einverstanden erklären möchte, so steht sie doch bedauerlicherweise zu dem derzeitigen Tatbestande so sehr in Gegensatz, daß sie nicht unwidersprochen bleiben kann.

Einen pharmazeutischen „Erfinder“ von eigentümlicher Struktur zeichnen Rudolf Presber und Leo Walter Stein in ihrem Lustspiel „Kreuzfeuer“. Herr Dr. Hugo Hoppe hat sich, wie er selbst sagt, „aus der Löwenapothek in Salzwedel mühsam bis zu einer Villa an der Ostsee heraufgekramelt“. Dennoch steht er zu seinem ehemaligen Berufe immer noch in engster Beziehung. Ja, das „Heraufkrameln“ ist ihm, wie es zunächst den Anschein hat, nur durch diese Beziehung möglich geworden. Er fabriziert ein Hustenmittel „Antitussin“, dessen Vertrieb ihm ein behagliches Leben ermöglicht. Besonders groß ist sein Absatz nach dem amerikanischen Kontinent, wo seine beiden Söhne, der eine in Nord-, der andere in Südamerika, neben ihren ausgedehnten eigenen Geschäften mit anscheinend bestem Erfolge auch noch die Erzeugnisse ihres Vaters vertreiben.

In Deutschland freilich wollen sich die Hoppeschen Pastillen nicht recht einführen. Gleich zu Beginn des Stückes erhält Herr Dr. Hoppe ein Schreiben der Einhorn-Apothek aus Peterswaldau, in dem ihm die letzte Sendung seines Antitussin mit der Bemerkung zur Verfügung gestellt wird, daß es „zwar die katarrhalischen Erscheinungen nicht behebt, dafür aber die Verdauung in höchst unerwünschter Weise beschleunigt“.

Schließlich stellt sich heraus, daß auch die amerikanischen Bestellungen nur eine fromme Täuschung der Söhne des Fabrikanten sind, die ihm seine Lieferungen prompt und hoch honorieren, ohne sie je zu verkaufen.

„Sag mal, Willi, was machst du eigentlich wirklich mit dem Zeug?“ fragt Fritz Hoppe seinen Bruder. „Ich dediziere es schon seit Jahren der Heilsarmee. Was die damit macht, weiß ich nicht.“ „Und ich“, erwidert der

andere, „beglücke damit einen alten Mediziner der Yekuanahindianer, der sich damit bei seinen hartleibigen Häuptlingen beliebt macht.“

Schließlich erfindet der rührige Apotheker noch ein neues Mittel, dem er den Namen „Brevisomnium“ gibt. Es soll eine wesentliche Abkürzung des Schlafs unter Gewährleistung völliger körperlicher und geistiger Erholung gestatten. Der erste Versuch, den der Erfinder seinen Söhnen vorführt, endet damit, daß sich das angeblich schlafverkürzende Präparat als äußerst wirksames Schlafmittel erweist. Die erfinderischen Fähigkeiten dieses Apothekers sind demnach nicht allzu bedeutend. Um so liebenswürdiger sind seine menschlichen Eigenschaften. Er ist ein herzenguter Ehemann und ein ritterlicher Schwiegervater, und seine kleinbürgerlichen Ängste und Besorgnisse lassen ihn nicht lächerlich, sondern nur ein wenig rührend wirken.

Auf den eigentlichen Gang der Handlung ist der Apotheker Dr. Hoppe ohne Einfluß. Der wird zwischen seinen Söhnen und seinen Schwiegertöchtern abgewandelt, die sich zu seinem 60. Geburtstag in seinem Hause treffen. Erst hier lernen sich die Schwäger und Schwägerinnen kennen und müssen feststellen, daß sie übers Kreuz — daher der Name „Kreuzfeuer“ — viel besser zueinander passen als in der derzeitigen Konfiguration ihrer Ehen. Und so beschließen sie denn, sich zunächst einmal scheiden zu lassen, um sich sofort — aber in anderer Zusammenstellung — wieder zu verheiraten. „Weil wir uns wollen vertauschen“, sagt die Amerikanerin Mabel am Schluß des amüsanten Lustspiels.

Mit einer ganz kurzen Erwähnung kann „Das Heiratsjahr“ von Fedor v. Zobeltig abgetan werden. In ihm tritt ein Apotheker als Gast eines adligen Hauses auf, der diese Ehre lediglich dem Umstand verdankt, daß seine Gattin einem verarmten Adelsgeschlecht entstammt. Er selbst öffnet seinen Mund weder zum Guten noch zum Bösen und lächelt nur, wenn man Witze über seine beiden immer fetter werdenden Meerschweinchen macht, mit denen er angeblich bakteriologische Versuche anstellt.

Auch das bürgerliche Lustspiel „Der natürliche Vater“ von Herbert Eulenberg, und der Schwank „Börsenfieber“ von Max Reimann und Otto Schwarz können bei aller Verschiedenheit ihrer sonstigen Wertung an dieser Stelle summarisch behandelt werden. Das Eulenberg'sche Lustspiel ist fraglos nicht ohne literarische Bedeutung, während die Reimann-Schwarz'sche Posse eine solche weder anstrebt noch besitzt. Aber die Apotheker, die in ihnen vorkommen, sind pharmazeutisch gleich unwesentlich. Daran ändert die Tatsache nichts, daß Eulenberg's Absicht unstreitig dahin ging, diesen Apotheker zu einem zwar barocken aber doch wesensechten Jünger der Apothekerkunst werden zu lassen. Weder die Komik des

pessimistischen Dümmlings Düsterich in dem Eulenberg'schen Lustspiel, noch die des in Effekten spekulierenden Apothekers Emmerling im „Börsenfieber“ wachsen aus irgendwelchen beruflich bedingten oder vertieften Eigentümlichkeiten heraus. Die erstere hat ihren Grund in dem Wunsche des Dichters nach einer Figur mit mystisch-komischem Einschlag, die er in einem Apotheker am besten verkörpern zu können glaubte, die zweite ist billigste Situationskomik.

Im allgemeinen ist es charakteristisch für das geschärfte literarische Feingefühl unserer Zeit, daß die läppische und läppische Verpottung des Apothekers in der Dichtung nachzulassen und einer ernstern und, wenn er als humoristische Figur auftaucht, liebevollern Behandlung Platz zu machen beginnt.

### Der Apotheker als Dilettant.

**U**nter einem Dilettanten versteht man gemeinhin einen Menschen, der eine Kunst oder eine Wissenschaft lediglich zu seinem Vergnügen betreibt, ohne daß sie ihm zum Lebensinhalt oder zum Gegenstand eines erschöpfenden Studiums wird. Und doch trifft diese Deutung ausschließlich für jenen Teil der in den schönen Künsten Dilettierenden zu, denen diese Beschäftigung tatsächlich nur die Befriedigung einer ästhetischen Neigung, die gefällige Verwertung eines liebenswürdigen Formtalents, vielleicht sogar nichts weiter als das zufällige Reiten gerade dieses Steckenpferdes bedeutet.

Daneben aber gibt es eine breite Schicht von Menschen, deren Innenleben sie zu künstlerischer Entladung drängt, ohne daß ihnen ein Gott die Gabe verliehen hätte, zu sagen, was sie leiden. Diese Menschen sind „Dilettanten“ nicht wegen des Spielerischen ihrer Bemühung, sondern wegen der Unvollkommenheit ihrer künstlerischen Leistung. Sie wären tragische Figuren, wenn sie nicht in den meisten Fällen ihren eigenen Erzeugnissen ziemlich kritiklos gegenüberstehen würden. So wirken sie mit geringen Ausnahmen nicht tragisch, sondern nur mehr oder minder komisch und — wie jeder, der seine Kraft und seinen Glauben aus einer falschen Vorstellung über den Umfang und die Grenzen seines Könnens schöpft — ein wenig rührend.

Es ist schon gesagt worden, daß die Enge und die Gebundenheit, die bei der großen Mehrzahl aller Apotheker mit der praktischen Ausübung der Pharmazie untrennbar verbunden sind, häufig genug eine Sehnsucht nach Freiheit und Weite, eine innere Unruhe geboren werden lassen, die sich je nach Anlage, Temperament und Möglichkeiten verschieden äußern. Es ist selbstverständlich, daß diese Sehnsucht und Unruhe in der Beschäftigung mit

den schönen Künsten, vor allem in der dichterischen Betätigung, sich am ehesten erfüllen und befriedigen können. So erklärt sich die große Fülle von Dilettanten, die gerade der Apothekerstand zu allen Zeiten aufzuweisen hatte. Sie alle suchten und fanden in der Ausübung einer Kunst, insbesondere der Dichtkunst, die Möglichkeit einer Flucht vor der vielfach drückenden Kleinlichkeit ihres Betriebes und ihrer Umwelt, die innerhalb des Berufes nur großen Einzelpersönlichkeiten gegebene Gelegenheit zu schöpferischer Betätigung.

Die literarische Behandlung, die gerade der dilettierende Apotheker in der Dichtung erfährt, zeigt den Gegensatz zwischen der unbekümmerten und durch keinerlei psychologische Bedenken belasteten Zustandsschilderung aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und der scharf psychologischen, ja psychoanalytischen Einstellung der erzählenden Literatur der Gegenwart mit außerordentlicher Deutlichkeit. In den Schöpfungen der mit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts abgeschlossenen Literatur-epoche überwog gemeinhin die Rücksicht auf das Stimmungsmoment. So mußten die Farben mit möglichst breitem Pinsel aufgetragen, die Kontraste kräftig gegeneinander abgesetzt werden. Der Held und die Heldin waren nichts als edel, die Widersacher beider dunkelste Schurken, und die Nebenfiguren von nicht zu übertreffender Biedermännerei und -meierei oder von vollendeter Komik. Als Vertreter der Komik aber wählte man — ein Anlaß, dieses Kapitel unmittelbar auf das dem „komischen“ Apotheker gewidmete folgen zu lassen —, nicht eben selten einen in den schönen Künsten dilettierenden Jünger der Pharmazie.

Es ist sehr bemerkenswert, daß sich in dieser Hinsicht die Schöpfungen zweier, im übrigen im literarischen Rang so wesentlich verschiedener Autoren wie Paul v. Schönthan und Paul Heyse in nichts unterscheiden. Ja die Ähnlichkeit erstreckt sich sogar auf das Milieu, in dem die beiden hier zu behandelnden Romane, die „Prinzessin Turandot“ von Schönthan und „Über allen Gipfeln“ von Heyse spielen. Es ist das Milieu der kleinen deutschen Residenz, in dem die Phantasie des braven Bürgers in den Jahren um 1880 herum alles fand, was sein Herz zu erheben vermochte: die Romantik des Aneinanderpralls und des Ausgleichs zwischen Adel und Bürgertum, höfischen Glanz und fürstliche Autorität.

In beiden Werken wird die notwendige Komik durch einen verseschmiedenden Apotheker vertreten. In der „Prinzessin Turandot“ ist es Herr César, der Provisor aus der Hofapotheke zu Vibrißhausen, bei dessen Gedichten an seine Geliebte die Anfangs- und Endbuchstaben stets die Namen „Rosa, Rose, Röschen, Rosalinde oder Rosamunde“ ergeben, in dem Heyseschen Roman ist es Herr Apotheker Theobald Stieglitz, der gespreizten Schrittes



durch die mitteldeutsche Residenzstadt Blendheim stelzt, und den das Bewußtsein seiner poetischen Begnadung zu lächerlichen Überheblichkeiten anreizt. Herr Stieglitz dichtet Prologe, die er „mit tonloser Grabesstimme“ selbst vorträgt und veröffentlicht seine Blauäuglein-Lyrik unter dem Pseudonym „Bruno von der Aue“ in der Sonntagsbeilage zum Blendheimer Tageblatt. Aber dieser lächerliche Dichterling hat doch auch eine sympathische Seite, die für ihn einnimmt. Er ist trotz aller Verstiegenheiten eines klaren und starken Gefühls fähig, und in den Liedern an das Mädchen seines Herzens finden sich so echte und herzliche Töne, daß sie trotz der Unbeholfenheit im Ausdruck und des Ungeschicks in allem Technischen selbst einen so gestrengen Kritiker wie den Helden des Romans, den Legationsrat von Friesen, zu eifriger Lektüre veranlassen.

Eine kritische Wertung beider Erzählungen dürfte kaum angängig sein. Die Welt, in der sie spielen, lebt nur noch als Kuriosität im Gedächtnis der älteren Generation, und es wäre ungerecht, wollte man sie und ihre Probleme an den Maßstäben der Gegenwart messen. Interessant ist nur vom zeitgeschichtlichen Standpunkt aus die sich bei der Lektüre aufzwingende Erkenntnis des außerordentlichen Tempos, mit dem die Entwicklung der letzten Jahrzehnte vor sich gegangen ist.

Wie ganz anders ist die Schilderung, die der Schriftstellernde Apotheker Josef Unglenk in dem Roman „Barbara Iselin“ von Franz Schneller erfährt. Diese Schilderung ist bitter und scharf, aber sie nimmt den Gefennzeichneten ernst, und sie erweist sich dadurch, daß sie seine in ihr wiedergegebene Sonderart psychologisch begründet, als ein Produkt ihrer Zeit. Da der Verfasser eine Zeitlang dem Apothekerberuf als Praktikant angehört hat, und die in der „Barbara Iselin“ enthaltene Schilderung einer schwäbischen Dorfapothek und ihres Inhabers die Wiedergabe eigener Erfahrungen ist, so dürfte eine ausführliche Skizzierung des Romans im Rahmen dieser Ausführungen von Interesse sein.

Ein in breiter Wohlhabenheit erzogener, im Herrenbewußtsein aufgewachsener und an sofortige Erfüllung jedes Wunsches gewöhnter Junge erlebt den plötzlichen Umschwung der Vermögensverhältnisse seiner Eltern und soll sich völlig unvermittelt in einen erwerbenden, Höflichkeit und Entgegenkommen, vor allem aber strengste Pflichterfüllung fordernden Beruf, in den des Apothekers, einfügen. Was Wunder, daß er diesen Beruf als Gefängnis, seinen Lehrherrn aber als Kerkermeister empfindet.

„Eingeengt in die feierlich hochmütige Absonderheit einer Berufskaste wurde Bodo klar, daß dies kein Arkadien sei, und er geriet langsam in die Gereiztheit eines farbentollen Stieres.“

In einem an seine Mutter gerichteten Briefe schreibt der Jüngling unter anderem folgendes:

„Glaube mir, vor diesen Wänden mit Salbentöpfen wird alles Schöne zur Lächerlichkeit, und die kleinen Gewichte verhindern jeden visionären Ausklang der Seele . . . Nun bin ich hier in dieser läppischen Stellung, zu der ich nicht im mindesten tauge . . .“

Es ist klar, daß unter diesen Umständen das Verhältnis zwischen dem Praktikanten Bodo Iselin und Josef Unglent, dem Besitzer der Apotheke, kein besonders gutes war. Unglent betrachtete seinen merkwürdigen Eleven mit nicht unberechtigtem Mißtrauen, und dieser wiederum weihete seinem Lehrherrn einen Haß, in dem sich Widerwillen und Geringschätzung die Wage hielten. So geißelt er die von Josef Unglent geteilte Vorliebe vieler jenseits des Weltgetriebes lebender Akademiker für eine mit lateinischen Wendungen und Zitaten durchwirkte Rede mit einer nur durch diesen Haß erklärlichen Schärfe.

„Ein Abend der Woche blieb Unglents Muse reserviert. Als Schriftleiter des Oberländischen Boten schilderte er die Freuden des geselligen Lebens. Es war die Muse des Akademikers, die ihm ins Ohr flüsterte, und die es liebte, mit Einstreuseln blumiger Ausdrücke und fremdsprachlichen Wendungen seine Rede zu zieren. Sie duldet es nicht, daß er sich mit der Einfachheit eines Stallschweizers ausdrückte. Die Leser sollten es merken, wen sie vor sich hätten. Und so war denn „Zeus pluvius einem Feste hold“, statt daß er sich damit begnügte, von schönem Wetter zu schreiben, und ein „Dculi, da kommen sie“, schmückte den Kopf der Liste der bei irgendwelchen Anlässen zugereisten Gäste.“

Der Wunsch, in jedem Falle etwas über die von Bodo Iselin über ihn, sein Geschäft und sein Haus gefaßte Meinung zu erfahren, verleitet den Apotheker Unglent dazu, einen Brief von Bodos Mutter zu unterschlagen und zu öffnen. Der Vorfall wird entdeckt und der letzte Rest der lehrherrlichen Autorität ist verloren. Kurze Zeit darauf hatte Bodos Apothekeraufbahn ein Ende gefunden.

In der Handlung des Romans spielt diese pharmazeutische Episode kaum eine Rolle. In ihrem Mittelpunkt steht eine Frau von so ungeheurer Lebenskraft, daß Menschen und Dinge ihr willfährig sein müssen, ob sie wollen oder nicht. Die Kraft ihres Temperaments, die Beweglichkeit ihres Geistes, aber auch die ererbte bäuerliche Zähigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Ziels lassen das Landmädchen Barbara den Weg des Aufstiegs in die Schicht des wohlhabenden Bürgertums finden, lassen sie die Wallungen ihres Blutes mit jener Souveränität er- und ausleben, die nur großangelegten Frauen möglich und vom Schicksal ungestraft zugebilligt wird. In der Schilderung dieser Frau, ihres Aufstiegs und ihrer Stellung zu ihrem Mann

und ihren Kindern liegt der Reiz und die Stärke des Buches. Alles, was nicht unmittelbar im Strahl dieser Zentralsonne steht, erscheint blaß und wenig belangvoll.

Diesem Dilettanten aus Liebhaberei und Repräsentationsgelüsten stellt Kurt Kühler in einer „Der Apotheker“ betitelten Skizze einen Pharmazeuten gegenüber, den einst, in Jugendtagen, Sehnsucht und Unrast des Blutes hatten zum Dichter werden lassen, und der dann aus Scheu vor der Selbstentblößung seiner einsamen Seele auch dieses Ventil verschloß. Dieser Apotheker ist einer jener feinen, zurückhaltenden Menschen, denen letzte Scham den Mund verschließt und die Lat verwehrt und deren Wert und Bedeutung nur ein glücklicher Zufall gelegentlich einmal offenbart.

Eine Künstlergesellschaft schneit in das kleine Städtchen und der alte Apotheker, dessen schneeweißes Haar „ein wundervoll umfriedetes, schmales, blaßes Gesicht“ umrahmt, läßt nach beendeter Vorstellung die Künstler zu fröhlicher Nachfeier in sein einsames Junggesellenheim. Zufällig greift die Schauspielerin nach einem beschriebenen Blatte, das auf einem Bücherstische liegt. — Es sind Verse. —

Verwirrt gesteht der alte Apotheker, daß es die feinen sind, zeigt unter dem Zwang der Stimmung der Künstlerin auf Verlangen weitere, die alle vor mehr als dreißig Jahren geschrieben wurden. Und diese Verse atmen die Qual seiner Einsamkeit, seiner Sehnsucht nach Erlösung.

Die Schauspielerin überfliegt die Blätter und plötzlich klingt ihre Stimme, und was bisher streng gehütetes Geheimnis ihres Schöpfers war, wird nunmehr Allgemeingut aller, die es hören. Der Alte aber empfindet Schmerz und bittere Scham.

„Nun schauen fremde Menschen in das alte Leid deiner Seele, sehen Sehnsucht, Leidenschaft und Not, alles, was ganz dein war,“ denkt er. „Die Schmerzen des Dichters gehören Gott und den Menschen“, sagt die Schauspielerin. „Nein,“ erwidert der Apotheker hart, „unsere Schmerzen gehören nur uns.“

Dieser Herbe und Verschliffene, dieser Empfindsame mit dem weichen Herzen und der Scheu vor der Anteilnahme der Vielen, er ist ein Apothekertyp, der nicht auf der allgemeinen Heerstraße liegt und der doch häufiger ist, als man gemeinhin annimmt. Man lernt ihn nur kennen, wenn er sich erschließt. Aber er wäre nicht wer und was er ist, wenn er sich leicht und wenn er sich jedem erschlösse.

Wenn auch nicht einen dichtenden, so doch einen rezitierenden Apotheker lernen wir in dem Roman „Der Narr des Glücks“ von Magdalene Eisenberg kennen. Er ist nicht ohne humoristischen Einschlag. Seine

Rezitationsleidenschaft ist so stark, daß er sie selbst bei dem Zärtlichkeitsaustausch mit seiner Braut, ja sogar während des Essens betätigt.

„Die Braut, blond und hübsch, muß ihm oft selbst hier noch manchmal mütterlich zärtlich die Hand auf die bewegliche Rechte legen und bitten: „Aber iß doch, Schorschki lieber, du erzählst später weiter“, — worauf der also sanft Gezügelte schmollend fragte: „Manu, ich sag doch keinen Ton, nicht einmal Anton“, so daß die kleine Braut tapfer entgegnete: „Sei schon nicht böse, aber sieh mal, wenn ich zum Beispiel Schnitzel vom Kalb und von Liliencron durcheinander menge, weiß ich nachher ja gar nicht, von wem die Pointen stammen.“

Aber dieser komische Überschwang des Apothekers Brummer stammt nicht aus der eitlen Selbstgefälligkeit des sich an den eigenen Darbietungen berausenden Dilettanten, sondern aus der warmen und echten Begeisterung eines mit feinem Instinkt für das Große in der Kunst begabten Könners. An einem von ihm veranstalteten Rezitationsabend, den er den Dichtern seiner ostdeutschen Heimat widmet, wächst Brummer vor den erstaunten und hingerissenen Gästen des Ostseebades Brieskau auf zum berufenen Mittler zwischen ihnen und der Kunst, zum Mittler, dessen Stimme ihre Herzen aufschließt und für die Offenbarungen der Dichtung empfänglich macht.

Auch sonst ist dieser Apotheker eine Persönlichkeit, die es versteht, sich in Respekt zu setzen.

„Brummer ist ein ganzer Kerl,“ sagt sein alter Studienfreund Klaus Weber, „und ich möchte mich hüten, seiner Braut zu nahe zu treten. Er sagt, vom Salbenrühren kriegt man starke Arme.“

Im übrigen schildert die Verfasserin das Lebensschicksal eines ehemaligen Offiziers und späteren Klaviervirtuoson, der, ein „Narr des Glücks“, nach jahrelanger peinvoller Fesselung durch ein ihm aufgezwungenes Ehebündnis endlich doch das Mädchen heimführen kann, dem sein Herz von Anbeginn angehörte. Die handelnden Personen sind klar und scharf gesehen. Die Handlung selbst ist geschickt und spannend aufgebaut.

Schließlich sei noch eine Dichtung erwähnt, die den Apotheker der kleinen Stadt hineinstellt in die große Zahl derer, die sich vor der gerade in der Kleinstadt so naheliegenden Versandung in Alltag und Trivialität durch hingebende aktive Musikbetätigung bewahren. Das von Hugo Salus stammende Gedicht „Musik in der Kleinstadt“ zeichnet das kleinstädtische „Honoratiorenmilieu“, in dem der Apotheker seinen gesicherten Platz einnimmt, so vortrefflich, daß seine Wiedergabe an dieser Stelle berechtigt erscheint.

„Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter  
Es sind immer wieder dieselben Gesichter.  
So eine Kleinstadt, es ist ein Graus.  
Gott gebe, ich wäre schon wieder heraus.“

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter  
Auf einen Löffel Suppe den Großstadtdichter.  
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die drei  
Sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut, da ist nichts zu sagen,  
Ihr Minister des Innern ist eben der Magen.  
Und der Wein nicht übel, nun ja, man spürt,  
„Man“ hat eben in der Hauptstadt studiert.

Dann spricht man und raucht, es geschieht auch zuweilen,  
Daß Minuten ohne Gespräch enteilen.  
Dann spricht man wieder. Und dann auf Ehr  
Bringt die Hausfrau Notensländer her.

Und dann, als ich seufzte, es ist nicht zu ändern,  
Sagen die Alten schon vor ihren Ständern.  
Ein jeder den Fiedelbogen nimmt,  
Zwei Geigen, Viola und Cello. Es stimmt.

Und sie spielen Beethoven. Erst etwas befangen.  
Dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,  
Und herrlich durch die Zimmer ziehn  
Die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert.  
Mein Herz wird wild und die Seele erzittert.  
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht  
Die Luft, dem fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,  
Als müßt' zum Gebet ich die Hände falten.  
O Himmel, im Alter bewahre auch mir  
Die Freude am Schönen, wie diesen hier.“

Der Dilettantismus des Apothekers ist, wie dieser knappe Überblick be-  
weist, fraglos nicht nur fachlich begründet, er hat auch seine fachliche Sonder-  
heit. Ihm haftet mitunter jene linksche und auf den Außenstehenden leicht  
komisch wirkende Weltferne und Verschraubtheit an, die bei den Apothekern  
einer früheren Generation nicht selten war, und er hat fast stets, gleich  
seinem Nährboden, der Pharmazie, einen mehr oder minder starken roman-  
tischen Einschlag.

### Der romantische Apotheker.

Es ist eine kaum zu bestreitende Tatsache, daß der Apotheker als solcher unausrottbar und unverlierbar ein mehr oder minder deutlicher Hauch wiedermeierlicher Romantik anhängt. So kann man es je nach Anlage für eine metaphysische Bedeutsamkeit oder für einen glänzenden Witz des Schicksals halten, daß Carl Spitzweg, der Mann, dessen Pinsel die Welt des deutschen Wiedermeier mit all ihrer reizvollen Verträumtheit, ihrer engen Behaglichkeit, ihrer Herzenswärme und ihren skurrilen Verstiegenheiten mit so meisterhafter Treue festgehalten hat, daß sein Name sofort die Vorstellung dieser Welt lebendig werden läßt, Apotheker war, bevor er ein Maler wurde.

Die hübsche kleine Skizze „Der apfelgrüne Frack“ von Hans Rothhardt, die anläßlich des vierzigsten Todestages des Meisters am 23. September 1925 in einer Anzahl von Tageszeitungen zum Abdruck gelangte, schildert die mißglückte Werbung des festlich gewandeten, im „apfelgrünen Frack“ prangenden Provisors Spitzweg um das am Marktbrunnen mit ihren Freundinnen waschende Mädchen seiner Wahl. Es ist dies das Motiv eines der schönsten Spitzwegschen Bilder „des ewigen Hochzeiter“, und die Identifizierung dieser Spitzwegfigur mit ihrem Schöpfer dürfte ein Produkt der dichterischen Phantasie sein.

Den wirklichen Lebens- und Schaffensgang dieses einzigen bedeutenden Malers, der aus der Pharmazie hervorgegangen ist, schildert in ausgezeichneter Weise Hermann Uhde-Bernay in seinem mit vortrefflichen Reproduktionen Spitzwegscher Bilder geschmückten Buche „Carl Spitzweg“.

Es kann und soll an dieser Stelle nicht der Frage nachgegangen werden, ob und inwieweit die Wiedermeierzeit als eine „romantische“ Epoche angesehen werden kann. Versteht man mit Fritz Strich unter Romantik das Eingehen in den Fluß des Unendlichen, die Sehnsucht mit dem Wissen um die Unmöglichkeit der Erfüllung, das gefühlsmäßige Überströmen in den Rhythmus der Landschaft, in die sich ewig erneuernden Kräfte der Natur, dann wird man die Zeit, die Spitzweg in seinen Bildern festhielt, kaum noch als romantisch bezeichnen können.

Der „Spiritus“ der Novalis, Tieck, Hardenberg, Schlegel, Eichendorff usw. war längst verflogen, und nur das Phlegma war geblieben. Ein Phlegma freilich, das kraft seiner edlen Abkunft immer noch den Schimmer des Besonderen aufwies, und der Zeit, konnte es ihr auch nicht mehr den Stempel des Genialischen geben, doch wenigstens den Charakter des Skurrilen, des Barocken, des Verschöndrkelten verlieh.

Diese kleine, diese bürgerliche Art der Romantik ist natürlich für den

Zugriff schreibender Zeitgenossen wie geschaffen. Sie birgt eine Fülle leicht und mit guter Wirkung zu verwertender Stimmungsmomente, und es ist nicht allzu schwer, ihr einen dämonischen und damit bedeutsamen Anstrich zu geben.

Die Komödie von Ernst Legal „Bradamante“ läßt es sich an der Auswertung der Stimmungsmomente genügen. Sie kann es um so eher tun, als ihr Held fast schon etwas von der Atmosphäre echter Romantik umwittert wird. Der Apotheker Fritz der Legal'schen Komödie hat die große, die unendliche Sehnsucht. Aus seinen Wünschen und Hoffnungen formt er sich ein weibliches Idealgebilde, das er mit dem Namen der Heldin des Ariost'schen Rasenden Rolands, Bradamante, belegt. Phantastisch wirbeln die Personen des Stücks durcheinander. Zwei Frauen, eine reiche Bürgerin mit dem Wunsche nach legitimer Ehe mit Fritz und ein sein Ideal verkörperndes Mädchen stehen Entschluß heißend vor ihm. Es hat ihn, wer ihn nimmt. Das aber tut die Bürgerin, und der brave Mann tröstet sich nach kurzem schmerzlichen Aufwallen über den Verlust der eigentlich, der mit der Seele Geliebten, mit einer resignierten Sentenz: „In allen Frauen, die ich kannte, fand ich von dir ein Stückchen, Bradamante.“

Bemerkenswert ist an der Dichtung die gute und liebevolle Schilderung des Apothekenmilieus.

Im Gegensatz zu Ernst Legal versucht Erich Mosse der Handlung seiner Komödie „Himmel auf Erden“ einen dämonischen Anstrich zu verleihen, sie durch betontes spielerisches Schwanken zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem auf die Ebene der romantischen Ironie zu heben. Es läßt sich nicht sagen, daß dieser Versuch geglückt ist. Die literarische Bildung des Verfassers ist so ungleich größer als seine Schöpferkraft, daß man Schritt für Schritt auf Analogien zu stoßen glaubt, und die Absicht der Ironie tritt so stark hervor, daß diese selbst kaum zur Auswirkung gelangt. Das Ganze ist ein Gespensterspuk ohne Gespenster.

Der Apotheker des Stückes hat ein von ihm geliebtes Mädchen so lange mit selbstverfertigten Pralines gefüttert, bis seine eifersüchtige Frau ihm in die zur Herstellung weiteren Konfekts bestimmte Grundmasse Sublimat mischte. Die Handlung beginnt auf dem Friedhof, auf dem plötzlich zum Schrecken der die Leichenwacht haltenden Totengräber das im Sarge ruhende vergiftete Mädchen sich erhebt, zu sprechen und zu wandeln beginnt. Auf dieser Auferstehung beruht der Witz des als Groteske gedachten Stückes. Der Totengräber, die Apothekersfrau, das auferstandene Mädchen halten einander für Gespenster. Insbesondere die beiden Frauen glauben im Himmel zu sein. Bis sich schließlich herausstellt, daß der Apotheker in seinem Liebeswahn die „Papierhüllen“ für Sublimat und Veronal verwechselt und die

Apothekersfrau mithin nicht das tödliche Quecksilberbichlorat, sondern nur die schlafbringende Diäthylbarbitursäure in die Pralinégrundmasse getan hat. So war denn der Himmel, in dem sich die Frauen zu befinden glaubten, ein „Himmel auf Erden“.

Da fast alle Personen der Mosseschen Dichtung einen mehr oder minder großen Gehirndefekt aufweisen, so macht natürlich auch der Apotheker keine Ausnahme. Er ist ein harmloser Trottel, dessen romantische Liebesleidenschaft die vielen Irrungen und Wirrungen des Stückes veranlaßt, und dem seine Frau eine Flasche Brechweinstein über den Kopf gießt. Brechweinstein scheint demnach der Verfasser für eine Flüssigkeit zu halten. Es ist selbstverständlich, daß die Apotheke, in der dieser merkwürdige Pharmazeut seine eigentümliche Tätigkeit ausübt, ebenso wirklichkeitsfern und ins Groteske verschoben ist wie ihr Inhaber.

Sind die dramatischen Erzeugnisse von Legal und Mosse mehr oder minder amüsante Harmlosigkeiten, so ist die „Komödie um Rosa“ von Angermayer nichts weniger als harmlos. Sie ist eine bittere Satire auf Philistertum und Philistermoral und eine überaus ergößliche Paraphrase zu dem Thema von dem, was einer ist, und dem, was einer vorstellt.

Wie alle diese Honoratioren in der Angst um das Ruchbarwerden eines demselben Objekt gegenüber von ihnen allen begangenen Fehltritts die Masken fallen lassen, wie ihnen Amt, Würde, Besitz nur noch zum Mittel werden, den beargwöhnten Ankläger günstig zu stimmen und zu bestechen, und wie sie sich plötzlich wiederfinden, als sich zeigt, daß der, dessen Zeugenschaft sie fürchten zu müssen glaubten, selbst schuldbeladen und ohne Kenntnis ihrer Vergehen ist, das ist mit einer Drahtik und Treffsicherheit geschildert, die dem Können Angermayers ein vortreffliches Zeugnis ausstellt.

Dabei entbehrt sein Humor trotz schärfsten Zupackens nicht der Wärme. Seine Philister sind nicht plötzlich aufgeschreckte und an neuer Erkenntnis zerbrechende Schemen wie bei Georg Kaiser, sie sind nicht mit kaltem Hohn überfunkelte Karikaturen wie bei Sternheim, sie sind, mit Spott gezeißelt, von ihren eigenen Sünden und Gebrechen gepetitscht, trotz alledem und bei alledem — Menschen.

Die Handlung ist rasch erzählt. Die schöne Frau eines Fabrikarbeiters wäscht bei den Honoratioren der Stadt, dem Fabrikherrn, dem Arzt, dem Bürgermeister und dem Apotheker. Sie ist nicht nur schön, sie ist auch ein Luder. So hat sie einer nach dem andern und neben dem andern. Da schlägt ein Blitz in das Idyll. Die schöne Rosa fühlt sich Mutter. Jeder der Herren glaubt sich verantwortlich. Der Bürgermeister rät zur Abtreibung, der Fabrikherr fördert das Vorhaben durch Geldzubüße, der Arzt verschreibt



die geeigneten Medikamente, der Apotheker fertigt sie — wie der Arzt ihm vorwirft, mit eigenen gefährlichen Zutaten — an.

Bei Beginn des Stückes stirbt die Frau. Und nun folgt Reichte der vier Beteiligten voreinander, folgen vergebliche Versuche, die Schuld einem einzelnen zuzuschreiben, Verhandlungen mit dem als mutmaßlichen Mitwisser gefürchteten Manne der Verstorbenen, bis sich plötzlich herausstellt, daß der Biedere nicht nur nichts weiß, sondern auch die vom Arzte verschriebenen, vom Apotheker hergestellten Medikamente überhaupt nicht verwendet und seine Frau mit höchstpersönlich an Hand einer Schäferbibel zusammengebrauten Mixturen ohne jedes Zutun anderer zu Tode kuriert hat.

Ebenso wenig wie das Bild der anderen Honoratioren ist das des Apothekers in der „Komödie um Rosa“ erfreulich. Ja er ist noch mehr ins Groteske und Skurrile verzogen wie seine Mitspieler. Das von Angermayer für den ersten, in der Apotheke spielenden Akt angegebene Szenenbild zeigt auf deutlichste die Verschiebung ins verzwickte Phantastische, die der Dichter der Figur des Apothekers zu geben wünscht. Er schreibt für das Apothekenmilieu „skurrile Spitzwegstimmung“ vor.

So pendelt der Apotheker zwischen schwitzender Angst und scharfer Abwehr überheblicher Einschüchterungsversuche, zwischen Unterwürfigkeit und boshafter, ironischer Skepsis hin und her. Als Zeitgenosse ist er ebenso unerfreulich wie seine Genossen, an geistiger Schärfe ist er ihnen überlegen.

Eine kurze, aber kennzeichnende Episode verdient hervorgehoben zu werden. Die gegenseitige Reichte der Honoratioren ist erfolgt, ihre Bereitwilligkeit zu pekuniären Opfern dem Manne der toten Sünderin gegenüber ausgesprochen. Da fügt der Apotheker noch folgende Forderung an seine Kontrahenten, insbesondere an den Bürgermeister an:

„Aber das Wichtigste: wir sind uns ebenbürtig für unser ferneres Leben. Die Distanz — bisher überschwenglich betont zwischen Bürgermeister- und Apothekershaus — ist radikal nivelliert. Über die Achsel ansehen, wie es bisher oft vorkam, birgt schleichende Gefahren.“

So selbstverständlich es ist, daß jeder Apotheker mit Persönlichkeitswert und Persönlichkeitsgefühl sich immer die ihm gebührende gesellschaftliche Stellung schafft und schaffen wird, so unzweifelhaft ist es, daß die früher nicht seltene unberechtigte Überheblichkeit mancher kleinstädtischer Würdenträger mitunter geeignet war, bei den davon betroffenen Apothekern jenes Gefühl der Zurücksetzung auszulösen, das in der zitierten Forderung des Angermayerschen Apothekers nach Gleichberechtigung seinen Ausdruck gefunden hat.

Im Gegensatz zu dieser biedermeierlichen Spitzwegromantik, die sich mit

der mehr oder minder graziosen Verschönerung der engen Gitterstäbe ihres Käfigs begnügt, steht jene große, jene eigentliche Romantikerin, deren Charakteristikum der Flug in die Unendlichkeit, der Kampf um eine Sehnsucht oder gegen ein Schicksal, das Aufblühen und Vergehen im Feuer einer Idee oder die grenzenlose Hingabe an einen geliebten Menschen sind. Kennzeichnend für die Romantikerin dieses Formats ist, daß sie ewig Fremde sind inmitten der Sippen und Gemeinschaften, daß für sie alles Problem und nichts selbstverständlich ist.

In der wundervollen Novelle von Jakob Wassermann, „Der niegeküßte Mund“, weht ein Hauch dieser Romantikerin über alle in ihr geschilderten Menschen und Geschehnisse, sind weder die Gestalten der beiden Apotheker, des adeligen Apothekenbesizers, oder wie Wassermann sagt, „des Barons, der die Apotheke besaß“, und seines Provisors Apollonius Siebengeist, noch irgendeine der sonstigen handelnden Personen, noch auch die sich abspielenden Ereignisse selbstverständlich.

Die Menschen in dieser Erzählung leiden am Leben, in das sie hineingesetzt sind wie Schiffbrüchige auf eine fremde Insel, auf der sie sich notgedrungen zurechtfinden müssen, ohne doch je ein Heimatgefühl zu gewinnen. Jeder fühlt das Schicksal, das auf ihm lastet, und die alltäglichsten Dinge sind mit den Schauern mystischer Geheimnisse angefüllt.

Der Doktor, der Schullehrer, der Adjutant, der Provisor, jeder von ihnen sucht auf einem besonderen Wege die notwendige Distanz zu dem furchtbaren Geheimnis zu gewinnen, das wir Leben nennen und das nichts anderes ist als die ständige Drohung mit, als die von Sekunde zu Sekunde ohne jede Gewähr für Dauer verlängerte Galgenfrist vor dem Tode.

Nur eine der Hauptpersonen der Novelle braucht nicht erst zu suchen: der Apothekerbaron. Auch er steht fremd innerhalb der Welt, die ihn umgibt; aber er geht blind durch sie hindurch, da er sich eine andere gebaut hat, in der er jederzeit eine gefällige und angenehme Zuflucht findet, die der Dichtung. Seine Nebenmenschen haben für ihn nur Bedeutung als Bewunderer seiner Muse, als Zuhörer für seine dilettantischen Versuche. Daß sein Weib ihn in seinem eigenen Hause betrügt, entgeht ihm vollkommen! Er schwelgt in den Versen des von ihm gedichteten Prologs, in der Vorstellung, ein von ihm verfaßtes Drama aufgeführt zu sehen:

„Das Lispelnde und Visionäre war ihm stets eigen. Seine Art erinnerte an frische Butter, so reinlich, mild und appetitlich war er. Er war den schönen Künsten ergeben und verdankte dieser Neigung das Zerfließene und Selbstgefällige seiner Natur. Immer ging er durch die Straßen wie jemand, der sagen will: Seht, welch ein Träumer bin ich.“

Diesem typischen Dilettanten steht ein anderer Apotheker gegenüber, in dem die Sehnsucht nach Erfüllung und Erfülltheit, die Verzweiflung über die platte Leere der aus Not, Begierde und äußerer Konsequenz geborenen Geschehnisse, die Erkenntnis des Schicksalsbestimmten der menschlichen Existenz mit erschütternder Klarheit zutage tritt.

In das Städtchen kommt eine wandernde Schauspielertruppe, zu der ein sonderbares Mädchen gehört. Von ihrer Mutter, die sich einem erheblich jüngeren Schauspieler an den Hals geworfen hat, als mögliche Nebenbuhlerin gehaßt und gefürchtet, fremd unter den Kollegen, ein frierendes Kind in einer kalten, nebligen Welt, strahlt sie die Süße ihrer Hilfslosigkeit, das Erbarmenheischende ihrer Unerührtheit, die holde Welle ihrer Erfüllungshoffnungen in die Herzen der Empfänglichen. Was wunder, daß Apollonius Siebengeist, der Provisor, aufglüht wie eine Christrose zur Weihnachtszeit. Die Worte, die er zu dem gleichfalls aufs stärkste durch dieses Mädchen berührten Lehrer spricht, rühren an den Kern seines Wesens:

„Da trifft man irgendeinen Wanderer auf der Straße, in der Nacht, im Schnee, und gleich schmieden sich Schicksale zusammen. Und man geht mit dem sonderbaren Wesen, spricht kaum, erfährt kaum einen Namen, nichts als einen lumpigen Theaternamen. Myra! Was für eine unverständliche Zusammenstellung von Buchstaben? Bis gestern noch etwas so unbekanntes wie der eigene Todestag, heute ein Ereignis, von dem alle Stunden schwer sind. Ich begreif es nicht, was die Leute Erleben nennen. In einem Geheimnis schlendern wir herum.“

Die Sehnsucht des Provisors konzentriert sich auf dieses Mädchen. Von ihrer Entzauberung und Versöhnung mit der Welt auf dem Wege der Erfüllung erhofft er auch für sich die Lösung des auf ihm lastenden Bannes. Das Mädchen stirbt den Tod des Erfrierens, und nur den „niegeküßten Mund“ der Leiche berühren seine Lippen.

„Er gefiel sich in Kapriolen des Geistes, in blasphemischen Anklagen, seufzte schwer und war dann wieder still. Alles nahm sich wie beabsichtigter Wahnsinn aus. Von seinem hübschen Gesicht war wie im Rausch jede Besonnenheit verschwunden, und was er tat, trug das Zeichen von überhebendem Schmerz. „Gute Nacht, Schulmeister“, sagte er. „Meine Seele ist leer wie ein ausgebranntes Haus.“ „Was er doch für Worte gebraucht“, dachte der Lehrer.“

Die beiden Apotheker dieser Novelle und ihre Stellung zur Welt sind wohl geeignet, den Ausgangspunkt für eine Erkenntnis zu bilden. Es ist sicher kein Zufall, daß der Dichter sowohl die Weltflucht durch ästhetisierendes Sichverlieren in einer dilettantischen Kunstbetätigung wie auch den Versuch einer Rettung in Welt Schmerz, Ironie und romantische Überheblichkeit durch Apotheker verkörpert werden läßt.

Wie diese beiden Pharmazeuten, so steht auch der Apotheker Pausitan

in der Erzählung „Die Krankheit“ von Klabund mit der realen Wirklichkeit nur in sehr loser Beziehung.

Die Erzählung spielt in Davos innerhalb einer Kolonie von lungenkranken Patienten des Sanatoriums Beaurivage. Wie in diesen dem Tode anheimgegebenen, dem Leben nur durch die Zufälligkeit des Nochnichtiggestorbenseins verknüpften Menschen sich Klauisch aufbäumt, der Augenblick, die unmittelbarste Gegenwart ihren der Welt der Arbeit und der Gesundheit verlorengegangenen Kostbarkeitswert wiedergewinnen, das ist ebenso vortrefflich geschildert wie die letzte Wahrhaftigkeit der Todgezeichneten sich selbst und der Welt gegenüber, die Klarheit ihrer fast schon jenseitigen Erkenntnisse und Gefühle.

Innerhalb dieser spukhaften und doch mit äußerster Lebendigkeit bewegten Gemeinschaft spielt der Apotheker Pausstian eine ganz besondere und charakteristische Rolle. Er ist ein feiner und stiller Mensch mit ästhetischen, ein wenig rückwärts in die Zeiten der harmonischen, der klassisch-humanistischen Dichtung schweifenden Neigungen.

An ihm und seiner Gattin hatte der Chefarzt des Sanatoriums Beaurivage seinerzeit zuerst und mit gutem Erfolge den Pneumothorax erprobt, und so wurde das Ehepaar Pausstian von den Mitpatienten des Sanatoriums mit gutmütigem Spott Pneumo und Thorax benannt.

„Sie waren beide“, sagt Klauisch, „von jener Art Lungenkranker, die die Krankheit durchsichtiger, gläserner und gleichsam innerlicher gewandelt hat.“

Im übrigen charakterisiert der Dichter den Apotheker Pausstian seu Thorax wie folgt:

„Thorax, seinem ehemaligen Beruf nach deutscher Apotheker, schrieb in den wenigen Stunden, die er nicht Kur machen mußte, kleine literarische Betrachtungen über Schlegel, über J. Ch. Günther, über Gottfried Keller, kurz: über eine schöne, aber vergangene Literatur. Die Literatur der Gegenwart beglückte ihn wenig. Er las aus Höflichkeit Sylvesters Schriften, weil Sylvester sein Gast war.“

Dieser Apotheker Pausstian, er ist, auch wenn man die durch die Krankheit bedingte Verinnerlichung und Dämpfung der Affekte weitgehendst berücksichtigt, einer jener feinfühligsten Ästhetiker, deren Geistigkeit im Leben wie in der Kunst nach nichts als Schönheit, Klarheit und Güte strebt, denen Höflichkeit eine selbstverständliche Betätigungsform notwendiger gegenseitiger Achtung ist, und deren Phantasie sich wohl gelegentlich an dem Willen anderer zu entzünden, aber doch kaum je zu wirklicher Tat aufzuschwingen vermag.

Auch diesen letzterwähnten Zug hat der Dichter an Pausstian mit einer bei aller Schärfe fast zärtlichen Wärme aufgedeckt. Zweimal weckt das Aufblitzen seiner Schicksalsgenossen zu rascher, die noch faßbare Gegenwart



Phot.: Carl P. Wagner, Innsbruck.

Georg Henkel

zwingender Lat auch in Pauslian einen Widerschein: bei dem Plan einer Theateraufführung und bei einem Rennen, an dem sich ein Teil der Kranken beteiligt. Beide Male führt ihn seine Frau, „die Pneumo“, zu sich, zu seiner allem Abenteuerlichen abgewandten sanften Bürgerlichkeit zurück.

Als dann schließlich das Rennen ohne eine Beteiligung des Apothekers mit dem Siege Sylvesters, des Dichters, beendet ist, zeigt sich die reine, neidlose und bewundernde Seele Pauslians in ihrem schönsten Lichte: „Die Pneumo weinte Freude. Der Chorax war heilig beglückt.“

Wem fällt bei diesem Apotheker nicht die Ähnlichkeit mit der wundervollen Apothekerfigur eines anderen, wegen seiner jahrelangen aktiven Zugehörigkeit zum Apothekerberufe für die Angehörigen der Pharmazie besonders bedeutamen Dichters, mit Alfonso Gieshübler in Fontanes „Effi Briefe“ auf? Dieselbe gütige Menschlichkeit, dieselbe Bescheidenheit, dieselben ästhetischen Neigungen und endlich auch die gleiche Verinnerlichung durch ein ihn aus der Masse heraushebendes, zum Einzelnen stempelndes Gebrechen. Was bei Alfonso Gieshübler der Buckel, das ist bei Apotheker Pauslian die Schwindsucht.

Und wie zwischen den Apothekergestalten Klabunds und Fontanes, so besteht auch zwischen den beiden Dichtern selber eine Gemeinsamkeit, die für die Gleichartigkeit in der Feststellung und in der ebenso feinen wie behutsamen Ziselierung dieses lebenswürdigen Apothekertyps seitens zweier in jedem Belang verschieden eingestellter Poeten eine Erklärung zu bieten vermag. Gleich Fontane ist auch Klabund Apothekerssohn, ohne freilich seinerseits den väterlichen Beruf ergriffen zu haben. Er heißt mit seinem bürgerlichen Namen Henschke und ist der Sohn des Apothekenbesizers Dr. Henschke in Crossen a. d. Oder.

Romantische Sehnsucht des Deutschen nach den Wundern und Abenteuern des Südens, weltfremde apothekerliche Verträumtheit, verströmende Hingegebenheit an ein erstes starkes Gefühl und endlich männliches Stehen zu einmal begangener Schuld, das sind die vier Motive, die in der kleinen Novelle von E. v. Bonin „Der Gang ins Gefängnis“ aufsteigen, ineinandertönen und verklingen wie die Tonfiguren in einer Fuge des Meisters Johann Sebastian Bach.

Der blonde „Provisor“ Ziegler mit dem seltsamen Vornamen Florestan sitzt in der Apotheke der kleinen Stadt, und wie er auch die Menschen und Dinge mustert, die ihn umgeben, er findet nichts, was seiner brennenden Sehnsucht nach Leben Befriedigung verspräche. Da fällt jenes Wort in seine Seele, das seit den Tagen der Völkerwanderung die besten aller Deutschen anzog wie eine lockende Verheißung: Italien.

Ein Inserat in der Fachzeitung verschafft ihm eine Anstellung in Venedig. Was ihn erwartet, ist keine Erfüllung. Die Arbeit ist schwer, und das geringe Gehalt reicht kaum zum nackten Leben, geschweige denn zum Genuße all des Herrlichen, das ihn hier umgibt. Eine schöne mondäne Frau — ganz Weib, ganz Dämon — bringt seine schon wankenden Grundsätze völlig zu Fall. Um sich ihr nähern, um sie, die sich ihm einmal hingab, immer wieder besitzen zu können, knüpft er ein Verhältnis mit dem mannstollen Weibe seines Chefs, das ihm Einblick in die heimlichen und gesetzwidrigen Geschäfte ihres Mannes verschafft, die er dann selber zu seinem eigenen Nutzen betreibt, schreitet er zum Diebstahl, als es die Frau, der sein Herz und seine Sinne gehören, verlangt.

Dann aber, nach vollbrachter Tat, erwacht in ihm — echt deutsch — der kategorische Imperativ des Verantwortungsgefühls, der zwingenden Zusammengehörigkeit von Schuld und Sühne. Die Loöung der geliebten Frau, mit ihr gemeinsam zu fliehen, gleitet ab von dem in seiner Seele aufgestandenen eisernen Muß, das ihn zwingt zum Schuldbekentnis vor den Hütern des Rechts, zum „Gang ins Gefängnis“.

Die Novelle ist kein Meisterwerk. Der Aufbau entbehrt der Geschlossenheit, und die innere Notwendigkeit des Schuldbekentnisses ist nicht hinreichend begründet. Aber die kleine Geschichte wird von dem heißen Atem echter Leidenschaft durchweht, und die alte Mär vom tückischen Welschland und dem tumben teutschen Tor, der ihm zum Opfer fällt, ist neu gefaßt und reizvoll erzählt.

Wie bei der Boninschen Novelle, so treibt auch bei der zarten und ein wenig empfindsamen Erzählung „Um Josephine“ von Irmgard Spangenberg eine überstarke Leidenschaft einen Liebenden zu verwerflicher Tat, und hier wie dort folgen dem ertrohten Rausch die Reue und die Buße.

Seit Generationen sitzt die Familie Mende in der alten Apotheke der kleinen Elbstadt. Seit Generationen waltet über ihr ein seltsames Geschick, das die dunkelhaarigen Sproßlinge des Geschlechts zu Stiefkindern des Schicksals werden läßt. Von den beiden Zwillingssöhnen, die dem blonden Apotheker Martin Mende seine heißgeliebte Frau an einem wunderschönen Sommertage schenkt, ist der eine, Philipp, blond, der andere, Geno, schwarz. Philipp wird Arzt, Geno Apotheker, und schon in ihrer Kindheit gilt ihre Zuneigung derselben Jugendgespielin, die sie beide ernst umwerben, als sie zu Männern geworden sind.

„Um Josephine“, um das von ihnen mit gleicher Leidenschaft geliebte Mädchen, geht der Kampf der Zwillingssbrüder. Philipp, dem Blondem, gehört ihr Herz, aber Geno, der Schwarze, zwingt sie mit seiner Drohung,

sich zu töten, wenn sie ihn nicht erhöre. So wird sie seine Ehefrau, ein stilles, in sich gefehrtes Weib, das die Liebe zu dem anderen im Herzen trägt.

Philipp aber geht, nachdem er noch einmal, ein Jahr nach der Hochzeit, in einsamer Zwiesprache abgerechnet hatte mit seinem Bruder, hinaus in die Ferne. Dem schwarzen Mende bringt die erzwungene Ehe wenig Glück. Die blasser Frau an seiner Seite schwindet dahin wie eine Blume im Schatten, bis sie nach wenigen Jahren der Tod hinwegrafft.

Während aber Philipp, der Blonde, bei kurzem Besuch in der Heimat an dem Grabe der Verstorbenen das Mädchen seiner neuen Liebe findet, das er mit sich nimmt in eine fröhliche Welt, bleibt Geno, der Schwarze, ewig freudlos und in Erinnerung versunken an alte Schuld und verlorenes Glück in der alten geheimnisumwitterten Apotheke, ein schweigsamer, von den Leuten scheu gemiedener Mann.

Diese alte Apotheke mit ihrer dämmerigen Offizin, ihrem Garten mit den vielen Rosen und dem Springbrunnen, der Scheune und dem Hof mit der Pumpe ist mit soviel Anschaulichkeit und Wärme geschildert, als wäre sie aus eigenen Kindheits Erinnerungen hervorgewachsen. Die beiden Apotheker der Novelle, der Vater Martin Mende und Geno Mende, der Sohn, sind aufrechte und tüchtige Menschen. Der Vater warmherzig und offen, der Sohn verschlossen und verdüstert durch das über ihm waltende Familienschicksal. Die aufopfernde Berufstreue des Vaters Mende zur Zeit der Elbüberschwemmung und der kurz danach in Sachsen wütenden, auch ihn zum Opfer fordernden Pest stellt der schönen Menschlichkeit dieses Mannes und seiner Tüchtigkeit als Apotheker das beste Zeugnis aus.

Ein tragisches Familienschicksal bestimmt auch das Leben der Apothekerfamilie, die Marie Diers in dem Roman „Apotheke Hinstrop“ schildert. In das Dasein des Apothekers Hinstrop hat die ererbte Schicksal, hat das Übersinnliche mit so harter Faust hineingegriffen, daß ein Mensch mit weicherem Rückgrat sich wohl gebeugt hätte. Dieser tapfere Alte aber tritt den Kampf mit dem Fatum unermüdlich aufs Neue an, und seine ganze eiserne Energie, sein starker ungebeugter Wille, sind ausschließlich darauf gerichtet, es für sich und sein Haus ein für allemal auszuschalten und zu überwinden.

Eine Falltür im Flur der uralten, seit Jahrhunderten im Familienbesitz befindlichen Apotheke führt in den Keller. Zur Franzosenzeit soll sich einmal, um ihre Frauenehre vor den angetrunkenen feindlichen Soldaten zu bewahren, eine Hinstrop durch die offene Luke heruntergestürzt und so den Tod gefunden haben. Seitdem geht sie in der Apotheke um und zieht ein Opfer nach dem anderen nach sich. Die Hinstropfrauen werden alle nicht alt und bei den meisten spielt die alte Falltür eine bedenkliche Rolle.



Eine Frau nach der anderen starb dem Apotheker. Er nahm nach der ersten die zweite, dann die dritte und schließlich die vierte. Er wollte dem Spuk des Hauses das Genick brechen und es gelang ihm. Die vierte Frau blieb leben, überlebte ihn, und die Frau seines Sohnes, der nach ihm die Apotheke in Besitz nahm, fühlte sich vom Tode nicht mehr bedroht als jeder Mensch überhaupt. Eine Beziehung zum Übersinnlichen freilich blieb, die älteste, zeitlebens gelähmt im Sessel liegende Tochter des Hauses Margrit, die Hellseherin war und den Tod ihr nahestehender Menschen vorempfand.

Aber die übrigen fünfzehn Kinder des Apothekers waren frei von allem, was jenseits der deutlich faß- und fühlbaren Wirklichkeit lag, und das Verhältnis des wortkargen Mannes zu dieser Vielzahl verschieden gearteter Geschöpfe ist so schön, so klar und mit so sparsamen Mitteln geschildert, daß wir eine warme herzliche Beziehung zu ihm gewinnen. Arbeitsam, zäh, tapfer mit dem Geschick ringend, das ihn zu vernichten droht, ein treuer, warmherziger Vater, ein Mann von kargem aber warmem Humor, so steht dieser Apotheker vor uns.

Im übrigen schöpft das Buch, soweit es Zeitgeschichte sein will, sein Thema nicht aus. Wir hören eine gescheite Frau gutbürgerlicher Kreise von den Dingen sprechen, in deren Mitte sie steht gleich allen ihren Mitbürgern. Aber weil sie nur wie diese darin und nicht darüber steht, hat das, was sie sagt, nur persönlichen, nicht allgemeinen Belang. Es dient zu ihrer, der Verfasserin, persönlicher Kenntnis, nicht zur allgemeinen Erkenntnis.

Gibt das schöne Buch von Ludwig Finckh „Die Jakobsleiter“ eine solche Erkenntnis?

Ja und Nein!

Deutsches Land breitet sich in Klarheit und Schönheit. Menschen, die sich schon gefunden haben, und Menschen, die noch auf dem Wege zu sich selber sind und an mancher Wegbiegung zögern und zweifeln, gehen durch die Seiten dieses Buches, aus dem es nie heiß, aus dem es warm und gut und erdig weht.

Ein solches Buch eines klaren Menschen, der zu der ganzen Welt in dem Verhältnis einer Liebchaft steht, der alle Stürme, alle gelegentlichen gegenseitigen Verkennungen auf die Dauer nichts anhaben können, gibt allein durch die Tatsache seiner Existenz eine Erkenntnis: die Erkenntnis nämlich, daß man nur einfach zu sein braucht, um glücklich zu sein. Aber von allen Gaben des Schicksals ist die gütige und kluge Einfachheit eine der seltensten, und für den, dem sie nicht in die Wiege gelegt ist, wird sie ein ewig unerreicher Wunsch bleiben.

Die Menschen Finckhs tragen den Stempel ihres Schöpfers an ihrer

Stirn. Sie sind sehnsüchtig bewegt, ohne faustisch oder dionysisch zu stürmen, sie sind nachdenklich, ohne sich spekulativ zu verlieren, und sie sind gütig, ohne sich selbst zum Opfer zu bringen. Dem Apotheker freilich gibt der Dichter in der Jakobsleiter ein stärkeres Temperament, eine stürmischere Sehnsucht:

„Herr Specht hatte einen eigentümlich wiegenden Gang; es war etwas dabei, ein Schwung und eine Haltung, das nicht gelernt und erzogen, sondern angeboren war. Wenn er die Treppe heraufkam, so begann er ganz langsam, wie in Gedanken versunken; je höher er stieg, um so schneller wurden die Tritte, bis sie in ein paar Sprüngen endeten. Man kannte ihn schon beim ersten Schritt. ‚Es ist bei ihm außen wie innen‘, sagte Frau Specht. ‚Ein anderer tut stät, wenn er auf einen Berg hinaufsteigt. Er kann’s nicht erwarten, bis er auf dem Gipfel ist. Er ist ein Himmelsstürmer.‘

Und an anderer Stelle heißt es wie folgt von dem Apotheker:

„Herr Specht war ein Mann, der unter den Menschen stand und ihre Schwächen und Bedürfnisse kannte; er wußte mit ihnen umzugehen und hatte eine hohe Meinung von seinem Amte. ‚Ein Apotheker ist ein Mittelsmann‘, sagte er; ‚er steht zwischen oben und unten, er muß Kaufmann und Gelehrter sein. Vorn ist der Laden und hinten die Wissenschaft.‘

Das Finckhsche Buch zeigt nicht nur durch die gute Kenntnis des Apothekenbetriebes, daß sein Autor seine Weisheit über die Apotheke und ihre Ansassen nicht aus dritter Hand empfangen hat, sondern daß sie ihm aus eigener Anschauung erwachsen ist. Die Tatsache, daß er die Verquickung von Himmelsstürmendem oder besser noch Himmelsucherischem mit Berufserfüllung und Berufsstolz als etwas Selbstverständliches und nicht erst zu Beweisendes erachtet, verrät, daß er diesen Zusammenhang vor Augen groß geworden, daß er ein Apothekersohn ist.

Himmelsstürmer mit Schwung und Temperament und Himmelsucher mit der Leiter der Gedanken, das sind die beiden Hauptgruppen in der Schlachtfront derer, die aus der Enge der Erdgebundenheit hinaufstreben in die reineren Sphären des erweiterten Gefühls. Den einen sind der Schwung an sich, das Tempo und die Bewegung schon ein Teil der Erfüllung, wenn nicht gar die Erfüllung überhaupt. Die anderen haben es schwerer. Sie suchen nach Erkenntnis. Aber schließlich wird auch ihnen das Mittel zum Zweck, die Arbeit zur Tröstung und das hohe Ziel leuchtet nur — eine ferne Sonne — licht- und wärmespendend in den Raum ihrer Tätigkeit.

Einen solchen Himmelsucher mit der Leiter der Gedanken beschreibt Heinz Welten in der Novelle „Die Talentprobe“, die zum großen Teile in einer Mannheimer Apotheke des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts spielt.

Er war ein Grübler, der Apotheker Haurisius, der in seinem Laboratorium den geheimen Kräften der Natur nachging und dem Glauben an das große Magisterium, an den Stein der Weisen, noch nicht ganz zu entsagen vermochte. Selbst auf der Redoute, inmitten tanzender, fröhlicher Menschen, in Rausch und Lärm und bacchantischer Lust gehen seine Gedanken die gewohnten Wege:

„Wie kam es, daß die Musik, die droben auf den Emporen gemacht wurde, drunten im Saale wirkte? . . . Wie übertrugen sich die Schwingungen des Trommelfells auf die Beinmuskeln? Wakteten auch hier geheime Kräfte gleich jenen, die er in seinem Laboratorium studierte? Wie konnte man sich der Wirkung dieser Kräfte entziehen? Denn nicht nur auf die gehenden, springenden und tanzenden Menschen wirken sie, sondern auch auf sitzende. Deutlich verspürte er, daß es auch ihm in den Beinen zuckte, so oft die Bläser und Streicher zu einem neuen Stücklein ansetzten. Waren die tanzenden Menschen wie die Papierstückchen am geriebenen Bernstein? Das Schauspiel war fast das nämliche; wo aber lag die Ursache?“

Wie schön ist die Schilderung des Arbeitsplanes, den sich der alte Haurisius für den Fall erdacht hat, daß sein Sohn doch noch als Lehrling zu ihm käme in die lateinische Küche.

„Er würde dem Christoph zuerst die Pflanzen erklären und ihre geheimen Kräfte. Vom Herrn Bombastus wollte er ihm erzählen, der die Menschen gelehrt hatte, daß nierenförmige Blätter Heilmittel gegen Nierenleiden wären, herzförmige gut täten bei allen Herzkrankheiten. So würde er ihn leicht auf die geheimen Beziehungen hinweisen können, die zwischen den Menschen und den Pflanzen walten. Dann sollte der Provisor Hottinger ihn in die Lehre bekommen und ihm zeigen, wie man Pillen drehte, Salben mischte und einen kräftigen Theriak aus zwölflei Ingredienzien zusammenbraute. Erst zuletzt, wenn der Christoph die Technik und alle Kunstgriffe beisammen hatte, würde er ihn in sein Allerheiligstes einführen und ihn an seiner Arbeit teilnehmen lassen, damit sie sie gemeinsam zu Ende brächten.“

Die Gestalt des Apothekers Caspar Benedict Haurisius ist mit einer Wärme gezeichnet, wie sie nur jemand aufbringen kann, dem die Atmosphäre der deutschen Apotheke selbst einmal zum Erlebnis geworden ist.

Die Fabel der Novelle atmet jenen Geist liebenswürdiger Erfindung und spielerischer Phantasie, der ein besonderes Charakteristikum der Weltenschen Muse ist.

In den Sohn des Apothekers Caspar Benedict Haurisius, der auf der hohen Schule zu Heidelberg die Rechtsgelahrtheit studiert, und den die stolze Mutter schon als Kammergerichtsrat seines Amtes walten sieht, ist der Funke der Theaterbegeisterung gefahren, und die Erstaufführung der Schillerschen „Räuber“ auf der Bühne seiner Heimatstadt hat diesen Funken zur Flamme werden lassen. Nun will er Schauspieler werden mit dem Willen seiner Eltern oder ohne ihn. Die Mutter, die es erst mit Spott und mit

Zwang versucht, greift, als sie merkt, daß ihn Härte nur zur Flucht, nicht aber zum Gehorsam bringen würde, zur List. Sie geht scheinbar auf die Wünsche des Sohnes ein. Aber sie stellt eine Bedingung. Er muß seine Befähigung zur Schauspielkunst dadurch beweisen, daß er eine Rolle so spielt, „daß männiglich sie ihm glaubt. Id est, daß niemand, sobald er als ein König, ein Ritter, ein Held oder was sonst immer agiert hat, hinter der Rolle einen Schauspieler vermutet, sondern vermeint, daß selbiger ein wirklicher König oder ein Ritter oder ein Held oder was sonst immer sei.“ Ein Befähigungsbeweis, der noch dadurch besonders erschwert wird, daß dem Sohne in der Zwischenzeit der Besuch jedes Theaters, „sei es im Parterre oder gar auf der Szene selbst“ strengstens untersagt ist. Und doch macht der junge Haurisius das Unmöglich-scheinende zur Tat. Auf einer Maskenredoute spielt er seinen eigenen Vater in so vortrefflicher Maske, daß er alle Welt, ja sogar den Vater selber täuscht, der entsetzt und verstört seinen Geist vor sich zu sehen glaubt. So hat denn der Jüngling die Bedingungen erfüllt, die man ihm gestellt hat und die Eltern vermögen seinen Zukunftsplänen nichts mehr in den Weg zu legen.

Dem großen Magisterium gehen auch die beiden männlichen Hauptpersonen der Dichtung „Laskaris“ von Arthur Pfungst nach. Ein eigentlicher Apotheker ist nur Walter, ursprünglich Provisor in der Apotheke Heinrichs von der Linden, später Offizier in Diensten Augusts des Starken von Sachsen. Laskaris selber, dessen faustisches Suchen nach dem Sinn des Lebens das Epos in einer Flut wohlklingender Verse verständlich zu machen sucht, gibt in der Apotheke lediglich eine kurze uncharakteristische Gastrolle. Jrgendwelche pharmazeutischen Eigentümlichkeiten persönlicher oder sachlicher Art werden in der Dichtung nicht geschildert.

Einen Romantiker eigener Art, einen Menschen, der über der Herbeiführung der ihm zur Erreichung seines romantischen Ziels notwendig erscheinenden Vorbedingungen dieses Ziel selber tatenlos ins Wesenlose entschwinden läßt, zeigt die wundervolle Novelle der Ricarda Huch „Der Mondreigen von Schlaraffis“.

In der schwebenden Gelöstheit ihres Geschehens, das der Erde nur als ihrem Substrat verknüpft, nicht unbedingt zu ihr gehörig und von ihr abhängig ist, spielen ein Mann und eine Frau die Hauptrollen, der Apotheker und Frau Salbe.

Wenn an Sommersonntagen der Vollmond zauberisch die Stadt Schlaraffis, die Wiese und den See beschien, dann versammelten sich die Menschen auf der Wiese am See, reichten sich die Hände und tanzten, uraltem Brauche folgend, unter dem Gesange überkommener Weisen einen Reigen,

bis sie die Müdigkeit oder Überdruß auseinandertrieb. Hier hatte Dominik, der Apotheker, als kleiner Knabe ein Mädchen gesehen, dessen zarte und feine Lieblichkeit ihn sehnsüchtig hatte aufflammen und in ihm den Wunsch hatte rege werden lassen, klug, gebildet und reich zu werden, um dieses Mädchen einmal heimführen zu können. Und nun baute er diesem fernen romantischen Ziele die Wege praktischer Erfüllung zu.

Es gelang ihm durch eiserne, durch nichts abzuleugnende Arbeit, aus einem armen, ungebildeten Knaben einfacher Herkunft zum angesehenen Besitzer der einzigen Apotheke von Schlaraffis zu werden. Aber damit war sein Ehrgeiz noch nicht gestillt. Die Erfindung einer wunderbaren Sonnenfarbe sollte ihn mit einem Schlage zu einem reichen Manne machen.

Was tat's, daß der eigentliche Gegenstand seiner Glückswünsche, das kleine Mädchen von damals, längst die Stadt, man wußte nicht wohin, verlassen hatte? In ihm lebte die unerschütterliche Zuversicht, daß die Bezwingung aller Mittel zum Ziele, aller ihm notwendig erscheinenden Voraussetzungen, auch dieses Ziel selbst herbeizwingen müßte.

Da tauchte in der Stadt eine Frau auf, die dem Kinde von damals glich und ihm die weibliche Erfüllung alles dessen zu sein schien, was jene Kleine ihn hatte ahnen und empfinden lassen. Aber so stark auch seine Gefühle ihn zu dieser Frau trieben, so sehr er wußte, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie für immer an sich zu ziehen, noch waren die Voraussetzungen nicht erfüllt, denen er — als ihre Folge — sein Glück verdanken wollte, noch war er nicht reich, nicht gebildet genug. Das romantische Ziel als Selbstverständlichkeit im Busen tragend, verlor er sein Leben und sich an die praktischen Mittel zu seiner Erringung.

Anders die Frau Sälde, seine Gegenspielerin. Weit davon entfernt, romantische Ziele zu haben, war sie selbst Romantikerin, schwang sie, ganz Ton, ganz Rhythmus, ganz Musik, in dem Mondreigen von Schlaraffis wie in ihrer eigentlichen, ihr zugehörigen Welt. So mußte sie an der Welt der Tatsächlichkeit, der Eier und des Neides zerbrechen.

Als der Apotheker von einer der Verwirklichung seiner Pläne gewidmeten Reise, die ihn jahrelang der Heimat ferngehalten hatte, zurückkehrte, ein reicher Mann, alle Voraussetzungen, an die er sein Glück geknüpft hatte, erfüllend, da hatte dieses Glück selber schon lange die Augen für immer geschlossen, war Frau Sälde, von allen Seiten bedrängt, verzweifelt und seine Heimkehr, seine Hilfe vergebens erhoffend, längst freiwillig in den Tod gegangen.

Er blieb zurück, ein einsamer, ein seltsamer Mann, der immer daran denken mußte, „daß er nur ein einziges Mal in seinem Leben glücklich, und daß das im Traum gewesen war“.

Die Kette der romantischen Apotheker mag mit einem Jüngling abgeschlossen werden, der sich und sein Leben so opferwillig und demütig in den Dienst einer geliebten Frau gestellt hatte, daß er in der Welt des Alltags nur noch als blasser Schemen, als fleischgewordene Arbeitsfunktion erschien.

Der Roman, in dem dieser Apotheker eine wesentliche Rolle spielt, läßt den Sieg der Romantik über die platte Wirklichkeit, das Daseins- und Geltungsrecht einer die nüchterne Realität durchdringenden Gefühlswelt so klar hervortreten, daß es in diesem der Romantik in allen ihren Spielarten gewidmeten Kapitel eine ausführliche Schilderung verdient.

Es handelt sich um die Erzählung „Im Monarchenwinkel“ von Willy Harms.

Eine junge Frau, an der Schwindsucht langsam dahingefiecht, hat in den langen und schweren Jahren ihrer Krankheit tief in sich und die wenigen Menschen ihrer Umwelt hineingesehen. Drei Männer bildeten ihren Lebenskreis. Ihr um vieles älterer Mann, ein ganz in seiner Berufsarbeit und seinen geschichtlichen Studien aufgehender Oberlehrer, ein angestellter Apotheker, der in ihrem Hause wohnte und an ihren Mahlzeiten teilnahm, und ein alter Pantoffelmacher, Nachtwächter und Sonderling, der einst als Landstreicher durch die Gegend gezogen und nur durch einen Zufall in der kleinen pommerischen Stadt hängen geblieben war. Zu diesen Dreien, die der Volksmund „die Monarchen“ nennt, weil sie alle ein eigenartiges, sie von ihren Mitbürgern unterscheidendes Gepräge tragen, stand die junge Frau zu ihren Lebzeiten in einem sonderbaren Verhältnis.

Dem einen, dem Apotheker, hatte sie kurz vor der Ehe, in die man sie hineingezwungen hatte, angehört, überrumpelt von seinem jähen Zugriff und dem plötzlichen Rausch des Blutes und der Sinne, bei dem zweiten, dem Ehegatten, der in ihr die Haushälterin schätzte und im übrigen das wegen seiner Jugend und seines Geschlechts nicht ganz voll zu nehmende Lebewesen sah, dem er selbständige Gedanken weder zumutete noch zugestand, schwankte sie zwischen trotziger Auflehnung und peinigendem Schuldgefühl, und von dem dritten, dem Nachtwächter, fühlte sie, daß er ihren Fehltritt wußte oder doch ahnte.

Mit keinem von den dreien aber konnte sie zu einer Aussprache gelangen. Gegenüber dem Apotheker drückte ihr die schamvolle Erinnerung an die Stunde der sündhaften Hingabe die Kehle zu, bei ihrem Gatten stießen die Anläufe zum Bekenntnis ins Leere, da er für ihre persönlichen Angelegenheiten weder Zeit noch Anteilnahme hatte, und der Nachtwächter wich jeder Frage und Andeutung mit dem Takt einer einfachen, aber reinen Seele aus.

So erzwang sie sich im Tode, was ihr im Leben versagt blieb. Ihr letzter Wille legte den drei Männern die gemeinsame Lektüre ihrer an langen einsamen Abenden verfaßten Beichte auf. Diese Nacht nach dem Begräbnis der Frau bildet den Inhalt des Buches. Einer nach dem andern liest vor. Einer nach dem andern wird wachgerüttelt, aufgestört in allen seinen Verborgenheiten durch die Schonungslosigkeit dieser Beichte, die zugleich ein Angriff ist von unerhörter Schärfe gegen die Blindheit des Gatten, der kein Auge hatte für die Nöte des Menschen an seiner Seite, gegen die Schwäche des Apothekers, der einmal den Aufschwung des Zupadens erlebte, um dann mit leeren Händen und leerer Seele verstört durchs Leben zu laufen, da er den Mut zum Kampf und zum Halten nicht aufbrachte.

Die tote Frau wirft ihren Zweifel an der Vaterschaft ihres Kindes zwischen die beiden Männer, den Oberlehrer und den Apotheker. Sie zeigt jedem, was er ist und wer er ist. Sie bringt bei ihrem Gatten die jahrzehntealte Kruste von Eitelkeit und Überlegenheitsbewußtsein zum Schwinden und läßt ihn, den unfehlbaren Philologen, zum Menschen, zum armen unbewehrten Geschöpfe Gottes werden. Sie steift dem Apotheker den Nacken und läßt ihn empfinden, daß er ein Mann und nicht ein hilfloser, jedem Willen anderer preisgegebener Knabe ist. Den Nachtwächter aber reißt sie heraus aus seiner behutsamen Unpersönlichkeit und macht ihn zum Mittler zwischen den beiden anderen.

Diese Nacht ist für die drei Männer so unendlich lang und so unendlich tief wie ein Schöpfungstag. Als der Morgen dämmt, nimmt der Nachtwächter sein Horn, um noch einmal seinen Rundgang anzutreten. Der Oberlehrer und der Apotheker aber lehnen Hand in Hand und Schulter an Schulter am offenen Fenster und blicken beide unverwandt nach den Bäumen des nahen Friedhofs in die Sonne hinein.

Eine nähere Analyse dieses Pharmazeuten erscheint kaum vonnöten. Seine Wesenszüge dürften aus der Inhaltsangabe des Romans deutlich genug zu ersehen sein. So mag nur noch hinzugefügt werden, daß er nach den Angaben seines Dichters ein tüchtiger, pflichttreuer und mit den Wissenschaften seines Berufs wohlvertrauter Apotheker ist. Seine emsige botanische Betätigung, seine Liebe zu den Pflanzen wird an verschiedenen Stellen des Buches besonders hervorgehoben. Dieser unpraktischen Liebhaberei hat er es vor allem zu verdanken, daß er bei den nüchternen und allen anscheinend nutzlosen Beschäftigungen durchaus abgeneigten Kleinbürgern in den Geruch der Sonderbarkeit geraten ist. Er hat einem Ludower Eingeborenen, dem Stellmacher Mamerow, anvertraut, daß er den Versuch machen wolle, „die *Primula officinalis*, zu deutsch Schlüsselblume, in der Ludower Gegend

anzufiedeln, wo sie sonst gar nicht vorkomme". Mit dieser Mitteilung hat er das Urteil der Ludower über seinen Geisteszustand selbst besiegelt.

„Was soll Mamerow zu solchen Einfällen sagen? Er denkt sich sein Teil, als er hinter dem Provisor herzieht, meint, daß er sich immer mehr von dem Monarchen Abendied anstecken läßt. Wie es wohl im Kopfe eines solchen Menschen aussieht, der an dem Schöpfungswerk Gottes herum bessern will, der unschuldigen Pflanzen Namen gibt, die kein Mensch aussprechen kann. Viel kommt von dem ewigen Hantieren mit den tausend Salben und Giften in der Apotheke, schließlich schlägt das auf den Kopf, denkt Mamerow.“

Die Fülle der dichterischen Erzeugnisse, die einen Apotheker als Träger eines romantischen Schicksals schildern, darf wohl als Beweis dafür angesehen werden, daß den Apothekern vielfach jene beiden Eigenschaften eignen, die jeder Romantiker unerläßliche Vorbedingungen sind: Sehnsucht und ein empfindsames Herz.

### Der skeptische Apotheker.

Die Charakterentwicklung eines Menschen läßt sich am kürzesten definieren als die Reaktion seiner individuellen Veranlagung auf den Lebenskreis und die Lebensbedingungen, in die sein Schicksal ihn gestellt hat. Je nach den Nötigungen seiner Natur wird er sich diesem Lebenskreis hingeben oder ihn fliehen, wird er ihn lieben oder hassen, wird er ihn umwerben oder bekämpfen. Die Resultante dieses Kampfs oder dieser Liebe aber bildet jene zum Prinzip erstarrte grundsätzliche Einstellung zur Umwelt, die wir als das Kennzeichen der vollendeten Charakterbildung anzusehen gewohnt sind.

So ist es selbstverständlich, daß sich aus und an den gleichen Lebensbedingungen die verschiedensten Charaktere entwickeln können. Die Enge und Gebundenheit des Apothekerberufs, die den einen zur komischen Figur stempelt, den anderen zur Flucht in dilettantische Kunstübung oder in romantische Laten, Träume und Süchte treibt, läßt wieder anderen die Relativität aller menschlichen Daseinsformen zur sie beherrschenden Vorstellung werden, macht sie im Verein mit der gerade innerhalb der Berufstätigkeit des Apothekers so häufig gegebenen Einsicht in menschliche Kleinheit und Schwäche zu Skeptikern.

In einer der von ihm unter dem Titel „Neue Fabeln“ veröffentlichten kleinen Erzählungen aus dem Tierreich läßt Max Kolmsperger zwei „grüblerische und ebenso mißgünstige“ Mistkäfer vergeblich darüber nachsinnen, warum ihrem Vetter, dem Pillendreher (Ateuchus), durch die Menschen der Beinamen sacer (der heilige) verliehen wurde. Schließlich gibt ihnen die Kröte eine sie befriedigende Deutung. An Hand eines tierischen



Konversationslexikons weist diese Bibliothekarin des Tierreichs nach, daß die Bezeichnung des Pillendrehers nur als Beweis für die menschliche Verschrobenheit angesehen werden könne, „da noch kein Pillendreher im Geruche der Heiligkeit gelebt, geschweige denn gestorben wäre“.

Diese kleine Bosheit reizt eher zum Schmunzeln als zur Abwehr. Sie hat einen wahren Kern, der anerkannt werden muß. Tatsächlich ist „Heiligkeit“ im allgemeinen nicht die Sache der in der zitierten Fabel persiflierten Angehörigen des Apothekerstandes. Mögen sie auch noch so kirchengläubig sein, sie stehen in ihrer großen Mehrzahl viel zu genuß- und lebensfreudig auf dieser trogalleudem schönen Erde, um über dem Jenseits das Diesseits zu veräußen. Dazu ist den meisten von ihnen, aus bereits dargelegten Gründen, eine mehr oder minder sanfte Skepsis zum selbstverständlichen Wesensteil geworden. Sind aber Lebensfreudigkeit und Skepsis in der richtigen, der glücklichen Mischung in einem Menschen vereinigt und gesellt sich noch die schönste menschliche Eigenschaft, die Güte, dazu, so entspringt dieser Trias zwar nicht die „Heiligkeit“, aber eine andere, gleichfalls göttliche und das irdische Jammertal erhellende Begnadung: Der Humor.

Einen Apotheker voll solchen echten, aus Lebensfreudigkeit, Skepsis und Güte erwachsenen Humors stellt Gustav Rickelt in seinem lustigen, durch die Feinheit der Charakteristik und die originelle Abwandlung des an sich einfachen Motivs mitunter die Komödie streifenden Schwanke „Der Glückspilz“ auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Der Provisor Walter Wachtel ist der deus ex machina, der durch einen tollen Streich die biedere Bürgerlichkeit des in Frage stehenden Provinzstädtchens zu einem Tanze um das goldene Kalb zwingt, der um so grotesker wirkt, als — der lockende Mammon zunächst nur eine Worttäuschung, das goldene Kalb nur eine Altrappe ist.

Es ist von zwerchfellerschütternder Drolligkeit, wie der Apotheker durch ein im Namen seines mittellosen Jugendfreundes ausgefertigtes Testament, in dem er alle kirchlichen, geselligen und gemeinnützigen Einrichtungen der Stadt einschließlich des Magdalenenstifts und der jüdischen Gemeinde mit ungeheueren Legaten bedenkt, den Nimbus des Reichtums um seinen Freund zu breiten weiß und mit diesem Schelmestreich die kaltherzige Ablehnung des als armer Schlucker aus Amerika Heimgekehrten durch seine Verwandten in das Gegenteil, in heiße Umwerbung wandelt, wie er die dankenden Deputationen der in dem Testamente bedachten Körperschaften und Einrichtungen und den Bürgermeister der Stadt empfängt und schließlich dem Freunde zu der angebeteten Frau verhilft. Ein fröhlicher Kerl voll Menschenkenntnis und tapferer Unverfrorenheit, ein Philosoph, der

die Ergebnisse seiner nachdenklichen, von Kognak und ähnlichen geistigen Getränken ausgiebig angefeuchteten Betrachtungen nie im Abstrakten sich verflüchtigen, sondern praktisch zur Tat werden läßt, steht dieser Apotheker als der einzige von rein menschlichen Gefühlen Geleitete unter der Schar der Goldanbeter. Der Schwankdichter legt Wachtel gleich zu Anfang des Stücks die folgenden tiefsinnigen Bemerkungen über die Vertreter der Pharmazie und ihr Verhältnis zu ihrer Umwelt in den Mund:

„Weißt du — wir Apotheker — das bringt so der Beruf mit sich — ich sage dir — wenn einer die Menschen kennt, dann wir. Wir sehen die meisten, die zu uns kommen, in Not und Angst. Die Angst holt das Innere nach außen. Wir riechen ordentlich die Menschen auf ihren Gehalt. Weißt du, warum so viele Apotheker am Suff zugrunde gehen? Erstens mal von wegen dem vielen Alkohol, mit dem sie an sich zu tun haben, zweitens aber, weil unsere Berufsfrankheit, der Ekel über die Erkenntnis der menschlichen Natur mit Alkohol ersäuft werden muß. Wir Apotheker sind alle melancholische Säufer.“

Den letzten Teil seines elegischen Bekenntnisses straft Walter Wachtel mit jeder Tat, mit jedem Wort, mit jeder Geste in dem weiteren Verlaufe des Stückes Lügen. Wenn er schon ein Säufer ist, so gehört er in keinem Falle zu der melancholischen Spezies dieser Gattung. Der Suff macht ihn nicht tiefsinnig, sondern vergnügt, nicht verschlossen, sondern mitteilbar, und gerade dieser Umstand ist es, der ihn fast zum Lotengräber des doch von ihm selbst begründeten Glückes seines Freundes werden läßt. In heiterer Weinlaune geht dem Provisor die Zunge durch, befreit er sich von der Last des Geheimnisses, prustet er, überwältigt von der außerordentlichen Komik des Geschehenen, die Wahrheit über das Testament, über den ungeheuren Bluff, auf den er das ganze Städtchen hat hereinfallen lassen, in die Welt. Und nun zeigt der Verfasser des Schwanks sehr fein die erneute Umkehr der Bürger, der Verwandten. Nur die junge Frau des in jähem Umschwung wieder von allen verlassenem armen Reichen hält zu ihm. Bis plötzlich ein amerikanischer Notar auf der Bildfläche erscheint und die auch dem Heingekehrten völlig unerwartete Mitteilung bringt, daß sein früherer amerikanischer Chef gestorben ist und ihn, ausgerechnet ihn, zum Erben seines Millionenvermögens gemacht hat. So kann er alle testamentarisch festgelegten Legate schon jetzt zur Auszahlung bringen und sich ohne jede Furcht vor einem abermaligen Umschwung der Gefühle seiner Verwandten und Mitbürger ihrer wiederum erwachten Wertschätzung und Anerkennung freuen. Seinem lieben Provisorfreunde aber, dessen skeptische Menschenkenntnis und unbekümmerter Humor die Grundlage seines Glückes geschaffen haben, verspricht er den Ankauf einer Apotheke.

Zu jener schönsten Blüte skeptischer Weltanschauung, zum Humor, hat

sich auch die Skepsis der Apotheker entwickelt, die uns Sophie Hochstetter in „Augusts Rettung“, Kopernikus in „Die Amazone“ und vor allem — Jakob Christoffel v. Grimmelshausen in dem Buche „Das wunderbarliche Vogelnest der Springinsfeldischen Leirerin“ vorführen.

Der Apotheker Feuerlein in der reizenden Geschichte von Sophie Hochstetter, die den langen Titel „Augusts Rettung oder die Apotheke zum goldenen Einhorn“ trägt, ist ein gar gewichtiger Herr, der mit Sr. Erlaucht dem Grafen in nahem persönlichen Verkehr steht, dessen Haus, dem seine Lante, die „Frau Hofrätin“, vorsteht, gesellschaftlich zu den besten der Stadt zählt, und dessen Weltflugheit, Menschenfreundlichkeit und Humor die Dichterin verschiedentlich zutage treten läßt. In dem Gemeinderat, in dem über die Bitte des Helden der Geschichte um das Aufenthaltsrecht innerhalb des Städtchens entschieden werden soll, hat Herr Feuerlein das Lügengewebe, mit dem der Supplikant sein Gesuch begründet, sofort durchschaut.

„Auf dem Gesicht eines der Gemeinderäte erschien die Spur eines Lächelns. Es war ein gar stattlicher Herr, mit schönem weißen Loupet, einer karminfarbenen Weste und einem schwarzgrünen Rock. Sein Gesicht drückte Humor und guten Nahrungsstand aus . . . Und der Herr Stadtapotheker, wie man den Heiteren anredete, verbarg sein Mienenspiel hinter der vorgehaltenen Hand.“

Die graziose Geschichte spielt in jener Zeit, da in Frankreich schon die Donner der großen Revolution grollten, und die französischen Emigranten, die Vicomtes, Marquis und Sieurs scharenweise den Rhein überquerten, um in Deutschland ein Asyl zu suchen; in jenem Deutschland, an dessen Fürstenhöfen noch das Kokoko seine zierlichen Schändrkel zog, und ein Mann von Adel einer guten Aufnahme sicher sein konnte.

Die Fabel ist mit Phantasie und Geschmack in diese bunte, arabeske Zeit hineingesetzt. Ein junger Edelmann, schön, aber ein wenig beschränkt, ist wider seinen Willen zu drei Bräuten auf einmal gekommen. Nun ergreift er die Flucht nach einer kleinen Stadt, die noch das Asylrecht der Kaiserlichen Freiheit besitzt. An ihren Mauern hört jede Strafverfolgung und, wie er hofft, auch jede andere auf. Hier glaubt er sich sicher. Angstlich meidet er, durch Erfahrungen gewöhnt, jeden weiblichen Verkehr. Er zieht in die Apotheke, wo ihn ein inniges Freundschaftsverhältnis mit einem dort wohnenden jungen Franzosen, einem Herrn Georges Dumont, verknüpft.

Dieser Georges Dumont aber entpuppt sich schließlich als — eine Georgette, als die Tochter eines elsässischen Emigranten von Berg, der am Hofe des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth eine feste Anstellung sucht und inzwischen seine durch ihre Verkleidung vor jeder Anfechtung geschützte Tochter bei dem

flugen und menschenfreundlichen Apotheker untergebracht hat. Die weiteren recht amüsanten Verwicklungen der Novelle können hier nicht geschildert werden. Genug, daß nach Lösung aller Irrungen und Wirrungen das Fräulein Georgette von Berg die eigentliche, die wirkliche Braut Augusts wird.

Die Apotheke des Herrn Feuerlein wird in der Erzählung wie folgt beschrieben:

„Es waren gar schöne Fayencebüchsen in der Offizin, bunt bemalt und mit gebrannter Inschrift, und geschliffene Gläser, schön gedrechselte Holzbüchsen, kurzum, allerhand zum Betrachten. Aus einer riesengroßen Eichel lief der Bindfaden von der Decke, und zwischen den Fensterpfeilern stand eine alte Holzschmiederei, das sagenhafte Einhorn.“

Das Laboratorium aber, in dem neben pharmazeutischen Arbeiten die Kunst der Alchemie betrieben wurde, beherbergte „Kupferkessel und Retorten, so groß wie Dudelsäcke, mit einer ungeheuren offenen Esse, auf der Holzkohlen lagen und Dreifüße standen“.

Auch der Apothekergarten mit seinen verschiedenen Abteilungen für Nutz-, Zier- und Giftpflanzen ist in der Novelle anschaulich beschrieben.

In eine ganz andere Welt führt der Zeit- und Künstlerroman „Die Amazone“ von Kopernikulus. Diese Amazone ist nichts weniger als eine mit Schild und Speer bewaffnete gefahrdrohende Penthesilea. Sie lebt lediglich in der Phantasie eines jungen Malers, der seine Angst vor dem komplizierten Gemisch von Zärtlichkeit und Kälte, von Güte und Grausamkeit, von Anziehung und Abstoßung, das er von der Frau seiner Sehnsucht teils befürchtet, teils erhofft, dadurch zu bekämpfen sucht, daß er den Körper einer von ihm gemalten Amazone mit einem Antlitz krönt, das allen diesen Eigenschaften den denkbar sprechendsten Ausdruck gibt. Lange sucht er nach einem passenden Modell. Aber als er es endlich in der Frau Kommerzienrat Karola Meyer geb. von Brandenstein findet, da entbrennt er sofort in so stürmischer Liebe, daß die mit der gemalten Amazone bezweckte Abwehrtendenz gegen gerade diesen Typ von Weib überhaupt nicht zur Erprobung ihrer Wirksamkeit gelangt.

Unter dem bunten Gewimmel merkwürdiger Gestalten, in dessen Mitte sich Frau Karola, die Pseudoamazone, bewegt, befindet sich auch ein Apotheker, Emil Sprung. Er spielt in dem Roman die Rolle des Räsoneurs, der skeptisch und beobachtend durch die hier geschilderte Welt von Schein, Betrug und Anmaßung geht. Was ihn an dieses Milieu fesselt, ist eine stille aber tiefe Liebe zu Frau Karola, von deren besserem Kern er überzeugt ist.

Er hat die verwöhnte Frau, die auch dieses Nervenstimulans nötig zu haben glaubte, geraume Zeit hindurch mit einer Flüssigkeit versorgt, die sie für Morphinlösung hielt, die aber in Wirklichkeit nur verdünntes Bittermandelwasser war. Mit diesem für Tötungszwecke wenig geeigneten Mittel macht Frau Karola nach dem wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch ihres Gatten, der sich der gerichtlichen Bestrafung durch die Flucht entzieht, einen Selbstmordversuch. Aber der Heroismus weicht bald der Angst und dem Lebenswillen, und sie ist übergläücklich, als der Apotheker Sprung sie über die Harmlosigkeit des vermeintlichen „Gifts“ aufklärt, die aus Liebe zu ihr begangene Täuschung eingesteht.

Belehrt und belehrt will sie, und sei es auch in Neustadt oder Krähwinkel, diesem treuen Menschen in das neuzugründende Heim, in die noch zu kaufende Apotheke folgen, ihm, dem Manne, „den“, wie er selber sagt, „eine Amazone braucht“. Klug und nüchtern, voll verhaltenen skeptischen Humors und dabei doch starker Gefühle fähig, ist der Apotheker Emil Sprung die erfreulichste Erscheinung unter den recht problematischen Figuren des Romans.

Aber alle diese Gestalten bürgerlicher und mithin in ihren Tugenden wie in ihren Sünden gleichermaßen abgedämpfter Zeitalter erscheinen mit allen ihren Vorzügen und Schwächen blaß und unwesentlich, wenn man ihnen jene gerundeten, saftigen Persönlichkeiten entgegenhält, denen wir in den klassischen Schelmenromanen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts begegnen.

Wenn in Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausens letztem und reifstem Werke, in dem Buche „Das wunderbarliche Vogelneest der Springinsfeldischen Leirerin“ der durch Zauberkraft unsichtbare Held einer Bäuerin, die auf dem Wege zum Markt ihren Käse durch Beharnen reifer zu machen sucht, die Sitzfläche mit Brennesseln bearbeitet, wenn er in Amsterdam einer jungen Jüdin als Prophet Elias bewohnt und die Erlaubnis des Vaters und der ganzen Jüdenschaft durch die Weissagung gewinnt, daß die Jungfrau durch ihn befruchtet den Messias gebären werde, und dieser Messias nach Ablauf der Schwangerschaft als Mädchen zur Welt kommt, dann ist das von unmittelbarster und echtster Komik.

Auch die Episode des Buches, in der ein Apotheker handelnd auftritt, ist von ursprünglichem Humor durchtränkt. Die erste Entdeckung, die dem neuen Herrn des unsichtbarmachenden Vogelneestes aus der Verwendung seines kostbaren Besitzes zuwächst, ist die von der geplanten Untreue seiner Frau.

Es kann an dieser Stelle nicht ausführlicher geschildert werden, mit



*Dr. J. L. M. M. M.*

welchen Mitteln der Gatte und sein Apothekervetter den Ehebruch vereiteln, wie im Dunkel der Nacht der Ehemann die Rolle des Geliebten spielt und das schuldige Weib in der Maske des Liebhabers aufs übelste zurichtet und straft. Es muß aus mancherlei Gründen auf die Lektüre des Originals verwiesen werden. Genug, daß sich der Apotheker, auf den es uns ja hier in der Hauptsache ankommt, als ein wohlhabender und wohlangehender, kluger und skeptisch-humoriger Herr erweist, der auch sein Handwerk aufs trefflichste versteht.

Es wird aufs anschaulichste geschildert, wie er das Marzipan, das er der Frau seines Vetters bereitet, „mit flammendem Herzen und einem Pfeil dadurch“, mit Emblemen der Liebe und einem Verse zierte. Die Matronen aber, die er ihr zum Kaufe verehrte, „vermischte er trefflich mit Bleizucker, so ihren hitzigen Nieren zur Kühlung taugen sollten“.

Hat der Apotheker so seine Kunst zur Dämpfung einer ihm unpassend erscheinenden Lust verwendet, so hat ihn sein Vetter anderseits im Verdacht, ihm zur Kräftigung der seinen „ein wenig Sartyrion unter die Purgation“ vermischt“ zu haben. Diese „Purgation“ aber, die in der Bestrafung der Frau eine sehr wesentliche Rolle spielt, hat sich als äußerst wirksam erwiesen.

An der beruflichen Geschicklichkeit des Apothekers dürfte also ein Zweifel kaum bestehen. Ebensovienig ist ein solcher an seiner Wohlhabenheit und seiner bürgerlichen Stellung möglich. Er arbeitet mit mehreren Gesellen, sein Haus hat einen schönen Garten mit allerhand „Raritäten und wunderbaren Gewächsen“, er führt einen guten Keller und eine gute Küche, und der freundnachbarliche Besuch eines Ratschherrn scheint für ihn durchaus nichts Außergewöhnliches.

Einen interessanten Einblick in das damalige Verhältnis zwischen Arzt und Apotheker gewährt folgendes Epistulum, das der rachsüchtige Ehegatte im Namen seines Apothekervetters an den Doktor richtet, um diesen, den ahnungslosen Geliebten der Ehehälfte des Brieffschreibers, in die Apotheke zu locken.

„Wohledler, Hochgelehrter Herr Doktor.

In Betrachtung, daß je und allweg die Apotheker denen Herren Doctoribus der Medizin als ihren höchsten Patronen und Förderern mit äußerster Dienstbezeugung und Erweisung aller Annehmlichkeiten gehorsamlich an die Hand zu gehen vor ihre Schuldigkeit gehalten, habe ich solche gegen Ew. Erz. auch gehorsamlich hiermit einen dienstlichen Anfang zu machen unterstehen, Ew. Erz. zu der nächsthin angenommenen Dignität und Würde alles Glück, Heil und selbst desidierende Prosperität und Wohlfahrt herzlich anzuwünschen, zumalen dieselbe ihres heutigen Namenstags mit beifolgendem Gebenfringlein erinnern und allerdienstlichst bitten wollen, Ew. Erz. wollten großgünstig belieben, künftig meiner Wenigkeit

als ihres geringsten Dieners großer Patron zu sein und zu verbleiben, und morgen vormittag ohnschwer die Mühe zu nehmen, meine Apotheke zu visitieren, so sich Defekt und Mängel darin befinden, solche durch dero hocherlauchte Sciencz, Weisheit, hohen Rat und Unterweisung großgünstig zu korrigieren und mich zu würdigen, den darauf folgenden Mittag bei einem welschen Hahnen und was Küch und Keller weiters vermag, mein angenehmer Gast zu sein; welche verhoffende große Courtoisie gegen Ew. Erzellenz ich hinwiderumben gehorsamlich zu verdienen mir die Tag meines Lebens angelegen sein lassen werde: Als der ich einmal festiglich beschloffen und mir vorgefetzt, so lang ich leben werde, zu sein und zu verbleiben Euer Erzellenz Treuegehorsamer Diener N. N., Apotheker zum Silbern Einhorn."

Dieser aus einem einzigen Satze bestehende Brief ist fraglos drollig übersteigert und seine Untermüßigkeit eine heitere Verspottung dessen, vor dem der Schreiber anscheinend in Ehrfurcht erstirbt — „Der Herr Wetter ist gar zu frei und der Doktor wird vermeinen, ich sei ein Narr“, sagt lachend der Apotheker —, aber das Schreiben zeigt nach Abzug der Übertreibungen doch, was damals, im siebzehnten Jahrhundert, in der Beziehung zwischen Arzt und Apotheker Brauch und üblich war oder zumindest nicht verwunderlich wirkte.

Es ist nicht uninteressant, daß in der Komödie des Italieners Luigi Pirandello, „Der Mann, das Tier und die Tugend“, gleichfalls ein durch einen Apotheker besonders hergerichteter Gebäud eine wesentliche, den Gang des Stückes beeinflussende Rolle spielt. Freilich dürften damit die Ähnlichkeiten, die sich zwischen den so verschieden gearteten Apothekern des Grimmeischausen und des Luigi Pirandello feststellen lassen, erschöpft sein. Stammt die humorige Skepsis des einen aus der Klarheit seiner Einsicht und der Festigkeit seiner Stellung in und auf der Welt, so ist die skeptische Einstellung des anderen gänzlich ohne Humor und lediglich die Basis stets erneuter Versuche, die Schwächen der anderen auszuwitern und zu seinem Vorteil nutzbar zu machen.

Im übrigen hat die Komödie Pirandellos noch eine Eigenschaft, die sie mit Grimmeischausens Schelmenroman in eine gewisse Verbindung bringt: ihre Derbheit. Aber was in dem wunderbarlichen Vogelneß aus Zeit und Umständen natürlich empornwächst, ist bei Pirandello gesucht und konstruiert. Das zeigt sich am deutlichsten in der Titelgebung der Komödie des Italieners, die, durch den Untertitel „Ein Gleichnis in drei Akten“ noch besonders unterstrichen, den Eindruck einer symbolischen, einer gleichnißhaften Bedeutung zu erwecken sucht.

In Wahrheit ist das Pirandello'sche Stück nichts weniger als symbolisch, sondern ein handfest gezimmerter derber Schwank, der mitten ins wirkliche Leben greift und dessen Personen an konkretester, durchaus unmythischer



Körperlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Und das Gleichnis? Pirandello entlarvt in seiner Burleske den vorgeblichen „Mann“ als feigen Schwächling, das „Tier“ als einen polternden und von einem zänkischen Weibe mühelos regierten Wollüstling, und die „Jugend“ als eine leicht zu Fall gebrachte pretiöse Bürgerin. Jeder von den Dreien trägt nur die Maske seiner angeblichen Sonderheit und ist im Kerne seines Wesens das Gegenteil von dem, was er vortäuscht. Hier dürfte der Sinn des „Gleichnisses“ zu suchen sein, in der unausgesprochenen skeptischen Frage: Wer ist wirklich das, was er zu sein glaubt, was er zu sein vorgibt?

Die Handlung des Stückes ist von äußerster Komik und Werwegenheit. Der „Mann“, ein Schulprofessor, hat der „Jugend“, der Gattin eines stets auf Reisen befindlichen Schiffskapitäns, des „Tiers“, durch liebevolle Tröstung über den Schmerz des Alleinseins hinwegzuhelfen gesucht. Da plötzlich zeigt sich, daß diese „Tröstung“ nicht ohne Folgen geblieben ist. Entsetzen und Ratlosigkeit lassen den „Mann“ alle Männlichkeit, die „Jugend“ jede Fassung verlieren. Ein Ausweg bleibt. Der Kapitän, der am nächsten Tage nach längerer Fahrt auf vierundzwanzig Stunden nach Hause kommen soll, muß unter allen Umständen zu einem Zärtlichkeitsaustausch mit seiner Frau veranlaßt werden, der den unvorhergesehenen Familienzuwachs beglaubigt.

Hier aber türmen sich Schwierigkeiten, die nur mit Hilfe des Apothekers Loto überwunden werden können.

Das Glanzstück des für den heimgekehrten Kapitän hergerichteten Festmahls bildet eine Cremetorte, deren Schokoladenteil von Loto laut Anweisung seines ärztlichen Bruders „mit allen Schikanen präpariert“ ist. Die Präparierung erweist sich als wirkungsvoll. Das seit Jahren nicht mehr Geschehene ereignet sich in der dem Festmahl folgenden Nacht. Die „Jugend“ hat ihrem Liebhaber versprochen, am frühen Morgen zum Zeichen des Gelingens ihres Planes einen Blumentopf auf das Fensterbrett der Veranda zu stellen. Der Morgen kommt, das Zeichen bleibt aus. Der aufs äußerste erregte Professor, von dem ahnungslosen Gatten bei seinem Patrouillengang bemerkt und in die Wohnung gerufen, kann sich kaum noch beherrschen und provoziert einen heftigen Streit mit dem Kapitän.

Da erscheint, wie die Regieanmerkung des Stückes vorschreibt, kaum noch fähig, sich zu bewegen und zu sprechen, die „Jugend“ und trägt nicht einen, nein, fünf Blumentöpfe auf die Veranda. Sich vielmals wegen seiner Heftigkeit entschuldigend, umarmt der plötzlich aller Sorgen entthobene Professor den Kapitän. Nun mag geschehen, was da will. Die Schlacht ist gewonnen.

Der Apotheker des Pirandello'schen Stückes wird in einer Regieanmerkung wie folgt charakterisiert:

„Miene eines schlauen Fuchses, am Kragen eng zugeknöpft wie ein Geistlicher. Er reibt sich unausgesetzt die Hände am Kinn, als wollte er sie an der Quelle seiner süßsauren Anmut waschen.“

Es läßt sich nicht behaupten, daß diese Charakteristik besonders liebevoll ist. Aber sie entspricht durchaus der Rolle, die der Apotheker in dem Stücke zu spielen hat. Es ist die des schlauen Schwägers, der um einen geringen Vorteil, so um den ihm durch den Professor gewährten Freikaffee, jedem nach dem Munde redet. Aber der Apotheker Loto hat auch seine guten Seiten. Bei der Herstellung der bereits erwähnten „präparierten“ Cremetorte läßt er im Hinblick darauf, daß der elfjährige Sohn des Kapitäns vermutlich auch von dem Gebäck essen wird, die eine Hälfte der Torte ohne jede Zutat und gibt dem Professor folgende Erläuterung: „Die weiße Hälfte ist für den Unschuldigen, auch für dich natürlich, wenn du magst. Die schwarze, mit Schokoladencreme, ist nichts für den Jungen, verstehst du?“

Auch in den Romanen von Adam Karillon werden die Apotheker als schlaue Schwäger gekennzeichnet, die sich von dem etwas hinterhältigen Loto Pirandello's hauptsächlich durch eine burschikose Art lärmenden Volterns, durch die behagliche Offenheit, mit der sie ihre skeptische Anschauung von Menschen und Dingen zur Schau tragen, unterscheiden. Am besten, weil nicht ohne Liebe, ist noch der Apotheker Bittersüß in dem Roman „Am Stammtisch zum faulen Hobel“ gezeichnet. Bei ihm leuchtet durch alle Verzerrung ein Funken pharmazeutischer Eigenart.

Die von Karillon in diesem Roman geschilderte Behaglichkeit kleinstädtischen Zusammenlebens, die das Nebeneinander zum Beieinander werden und in den so eng benachbarten Menschen ein menschliches Gemeinheitsgefühl von klar empfundener und sachlich betätigter Selbstverständlichkeit aufwachsen ließ, dürfte — wer weiß für wie lange — der Vergangenheit angehören. Die als Folge des Weltkriegs eingetretene Umschichtung aller sozialen Verhältnisse läßt eine Tafelrunde, in der anerkannte Honorationen thronen wie die olympischen Götter und Menschen, Dinge und Geschehnisse ihres kleinen Umkreises und der weiten Welt da draußen in weisen Wechselreden Revue passieren lassen, fern und unwirklich erscheinen wie ein Märchen aus längst verschollener Zeit.

Daß in einer solchen Tafelrunde auch der Apotheker eine gewichtige Rolle spielt, ist selbstverständlich. Aber gerade seine Charakteristik hat sich Karillon besonders leicht gemacht. Er beschenkt ihn mit einem Buckel, gibt ihm einen kauftischen Humor und eine witzige Suada, läßt ihn neugierig und quacksilbern

beweglich sein und legt ihm bestimmte, immer wiederkehrende Redensarten in den Mund, die wie ein Wagnersches Leitmotiv sein jeweiliges Auftreten ankündigen und begleiten. Schon der Name des Apothekers — Bitterfuß — ist ein Symbol und charakteristisch für die Art der Symbolisierung.

Auch die Krankenkassen und ihr Verhältnis zu den Ärzten finden in dem Buche, das weniger ein Roman als eine zwanglose Aneinanderreihung von Einzelgeschichten innerhalb eines gemeinsamen äußeren Rahmens ist, eine satirische Beleuchtung. Aber was hier nur nebenher gestreift wird, ist in dem Roman „Wiljo Konimus, das Schicksal eines Kassenarztes“, der eigentliche Gegenstand der Schilderung. Es ist das Problem der Sozialversicherung, das Karillon innerhalb des Rahmens einer frei erfundenen Handlung nach allen Seiten hin zu beleuchten sucht.

Wenn wir die Apotheker dieser Dichtung rein objektiv betrachten, dann erscheinen sie als skeptische, menschenkundige und durchaus nicht humorlose Leute, deren Brandmarkung als schlaue und amoralische Schwäger, deren spöttische Bekritteln und ethisch verbrämte Ablehnung durch ihren eigenen Schöpfer nicht recht begründet erscheint. Diese Apotheker sind mit den Schwächen und Bedingtheiten ihrer Umwelt vertraut und suchen sich ihr nach Möglichkeit anzupassen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine solche Einstellung auch ihre Schattenseiten haben, daß die Anpassung und Einfügung zu inneren und äußeren Kompromissen führen kann, die unter dem Gesichtswinkel der allgemeinen Ethik und der besonderen der gegebenenfalls in Betracht kommenden Berufsgruppe nicht zu rechtfertigen sind.

Liegen nun bei den in dem Roman nur knapp skizzierten Apothekern in der Tat derartige Fälle vor? Der Autor ist davon überzeugt. Aber ist es wirklich mit Recht? Diese Frage läßt sich nur bei einem etwas näheren Eingehen auf die Erzählung beantworten.

Karillon hat seiner Schöpfung den bereits erwähnten Untertitel „Das Schicksal eines Kassenarztes“ gegeben. Dieser Titel kennzeichnet die Tendenz des Buches. Es versucht an einer Fülle von Einzelbeispielen die der Krankenversicherung in ihrer heutigen Form anhaftenden Mängel zu geißeln, die korrumpierende Wirkung aufzuweisen, die diese Mängel auf die Versicherten und auf die Vertreter der Heilberufe, die Ärzte und Apotheker, nach Meinung und Kenntnis Karillons, ausüben. Aber die beabsichtigte Wirkung bleibt aus, da das hier vorliegende Problem nicht einmal in seinem Kern erkannt, geschweige denn mit zureichenden Mitteln in Angriff genommen ist.

Die Sozialversicherung war das Korrelat, mit dem der auf dem Individual-

prinzip aufgebaute Kapitalismus für die möglichst gering entlohnte Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft, nicht zuletzt auch im wohlverstandenen Eigeninteresse an der Erhaltung dieser Arbeitskraft, einen Ausgleich zu schaffen suchte. Sie sollte zugleich die Arbeiterschaft der kapitalistischen Wirtschaft auch innerlich verhaften und nahebringen. Die Entwicklung ist einen anderen Weg gegangen. Insbesondere die Krankenkassen haben sich mehr und mehr zu Pflanz- und Pflegestätten des dem Individualprinzip aufs schärfste entgegengesetzten Prinzips des Kollektivismus entwickelt und bilden einen wesentlichen Faktor bei der antikapitalistischen, antiindividualistischen Orientierung des arbeitenden Proletariats.

Es wäre außerordentlich wertvoll gewesen, wenn innerhalb eines Romans diesem Widerstreit nachgegangen, wenn der Phantasie eines Dichters geglückt wäre, worüber sich die besten Köpfe der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft bisher vergeblich den Kopf zerbrechen: für diese Antinomie, der die meisten der fraglos vorhandenen Mißstände letzten Endes entstammen, eine wirklich durchgreifende Lösung anzubahnen. In dem Karillonischen Buche findet sich nicht einmal ein Ansatz dazu. Es ist eine Sammlung von Anekdoten, die durch nichts miteinander verbunden sind als durch die bereits erwähnte Tendenz. Sein Held aber ist ein Ritter von der traurigen Gestalt. Er ist weder Kassenarzt, wie der Untertitel der Erzählung behauptet, noch hat er ein Schicksal. Seine Gastrollen als Vertreter verschiedener Ärzte mit Kassenpraxis können ihn nicht zum „Kassenarzt“ stempeln, und für ein „Schicksal“ fehlt es ihm am menschlichen Format. Ein braver Durchschnittsarzt, sucht er nach bestandener Staatsexamen eine möglichst auskömmliche Pfründe, die ihm eine behagliche Existenz und jenes Höchstmaß von bürgerlicher Achtung sichert, das er als Akademiker in jedem Falle beanspruchen zu können glaubt. Schließlich wird er, als er an der Erfüllung seiner Wünsche verzweifeln muß, fahnenflüchtig. Er heiratet ein Wirtstöchterlein, und, wie Karillon schreibt, „einige Monate später hatte das Deutsche Reich einen Krankenkassenarzt weniger, Renate einen Mann und die ‚Drei Hasen‘ hatten einen nüchternen gewandten Herrn“.

Es ist bereits angedeutet worden, daß der brave Doktor und spätere Wirt zu den „Drei Hasen“ Wiljo Ronimus die Apotheker, denen er bei seiner Niederlassungsfuche und in seiner ärztlichen Praxis begegnet, mit entschiedener Mißbilligung ablehnt. War die Frage nach der Berechtigung dieser Ablehnung zunächst offen gelassen worden, so kann sie jetzt beantwortet werden. Herr Dr. Ronimus ist zu Mißbilligung und Ablehnung den Apothekern gegenüber um so weniger legitimiert, als seine Beanstandungen in

der Hauptsache seinem Standesdünkel entspringen, den er fälschlich als ein besonders fein entwickeltes Gefühl für Standesethik anspricht.

Besonders kraß tritt dies bei seiner Begegnung mit dem Apotheker des Städtchens zutage, das er nach bestandenem Staatsexamen zur Stätte seiner Niederlassung zu machen gedenkt. Er geht als vorgeblicher Versicherungsgagent in die Dffizin, um sich möglichst unerkannt alle wissenswerten Auskünfte zu holen. Aber der „pffiffigkrumme“ Apotheker wittert mit geübter Nase sofort den Mediziner und begrüßt ihn mit folgender Suada:

„Mein Name ist Jung, mein Gewerbe das Gistmischen, Ihr kommt zur guten Stunde! Von drei Medikastern im Städtchen ist der erste eine halbe Leich', der zweite Alkoholiker, der dritte Morphinist. Sollte da denn nicht einer, dem der Kopf nur halbwegs auf den Schultern sitzt, sein reichliches Auskommen finden? Gebt mir die Hand! Für diese Gegend seid Ihr abgedreht wie der Stöpsel auf die Flasche. Nur eines Dinges aber laßt Euch durch mich belehren. Was der Bauer in der Westentasche heimtragen kann, das schätzt er nicht besonders. Schreibt so auf, daß er mit einem Zwerchsaß über den Schultern zum Apotheker laufen muß, und Ihr seid ein berühmter Mann. Gut ist's immer, wenn Ihr den Patienten eine Wirkung des Medikaments sehen laßt. Hat er die Flint' geladen, so soll sie losgehen. Zu welchem Loch hinaus, ist einerlei. Flidertee geht durch die Hautporen. Senna und Ipecacuanha — na, darüber seid Ihr orientiert. Gegen gebrochene Herzen gebt das Heftpflaster zum Schlucken. Ich habe noch an zwei Zentner von dem Teufelszeug hier am Lager. Geht's ab, so weiß ich, wo ich meine Winterkühlen lagern soll. Verstehen wir uns, mein Freund? Ich denke, ja. Wenn nicht, so hoffe ich doch, daß Ihr, so wahr ich Jung heiße, von einem alten Kognat kein Feind seid.“

Man muß schon ein arger Hypochonder sein, um in diesem lustigen Redeschwall den Versuch einer unerlaubten Beeinflussung zu sehen. Aber Herr Konimus bekommt es fertig und faselt von Zumutung und vom „Foch der Immoralität“.

„Beim hellen Tageslicht betrachtet, was war er denn am Ende all der Examinas anders geworden als der unbezahlte Detailreisende des Apothekers, mit dem er sich zu halten gezwungen war, weil dessen satanisches Lächeln hinterm Rezepturtisch schon sein Renommee vernichten konnte. Schwer, ja unendlich schwer war die Wille der Erkenntnis zu verdauen, daß Kamel und Affe zusammen auf den Jahrmart mußten, wenn das Publikum ein fröhliches Gesicht machen und vor allem den Beutel ziehen sollte.“

Lohnt es den krausen Gedankengängen dieses eigentümlichen Romanhelden und Arztes weiter nachzugehen? Man muß schon ein Großer sein, um eine Tendenz ins Dichterische zu erheben, und eine Anklage zu einem Kunstwerk zu machen. Karillon ist ein solcher Großer nicht.

Versucht Karillon in „Wiljo Konimus“ Verhältnisse der Wirklichkeit durch schonungslose Darstellung entscheidend bloßzustellen und so vielleicht

zu ihrer Änderung beizutragen, ist es ihm mithin mehr um diese Wirklichkeit als um die Kunst zu tun, so ist der mysteriöse Sketsch des Schriftsteller-Schauspielers Curt Götz „Der Mörder“ mit dem bezeichnenden Untertitel „eine ärgerliche Geschichte“ lediglich ein grazioses Spiel um ein Nichts.

Der in den Berliner und den Münchener Kammerspielen aufgeführte Einakter läßt den genius loci einer erinnerungsgefättigten Örtlichkeit gespenstisch drohend auftauchen vor einer jungen Frau, die sich plötzlich und ohne Kenntnis der Dinge, die sich früher an derselben Stelle abgespielt haben, in der gleichen Situation sieht wie ihre Vorgängerinnen.

Der Räuder dieser längst vergessenen Geschehnisse aber ist ein unheimlicher alter Apotheker, der sich unter Blitz und Donnerschlag auf seinen Krücken durch den kleinen Gartenfaal des zu der gepachteten Jagd gehörigen Schloßchens schwingt und der jungen Frau mit Grabesstimme von den Männern erzählt, die in früheren Jahren die Jagd gepachtet hatten. Sie alle waren an Nächten wie diese mit dem Liebhaber ihrer Frauen zur Jagd gegangen und allein zurückkommen. Die Leiche des einen Liebhabers war mit einer Kugel in der Brust gefunden worden, der andere blieb für alle Zeit verschollen. Ein Jagdunfall? Ein Mord? Wer konnte es wissen!

Mit der Heimkehr des Gatten verschwindet der Apotheker. Voll ängstlicher Spannung stürzt die junge Frau ihrem Manne entgegen. Er ist allein. Sein Jagdfreund, ihr fast schon erhörter Anbeter, ist nicht bei ihm. Und nun entwickelt sich ein Hin und Her von Frage und Antwort, ein Dialog, der die Ahnungen der Frau, ihre bösesten Befürchtungen zu bestätigen scheint. Bis plötzlich der Vermißte auftaucht, sein Verschwinden eine ihn lächerlich machende Erklärung erhält, und von all dem unheimlichen Spuk nichts zurückbleibt als ein heilsamer Schreck.

Der Apotheker des Sketsches ist ein alter Skeptiker, ein philosophierender Râsonneur von scharfer, mitunter geistvoller Dialektik. Eine Liebeschwärmerei seiner Jugend machte ihn zum Krüppel. Um dem Gatten einer angebeteten Frau seinen Zweifel an ihrer Treue zu nehmen, sprang er — „ich setze mein Leben ein für ihre Reinheit“ — von einer Brücke in den Fluß. Leider war das Gewässer an dieser Stelle nur einen Meter tief und der ideale Jüngling brach beide Beine. Noch auf dem Krankenlager ward ihm die Nachricht, daß die Frau, der seine opferwillige Verehrung galt, ihrem Gatten mit einem nichts weniger als platonischen Geliebten durchgegangen war.

Eine Erfahrung, die sein grundsätzliches Vertrauen zum weiblichen Geschlecht ins Gegenteil verkehrte, den schwärmerischen Optimisten zum ungläubigen Skeptiker machte.

Es wäre falsch, unter „Skepsis“ lediglich ein Negativum, ein mehr oder minder tiefes Mißtrauen gegen landläufige Wertsetzungen, einen Mangel an Glauben an das Gute und Große schlechthin zu verstehen. Der skeptische Zweifel an den Gegebenheiten, die skeptische Frage, ob das, was ist, gerade so wie es ist, als endgültig und richtig angesehen werden kann, sind die Grundlage alles Fortschritts gleichviel auf welchem Gebiet, sind häufig genug nicht Leugnung des Guten und Großen, sondern Sehnsucht nach Arbeit an ihm.

Es ist einleuchtend, daß alle diejenigen Persönlichkeiten, die auf Grund solcher Einstellungen eine Änderung der bestehenden Verhältnisse anstreben oder doch zumindest sich selber außerhalb des Bezirks der allgemeinen Konventionen stellen und sie für sich nicht als bindend anerkennen, von der großen Menge derer, denen diese Verhältnisse und Konventionen als notwendige Formen und Gesetze der menschlichen Gesellschaft erscheinen, nicht gerade als angenehm empfunden werden. Aber ob man den von ihnen vertretenen Anschauungen ablehnend oder zustimmend gegenüber steht, von der Eigenwilligkeit und Eigengesetzlichkeit ihrer „Persönlichkeit“ geht ein Reiz aus, der auch den Widerstrebenden in seinen Bann zieht.

So wird man das Verhalten des Apothekers Korff in Paul Grabeins dreibändiger Apologie auf das Farbenstudententum der Vorkriegszeit, „Vivat Academia“ durchaus abfällig beurteilen dürfen, ohne sich doch einer gewissen Bewunderung für die Geradlinigkeit seiner Entwicklung, für die entschlossene Rücksichtslosigkeit, mit der er den einmal für richtig erkannten Weg weiter verfolgt, erwehren zu können.

Die Stellung des studiosus pharmaciae Korff innerhalb seiner Korporation war von Anfang an eine etwas eigentümliche.

„Korff war nur durch besondere Umstände bewogen worden, aktiv zu werden. Der Vorsteher des pharmazeutischen Laboratoriums, Doktor Manz, ein Alter Herr der Alemannen, hatte ihn dazu gekheit, und Korff hatte sich schließlich bereitfinden lassen, weil er hoffte, dann Famulus bei dem Doktor zu werden, was ein paar hundert Mark das Jahr eintrug. Diese Hoffnung hatte denn auch Korff nicht betrogen; aber seine innerliche Stellung zu den Alemannen war dadurch keine intimere geworden. Nur notgedrungen tat er mit. Er war ein, ohne jeden Zweifel, sehr kluger, fähiger Kopf, aber völlig verbittert und skeptisch geworden durch ärmliche Familienverhältnisse und eine freudlose Jugend. Mit Begier hatte er alles verschlungen, was über die sozialen Fragen der Gegenwart geschrieben worden war, und er lebte und webte ganz in diesen Dingen. Als Mensch, der schon lange im praktischen Leben gestanden, dadurch natürlich einen viel weiteren Gesichtskreis und ein reiferes Verständnis für die Tagesfragen erhalten hatte, verstand er sich zumeist nicht mit den bedeutend jüngeren Leuten der Alemannia und hatte daher seinen persönlichen Verkehr mit den Couleurbrüdern auf das möglichst geringste Maß herabgesetzt.“

Nimmt man noch dazu, daß es den feudalen Elementen in der Verbindung, wie Grabein es von der einen der beiden Hauptfiguren der Trilogie angibt, an sich schon fatal war, mit jemandem das gleiche Band zu tragen, der „hinterm Ladentisch gestanden hatte“, so wird man begreifen können, daß die Fäden zwischen Korff und der Alemannia nur äußerst lose geknüpft waren, daß sein Verantwortungsgefühl ihr gegenüber allzu starken Belastungen nicht ausgesetzt werden durfte. So erklärt es sich, daß Korff, als innerhalb der Alemannia eine Spaltung eintrat und die Verbindung in zwei feindliche, einander bekämpfende Gruppen auseinanderfiel, gar keine Neigung verspürte, seinerseits in diesem Kampfe eine aktive Rolle zu spielen, sondern kurzerhand aus der Korporation austrat. Der an der Alemannia und den für ihn in ihr verkörperten studentischen Idealen mit ganzer Seele hängende Held der Trilogie muß naturgemäß diesen Abfall Korffs in einem Augenblick, in dem die Verbindung jeden einzelnen ihrer Leute dringendst braucht, als „Gesinnungslosigkeit“, als „kalte Selbstsucht, Untreue und Niedrigkeit“ empfinden, und doch steigt auch in diesem Vertreter traditioneller bürgerlich-studentischer Begriffe ein Gefühl der Achtung vor der Persönlichkeit seines einstigen Couleurbruders auf, als er ihn im späteren Leben als sozialdemokratischen Redner wiedertrifft.

„Traurig, daß es so war, daß dieser scharfe, regsame Geist sich nicht in den Dienst des Aufbauens gestellt hatte, sondern eine zersetzende Wirksamkeit im Spiel der politischen Kräfte auszuüben bestimmt war, aber er konnte ihn darum nicht verachten. Denn er tat, was er seiner inneren Entwicklung nach mußte, und — das war sicher — es war seine ehrliche Überzeugung, wenn er so sprach wie vorhin.“

Der Apotheker in der seltsamen Komödie „Der Hahnenkampf“ von Heinrich Lautensack hat nicht den Ehrgeiz, als Welterneuerer und -beglucker zu wirken. Ihm genügt es, mit fester und unbekümmerter Hand hineinzugreifen in das Getriebe menschlicher Beziehungen und Konventionen und sich für den kleinen Bezirk, der ihn unmittelbar angeht, die Lebensbedingungen zu schaffen, die er braucht.

Es ist weniger eine Komödie denn eine Tragödie, dieses seltsame Stück, an dessen Ende jemand noch mit Hilfe einer Kugel körperlich getötet wird, nachdem seine Wesenheit und seine Existenzberechtigung lange zuvor vollkommen in nichts aufgelöst und zerstört worden sind. Aber seine Körperlichkeit, die ohne Seele ist und nur von dumpf triebhafter Begierde gelenkt wird, kann und will das körperliche Gesetz aufrufen gegen die geistige Macht, die es verneint, und so muß sie fallen.

Es ist eine der männlichsten und eigenartigsten Apothekergestalten der gesamten Literatur, die wir bei Lautensack kennen lernen. Aus dem



Dunkel einer nicht ganz klaren Vorgeschichte, in der ein Mord begangen ist, an dem alle Honoratioren des Fleckens, der Apotheker mit inbegriffen, beteiligt waren, wachsen bildhaft und überragend drei Gestalten heraus: die Frau, an der sich der Kampf der Männer entzündet, der Gendarm, der diese Frau, deren Körper allen Honoratioren, deren Körper und Seele nur dem Apotheker und ihm gehört, für sich allein besitzen möchte, und der Apotheker.

Es ist dem Gendarm gelungen, den Latern des geheimnisvollen Mordes, der anscheinend auch um der Frau, der Innocentia, willen, geschah, auf die Spur zu kommen. Nun droht er mit Anzeige. Der Buchstabe des Gesetzes gibt ihm ein Recht dazu und zugleich entledigt er sich aller seiner Nebenbuhler, vor allem des Apothekers.

Prachtvoll, wie in dem Zwiegespräch zwischen Gendarm und Apotheker die Intelligenz, die dialektische Einprägbarkeit einer von einem denkerischen Hirn geprägten Rede gegen die starre Unbeweglichkeit eines störrischen Bauernschädels kämpft, sie gleichsam aus dem Boden, in den sie sich mit aller Schwere hineingewuchtet hat, auszugraben sucht, wie endlich die Empörung des geistigen Menschen gegen den Widersinn der rein materiellen Überlegenheit einer gesetzten Rechtsordnung gegenüber dem natürlichen Recht sich aufbäumt und Ausdruck findet. „Herr . . . Herr Notizbuch“, schreit er den Gendarm an, und der ganze Haß des aus Einsicht und Kraft freien Menschen gegen die sich auf Paragraphen stützende Subalternität, deren Herz und Gehirn in ihrem Notizbuch zwischen dem vierten und sechsten, oder dem dritten und fünften Knopfe ihres Waffenrocks steckt, macht sich in einer Anklage von zwingender Beredsamkeit Luft.

„Was weißt du von allem? Von allem nichts, das weißt du. Denken, denken, denken. Ibioten Ihr . . . Ich hab' Mitleid mit dir, grenzenloses Mitleid, sonst . . . Soll ich dir die Augen aufmachen? Könnst' ich dir nur die Augen aufmachen. Wenn mir einer eine Latte von meinem Zaune stiehlt, dann mag es deine Pflicht sein, den Dieb zu halten. Spion. Spigel. Spürhund . . . Das aber ist mein . . . mein Grund und Boden. Da bin ich Gesetz. Und pfeif auf deinen Paragraphen, auf einen Paragraphen, der entweder so blöds ist, daß du ihn sogar in deinem eckigen Schädel behältst . . . oder den du nie begriffen . . . Wer . . . bist . . . du . . . denn?“

Das Stück schließt damit, daß der Apotheker in einer Art von Zweikampf den Gendarm erschießt.

„Mörder?“ fragt er sich nachdenklich. „Nein, nein! Nein, nicht als Angeklagter . . . anklägerisch, ja, geh ich zu Gericht . . . anklägerisch, nicht angeklagt, o nein . . .“

Sein bürgerliches Schicksal scheint besiegelt. Bis ihm plötzlich wie in einer Erleuchtung ein Einfall aufsteigt: Alle Umstände deuten darauf hin, daß

der Tod des Gendarms nicht durch den Schuß eines anderen, daß er durch eigene Hand erfolgt ist. Nur eine kleine Nachhilfe und alle Welt glaubt an einen Selbstmord. Und so wenig gilt dem Apotheker der Buchstaben des Gesetzes, so sehr ist er von seinem natürlichen Rechte überzeugt, daß er in dieser Eingebung das göttliche Einverständnis mit seinem Tun zu erblicken glaubt.

„Wer gab mir den Gedanken? Guter Gott und alle Heiligen, wie dank' ich's euch? Und alle Heiligen, wie dank' ich's nur? Wie dank' ich's . . .“

Man kann sowohl über das Motiv wie auch über die Richtung dieser Willens- und Persönlichkeitsbetätigung durchaus verschiedener Meinung sein, ja ihr prinzipiell mißbilligend gegenüberstehen, ihre Tatsache als solche muß als Beweis männlicher Entschiedenheit und Kraft respektiert und gewürdigt werden.

Hier ist endlich einmal aus den Bedingtheiten seines Berufes heraus, die ihn einen Skeptiker und einen Zweifler haben werden lassen, einen Menschen, der seine eigene Ansicht vom Leben hat, ein Apotheker erwachsen, der seinen Gedanken weder resigniert nachhängt, noch sie zum Gegenstand einer Weltanschauungspropaganda macht, sondern der sie in dem Bezirke seines Wirkens lebendig werden läßt und mit den Mitteln einer kraftvollen und ursprünglichen Natur durchsetzt und behauptet.

### Der hilfsbereite Apotheker.

So verschiedenartig auch jeder einzelne Apotheker je nach seiner individuellen Veranlagung auf das Erlebnis seines Berufs reagieren mag, eine Eigenschaft ist doch so sehr mit der Berufsausübung als solcher verknüpft, daß sie — von der selbstverständlichen Ausnahme jeder Regel abgesehen — als ein Attribut aller Apotheker angesehen werden kann: Die Hilfsbereitschaft. Die berufliche Mittlerstellung zwischen Arzt und Kranken, zwischen Schmerz und Linderung, hat den Apothekern die Tätigkeit des Helfens so sehr zur Selbstverständlichkeit gemacht, daß sie ihnen zu einer schönen menschlichen Eigenschaft geworden ist, zu einer Hilfsbereitschaft, die sich häufig auch bei seelischen Leiden, bei dem Kampfe für den Sieg des von ihnen für wahr, gut und richtig Gehaltenen erprobt. Selbstverständlich schwankt diese Bereitschaft des Helfens außerordentlich in ihren Ausmaßen. Vollständig aber wird sie in den seltensten Fällen fehlen. So ergibt eine flüchtige Betrachtung der bisher besprochenen Apotheker, daß sich auch bei ihnen, bei denen hervorstechende Eigenschaften anderer Natur ihre Erwähnung an anderer Stelle dieses Buches veranlaßten, in der großen Mehrzahl aller Fälle eine mehr oder minder bemerkenswerte Hilfsbereitschaft feststellen läßt.

Bei dem Apotheker Gribach, dem Helden des Romans „Rehabilitiert“ von Josef Buchhorn, bildet diese schöne Tugend den wesentlichsten Bestandteil seines Wesens. Durch unablässiges, von feinstem Takt geleitetes Bemühen verhilft Gribach einem braven Burschen, den Mißerfolge und menschliche Enttäuschungen zur Bitterkeit und zur Resignation getrieben haben, wieder zum Vertrauen zu sich selber.

Er gibt dem durchgefallenen, in den Zollsubalterndienst übergetretenen Philologiestudenten den Anstoß und den Mut, sich erneut an sein Studium zu wagen, er verteidigt ihn und sein Verhalten gegenüber seinem geliebten Mädchen und den Philistern des Stammtisches, und er erlebt den Triumph, daß sein Schützling das Oberlehrerexamen mit Auszeichnung besteht, daß er sein Mädchen und — durch alle Anfechtungen hindurch — die Anerkennung seiner Mitbürger gewinnt. Der verfrachtete Student Alvensleben ist dank der tatkräftigen Hilfe des Apothekers Gribach bürgerlich „rehabilitiert“.

Was aber trieb den Apotheker dazu, sich so selbstlos und so eifrig für den ihm bei Beginn seiner Hilfeleistung völlig Fremden einzusetzen? Die Erkenntnis, daß hier jemand ein großes unverschmerztes Leid mit sich herumtrug, war es, die sein apothekerliches, die sein menschlich gutes Herz den Versuch des Helfens machen ließ:

„Herrgott — er hatte einen ganzen Laden voll von Medikamenten und Pflastern und ein großes, weites Herz voll ehrlicher Sympathie für diesen zweifellos schwer Erkrankten, und er sollte nicht helfen können? Das wäre ja eine grobe Unterlassungsfünde wider den heiligen Geist allgemeiner Menschlichkeit, und mit der wollte er die Ruhe seiner Lage nicht begraben.“

Eine Erwähnung verdient noch die Tatsache, daß Buchhorn den alten Gegensatz zwischen Lierarzt und Apotheker dadurch symbolisiert, daß er in dem Roman die Vertreter beider Berufe zu Führern der einander feindlich gegenüberstehenden Stammtischgruppen macht. Die menschlich wertvollere Partei ist die des Apothekers. „Da ist“, wie Onkel Nolte in Wilhelm Buschs „Frommer Helene“ sagt, „Tugend und Verstand“.

Hilfsbereitschaft ist auch die hervorragendste Eigenschaft des Apothekers, dem wir in der Novelle „Die Uhr“ von Georg Julius Petersen begegnen. Die kleine Erzählung schildert, wie bei einer bei diesem Apotheker gegebenen Abendgesellschaft der silberhelle Klang des Stundenschlags einer Uhr die Aufmerksamkeit der Gäste erregt, und der Gastgeber sich schließlich herbeiläßt, die romantische Geschichte des kleinen Kunstwerks zu berichten.

Der Apotheker ist nur der Käufer, nicht der Träger des schweren Schicksals, das im Zeichen dieser Uhr Gestalt gewann. Sein Träger ist ein Mann, der, um den Vater seines geliebten Mädchens, einen dem Spiel ergebenen

Uhrmacher, vor entehrender Strafe zu retten, einer ihm anvertrauten Rasse in der Hoffnung, es rechtzeitig erstatten zu können, Geld entnimmt und dann selber dem Gefängnis anheimfällt.

Als er es wieder verläßt, liegt das Meer zwischen ihm und der Geliebten, die ihrem Vater nach Amerika hat folgen müssen. Eine einzige Erinnerung blieb ihm: Eine von dem alten Uhrmacher gefertigte Uhr, die ihm die Geliebte als Andenken zurückgelassen hat und deren wunderbar melodioser Stundenschlag ihn durch sein ganzes ferneres, in Arbeit und Einsamkeit verbrachtes Leben begleitete.

Das tatkräftige Mitgefühl des Apothekers, der sich des nur in der Vergangenheit lebenden Mannes in warmherzigem Verständnis annahm, hatte ihm das Herz des sonst so verschlossenen und menschenscheuen Sonderlings erobert. So vererbte er ihm bei seinem Tode seine Uhrensammlung einschließlich der Schiffsuhr sowie die Aufzeichnungen über das Drama seines Lebens.

Die kleine Novelle ist hübsch erzählt und die Figur des Apothekers zeigt alle Attribute wahrer Geistes- und Herzensbildung.

Im Gegensatz zu den Apothekern der Buchhornschen Erzählung und der Petersenschen Novelle erntet der in dem Roman „Der Gott der Rache“ von Moriz Schäfer auftretende Pharmazeut als Dank für eine in bester Absicht erwiesene Gefälligkeit nichts als die peinlichsten Ungelegenheiten.

Ein junger Schauspieler Fred Horster wird eines Morgens von den Gästen eines kleinen Dsteebades tot in einem Strandkorbe aufgefunden. In der Tasche des Korbes liegt ein Karton vergifteter Pralines. Jedes einzelne Konfektstückchen enthält nicht weniger als 0,5 g Morphium hydrochloricum (!). Die Sektion beweist gleichfalls den Tod durch Morphium. Und nun erhebt sich eine Reihe von Fragen. Freitod oder Mord? Aus welchem Grunde das eine oder das andre? Wer ist, wenn ein Mord vorliegt, der Täter? Der spannend erzählte Roman läßt alle diese Rätselfragen ihre Lösung finden. Am Ende ergibt sich, daß der Tod des Schauspielers nicht durch das mit Morphium versetzte Konfekt erfolgt ist, sondern durch den Genuß des Inhalts eines dasselbe gefährliche Alkaloid enthaltenden Glasröhrchens, das den unheimlichen Kern eines ihm von einer russischen Tänzerin als Liebespfand geschenkten, angeblich wundertätigen indischen Amuletts in Dolchform bildete.

Der Apotheker des Romans ist nur eine ganze nebensächliche Episodenfigur. Und doch hat er durch eine kleine Unterlassungssünde den unfreiwilligen Selbstmord Horsters erst ermöglicht. Er war mit dem Schauspieler flüchtig bekannt geworden und hatte auf dessen Bitte eines der ominösen

Konfektstückchen untersucht, den hohen Giftgehalt festgestellt und den Besitzer des Konfekts entsprechend unterrichtet. Auch die verhängnisvolle Phiole hatte er in Händen gehabt, sich leider aber damit begnügt, lediglich eine kleine Probe zu entnehmen, die sich als eine Mischung von Kalk und Zucker mit kaum nachweisbaren Spuren von Morphinum erwies. Hiervor den Schauspieler zu warnen, hielt er nicht für nötig.

In Wirklichkeit aber befand sich unter der Kalk-Zuckerschicht ein halbes Gramm Morphinum in Substanz, das denn auch, als es Horster, verleitet durch eine „süße Freuden“ nach dem Genuß des Phioleninhalts versprechende Inschrift, zu sich nahm, seinen sofortigen Tod herbeiführte. Hätte der Apotheker den ganzen Inhalt des Röhrchens einer Prüfung unterzogen, das Unglück wäre vermutlich nie geschehen. Obwohl er die Untersuchung ohne Entgelt und ohne jede Gewähr, lediglich als privaten und unverbindlichen Freundschaftsdienst übernommen hatte, fühlt der Apotheker sich doch unschuldig schuldig, und das Gericht muß ihn in Schutzhaft nehmen, um zu vermeiden, daß er sich ein Leid antut.

Galt in den innerhalb dieses Kapitels bisher besprochenen drei Dichtungen die Hilfsbereitschaft der in ihnen auftretenden Apotheker jeweilig einer Einzelpersonlichkeit, so ist diejenige des Apothekers Jakob Dffinger in dem Buche „Die Mauern von Trostenberg“ von Hans Friedrich umfassender und größeren, allgemeineren Zielen gewidmet. Dffinger kennt die Menschen zur Genüge, um ihre Eitelkeiten zu schonen und — sie lächelnd für seine Zwecke zu gebrauchen. So macht er die Bürger seines Städtchens ganz gegen ihren Willen zu Mitarbeitern an Plänen, die letzten Endes den Einzug der von ihnen doch so inbrünstig gehaßten neuen Zeit, den Untergang der in den Mauern von Trostenberg so ängstlich gehüteten zopfigen Anschauungswelt von Anno dazumal bedeuten.

Der alte Hagestolz Jakob Dffinger hat seine gutgehende Apotheke verkauft, um sich ganz der Verwirklichung seiner Lieblingsidee, der Schaffung eines naturwissenschaftlichen Museums in seiner Heimatstadt zu widmen. Er weiß geschickt den Lokalpatriotismus seiner Mitbürger anzustacheln und sichert sich so die notwendige Unterstützung. Seinem Neffen aber, der sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Naturforschung Lorbeeren verdient hat und den er gern als fest angestellten Direktor des Museums nach Trostenberg ziehen möchte, enthüllt er die tiefsten Gründe seiner Bemühung:

„Sie kennen Bäume, die eßbare Früchte haben, und Bäume, deren Holz brauchbar ist. Sie können zur Not Weizen und Gerste voneinander unterscheiden. Sie haben den Mäusen den Krieg erklärt, aber sie schießen Buffarde und Turmfalken ab. Sie wissen nichts, was um sie herum geschieht. Wenn sie es aber wüßten,

würden sie weniger faul, weniger klatschflüchtig und eingebildet sein. Ganz andere Menschen würden sie werden. Habe ich nicht recht?

Jakob Dffinger hat an sich selbst die reinigende, die läuternde Wirkung wissenschaftlicher Erkenntnis verspürt, und nun will er sie — ein Gläubiger und ein Hoffender — auch denen zugute kommen lassen, die aus Unkenntnis, Kleinmut und Schwäche begrenzt, jedem Fortschritt abgeneigt und somit mühselig und beladen sind.

Dieses gleiche Bedürfnis des Helfens und Besserns, das hier die Bürger einer kleinen Stadt zu vertiefter Einsicht und damit zu höherem, zu schlaßenfreierem Menschentum führen will, läßt die Apotheker in den Romanen „Kreuzweg“ von Hanns Johst, und „Lanze in der Nacht“ von Otto Lothar Niemasch zu Revolutionären, zu Fahmenträgern des Umsturzes werden. Ihr Temperament, entzündet an den anscheinend unbegrenzten Möglichkeiten, die das Chaos der Nachkriegszeit den Romantikern jeden Schlages zu bieten schien, läßt sie an die Wahrscheinlichkeit glauben, mit einem Gewaltstreich alle Schäden einer Jahrtausende alten Entwicklung tilgen, mit einem einzigen kühnen Schläge alle Bürger ihres Landes, ja die ganze Welt den Tagen der Verheißung näherbringen zu können.

Der Roman „Lanze in der Nacht“ von Otto Lothar Niemasch zeigt uns einen Apotheker, den das Gefühl der Hilfsverpflichtung gegenüber der Allgemeinheit in den Irrwahn gestürzt hat, daß es genüge, die Welt umzukehren, um sie zu bessern.

Die Spartakistenaufstände der Nachkriegszeit, im Reiche erstmalig aufblückernd, in Berlin endgültig beendet, spielen in die Handlung des Romans hinein, und ihr Führer ist der Apotheker Mirus Golekty. Ein Weicher, der sich hart machen will um seines Erlösertums willen. Ein Reiner, der zugrunde gehen muß, weil seine Gedankenwelt nicht von dieser Erde und nicht für diese Erde ist. Ein Zerstörer aus Aufbauehnsucht. Als alles zu Ende geht, als seine Genossen ihn preisgeben und verraten, könnte er fliehen. Er lehnt es ab und zieht es vor, zu sterben.

„Diese Hände waren hart. Aber sie waren rein. Und sie sollen es auch bleiben. Was liegt an den Gefellen um mich herum — für die Idee habe ich gekämpft, nicht für sie. Mich würgt der Ekel, wenn ich an sie denke. Es gibt kein Glück. Es gibt nur Wahn und Wahnsinn, Betrüger und Betrogene. Und wenn einmal eine Idee über unser Menschentum hinauswächst, dann geben sie nicht eher Ruhe, als bis sie sie heruntergezerrt und zertreten haben.“

Das ewige Abschiedslied aller enttäuschten Idealisten, die ihre Träume für Wirklichkeit halten, und die Wirklichkeit eine Lügnerin schelten, weil diese Träume sich nicht erfüllen. Im übrigen weist die Figur des Mirus



*H. Julius Fink*

Goležky nichts auf, was für seinen ursprünglichen Beruf irgendwie charakteristisch wäre. An der Handlung des Romans nimmt er nur einen sehr bescheidenen Anteil. Die schlingt sich um einen jungen Länzer, den sein Schicksal durch Höhe und Niederung, über künstlerische Erfülltheit und Erfüllung hinweg zur Blindheit und zum selbstgewählten Tode führt.

Auch der Roman „Kreuzweg“ von Hanns Johst stellt uns mitten hinein in das aufgewühlte Chaos der Nachkriegszeit. Auch in ihm ist der Apotheker ein reiner Idealist und Romantiker. Aber er sieht die Dinge klarer und schärfer als sein Gefinnungs- und Berufsgenosse Mirus Goležky.

Man nennt ihn einen Bolschewisten. Er ist es nicht, obwohl er in München die Rätezeit an leitender Stelle miterlebt, obwohl ihn sein Weg schließlich nach Rußland, nach Moskau führt. Ebenso wenig wie er die Herrschaft der Wenigen anerkennt, will er die Herrschaft der Vielen. Er sucht der Arbeit zur Anerkennung zu helfen, der Arbeit schlechthin und ihrer Gleichbewertung, gleichgültig, wo sie geleistet wird; er sucht vor allem das Selbstbewußtsein der Einzelnen zu wecken, weil ihm das die Vorbedingung zu sein scheint für jenes Ziel, das er vor allem ersehnt: für die Wiedergeburt Deutschlands.

Wenn er selbst, der er so ganz jenseits steht von aller Organisation und Parteirichtung, dabei auf der Strecke bleibt, ihm gilt es gleich „Martyrer sind nie die schlechten Geschäfte eines Glaubens“, läßt sein Dichter ihn sprechen, und weiter sagt er von ihm, „der Apotheker glühte unwandelbar in seiner Freude am neuen Weg“. Ein Enthusiast, aber ein Enthusiast der Tat, ein Romantiker, aber einer von denen, die in ihrer Sehnsucht nicht einen sie erfüllenden Selbstzweck sehen, sondern denen sie praktisch zu erreichende oder doch zu erstrebende Ziele steckt. Ziele freilich, die nicht beschlossen sind in dem engen Bereich des Persönlichen, sondern weit hineingreifen in das welterfüllende und -bewegende Allgemeine. So sind die praktischen Mittel, mit denen diese Enthusiasten der Tat ihren Zielen näherzukommen suchen, Hebel, angelegt an dem Stammbaum der Ewigkeit; an jenem Baume, der alle, die ihn bewegen wollen, früher oder später mit Sicherheit erschlägt, der aber dennoch nur von solchen Leuten, wie dieser Apotheker einer ist, bewegt werden kann.

Der Dichter hat diesem Pharmazeuten in der Gestalt seines Brotherrn einen Fachgenossen erheblich geringeren Formats gegenübergestellt. Es ist charakteristisch, daß er den letzteren sorgfältig ausschließlich „Herr Mitterer“ nennt, während er den ersteren ohne Namensangabe immer nur lakonisch als „der Apotheker“ bezeichnet. Er dürfte damit zum Ausdruck bringen wollen, daß lediglich „der Apotheker“ eigentliche Apothekerqualitäten besitzt. Herr Mitterer, „ein Männchen, das nach lauter Kräutern und Gewürzen



roch und selbst einer Zimtstange gleich, so hager und gedrückt fiel er mit den Händen und dem sichelförmigem Gesicht aus einem braunen Anzug“, spielt gegenüber diesem, in jeder Beziehung selbstsicheren Angestellten, eine ziemlich klägliche Rolle.

Hilfsbereitschaft, die aus der Begrenztheit der jeweiligen Beistandsleistung einem bedürftigen Einzelnen gegenüber empornwächst zum Gefühle der Hilfsverpflichtung gegenüber der Allgemeinheit — es ist außerordentlich naheliegend, daß sie ins Grenzenlose schweift, daß sie Propheten, daß sie Revolutionäre züchtet. Selten daß die Stärke des großen Mitleidens sich mit genügend Nüchternheit und Klarheit paart, um eine Betätigung auf dem Boden der Gegebenheiten zu ermöglichen, daß sich zu dem Gefühl der Hilfsverpflichtung das Gefühl der Verantwortlichkeit dem Volke, der Gesamtheit gegenüber gesellt.

Dem Apotheker in Bruno Franks schönem Roman „Tage des Königs“ ist dieses Verantwortungsgefühl eigen.

Die Geschichte, die bei ihrer ersten Veröffentlichung den Titel „Die Favoritin“ trug, spielt in den letzten Lebensjahren des großen Friedrich von Preußen.

Ein alter, ein königlicher Einsamer, dem als Ertrag eines an Arbeit, Siegen und Erfolgen überreichen Lebens nichts geblieben ist als sein fast schon als lästig empfundener Ruhm und eine Menschenverachtung von unerhörtem Ausmaß, bangt um das Leben seiner letzten „Favoritin“. Täglich jagen die Eilkuriere, die in versiegelten Briefen dem großen Friedrich die schmerzlichst erwarteten Nachrichten über das Befinden der Kranken in das schlesische Mandoverfeld tragen, hin und her zwischen Potsdam und Reife. Kein Mensch außer dem Könige weiß, was in diesen Briefen steht, die so rasch erbrochen werden, deren Inhalt ihn in so offensichtliche Bewegung versetzt. Die Kabinette in Paris und London, in Wien und in Petersburg, benachrichtigt durch die dem Könige attachierten Militärbevollmächtigten, werden unruhig. Was geht vor? Droht ein neuer europäischer Zusammenstoß? Es kann nur Schwerwiegendstes sein, was den greisen König so beschäftigt.

Und während sich die klügsten politischen Köpfe aller europäischen Residenzen darum bemühen, das Rätsel der Erregung des großen Friedrich zu lösen, geht in Sanssouci das Leben des Geschöpfes zu Ende, dem diese Erregung gilt, stirbt das einzige Wesen, dem, nach so vielen Toten, nach so vielen Enttäuschungen, noch allein die Liebe des Gealterten gehörte, sein Windspiel Alkmene. Die „Favoritin“ des am Ausgange seines Lebens stehenden Königs war ein Hund.

Die Erzählung ist von außerordentlicher Feinheit. Die notgedrungene Einsamkeit aller wahrhaft Großen ist mit erschütternder Eindringlichkeit gezeichnet, und die Qualen dieses königlichen Herzens dürften auch den zur Ehrfurcht zwingen, dem Schlachtenruhm kein Anlaß für Bewunderung ist.

Ein einziges Mal stehen sich im Verlaufe der Erzählung der König und sein Volk gegenüber. Der Vertreter des Volkes aber ist ein Apotheker.

Sofort nach Erhalt der Nachricht von dem Hinscheiden des Windspiels hatte Friedrich das Manöver abgebrochen, seinen Besuch in Breslau abgesagt und die rascheste Heimkehr befohlen. Er wollte dieses letzte lebende Wesen, das er geliebt hatte, noch einmal sehen, ehe man es verscharrte. Aber sein greiser Körper war diesen seelischen und körperlichen Strapazen nicht mehr gewachsen. Unterwegs befiel ihn das Fieber. Er mußte anhalten und Hilfe suchen. So kam er in die Apotheke des Apothekers Henschke in Crossen an der Oder.

Henschke, nach Aussage seines Dichters „ein hochgewachsener und breiter Mann, schon grau, mit ruhigem, klarem Gesicht“, gibt dem König auf sein Verlangen Chinارينde gegen das Fieber und empfiehlt das „neue Pulver von Dr. Kurella in Berlin. Es hilft gegen den Husten und ist zugleich ein mildes Abführmittel. Fenchel ist darin, Sennesblätter, Süßholz, Zucker und Schwefel“.

Der König übernachtet bei dem Apotheker, und Henschke, dessen männliche, von jeder unmäßigen Devotion freie Art ihm gefällt, sitzt bei dem hohen Kranken. Und nun ereignet sich der historische Moment, in dem Henschke nicht mehr als Einzelperson, nein, als Vertreter seines Volkes zu seinem Könige sprechen darf.

Friedrich erfährt von ihm, daß er in zwei Feldzügen als Chirurgus dabei gewesen sei, und daß er, obwohl schon damals nicht mehr jung, mitgegangen sei, weil „ordentliche Medizinalpersonen sehr not tun in den Armeen der Königlich Preussischen Majestät“. Henschke hat in diesen Feldzügen Schlimmstes mitansehen müssen, ohne es ändern zu können. Das könnte nur einer — der König. Zuvor aber mußte ihm gezeigt werden, was für ein Wespennest von Betrug, Diebstahl, Unwissenheit und Roheit das Militär-sanitätswesen seines Heeres in Wirklichkeit war. Sollte man dem Schwerleidenden all das Entsetzliche sagen?

„Henschke schwieg noch. Es war medizinisch gewiß nicht richtig, das Hirn des Kranken mit so abscheulichen Tatsachen anzufüllen. Dennoch blieb es Pflicht. Einer solchen Stunde, als Gnadengeschenk vom Himmel gefallen, konnte viel Gutes entfließen. Und dieser Alte, dem so offenkundig am eignen Dasein nichts

mehr lag, der nichts anderes mehr sein wollte als ein sorgender, dienender Allesverrichter, er hatte ein Anrecht darauf, auch leidend, auch fiebernd nicht geschont zu werden. Ein großes Empfinden durchflammte den Apotheker Henschke mit einem Male. Er war nicht mehr gelassen. Ja, das war es, was Heldentum, was Menschengröße heißen durfte. Hier lag es vor ihm, eingeschlossen in den armseligsten Leib, in die brüchigste, scheinloseste Hülle. Dieser Augenblick ist mein Leben, sagte er zu sich selbst. Mir begegnet das Höchste. Ich weiß es jetzt. Ich werde es nie wieder wissen. Ich werde es nicht festhalten können. Dieser alte, elende Mensch, der König der Könige, der Erste aller Menschen, liegt vor mir da und hört auf sein Volk.“

Der Apotheker berichtet und stellt dar. Ungeschminkt, die ganze schauerliche Wahrheit. Er nennt einen Gewährsmann, einen Arzt, den die Ehrlichkeit, mit der er die Mißstände rügte und abzustellen suchte, seinen Posten in der Armee gekostet hatte. Der König will ihm schreiben und dann, mißtrauisch und ungläubig gegen alle Uneigennützigkeit, fragt er den Apotheker: „Und Er selber? Was ist es mit Ihm? Will Er nichts von mir?“ Hier gibt der Dichter eine außerordentlich feine Charakteristik dieses prachtvollen Apothekers:

„Henschke wurde rot, ungewiß, ob für den König, für sich selbst oder für das Menschengeschlecht, an dem der König seine Erfahrungen gemacht hatte. ‚Euer Majestät, ich bin ganz zufrieden!‘

Schließlich hat Henschke doch einen Wunsch. Er will in dieser bewegten Nacht bei dem König wachen.

Klar, männlich und bestimmt, selbstbewußt und doch dem wirklich Großen in Ehrfurcht ergeben, voll Pflichtgefühl, Hilfsbereitschaft und Wahrheitsliebe ist Henschke fraglos eine der schönsten Apothekergestalten dichterischer Phantasie.

### Schlußbetrachtung.

**B**ergleicht man die in den vorstehenden Kapiteln behandelten Dichtungen mit den literarischen Schöpfungen, die in dem ersten Bande dieses Buches „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ besprochen worden sind, so ergibt sich als augenfälligster Unterschied die Tatsache, daß in der früheren Arbeit zum überwiegenden Teile Erzeugnisse älterer Zeit, in der Hauptsache des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts Gegenstand der Erörterung waren, während die in dem vorliegendem Buche erwähnten Dichtungen in ihrer großen Mehrzahl Produkte der Neuzeit, ja sogar der letzten zehn Jahre sind. Von den 63 literarischen Erzeugnissen, die in den vorstehenden Kapiteln eine Würdigung erfahren haben, sind nicht weniger als 54 in der Gegenwart und von zeitgenössischen Schriftstellern geschaffen worden.

Es ist bereits in dem Kapitel „Der Apotheker als Dilettant“ die grundlegende Umstellung angedeutet worden, die sich mit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts innerhalb der deutschen Literatur mit einer solchen Entschiedenheit vollzogen hat, daß sich ihr auch die reine Unterhaltungsepik und -dramatik nicht zu entziehen vermochte: Die Umstellung der durch psychologische Bedenken nicht belasteten Zustandschilderung zu der psychologischen oder doch zumindest psychologisierenden Gestaltung. Es leuchtet ein, daß hiermit der unbekümmerten Verwendung der nur durch den Wunsch des Dichters nach humoristischer Wirkung motivierten komischen Figuren, wie sie insbesondere in der literarisch sterilen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts allgemein geübt wurde, ein Ziel gesetzt war. Wer jetzt noch die einfache Methode jener in jedem Belang abgetanen Zeit zur Anwendung brachte, konnte vielleicht — je nach der Güte der Mache — auf eine gewisse Wirkung rechnen, auf literarische Wertung durfte er keinen Anspruch erheben.

Dem entspricht es, daß von den etwa 60 aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammenden Dichtungen in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ etwa 20, also rund ein Drittel, „komische“ Apotheker aufweisen, die ihre Verwendung lediglich dem Bedürfnis ihrer Schöpfer nach einem humoristischen Stimmungsmoment verdanken, während sich dies bei nur sieben, also etwa einem Achtel der 54 in den vorstehenden Kapiteln besprochenen zeitgenössischen Dichtungen feststellen läßt. Von den übrigen neun in dieser Arbeit behandelten Literaturerzeugnissen sind vier durch die Besonderheit ihrer Schöpfer — Ludwig Bechstein, Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer — in eine besondere Sphäre gerückt, entstammt eines dem siebzehnten Jahrhundert. Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschriebenen restlichen vier zeigen prompt die charakteristische Schwäche ihrer Epoche.

Aber diese Wandlung des literarischen Geschmacks läßt wohl den Typus des schlechtthin und bedingungslos komischen Apothekers allmählich aus der Literatur verschwinden. Für das auffällige Seltenerwerden der weltfernen und -fremden Sonderlinge pharmazeutischer Observanz in der zeitgenössischen Dichtung bietet sie keine Erklärung. Die Ursache hierfür muß demnach auf andere Umstände zurückgeführt werden können.

Sollte sie nicht darin zu suchen sein, daß auch im Leben die Zahl der pharmazeutischen Originale im Schwinden begriffen ist, und die Schriftsteller, wenn sie Apotheker zum Gegenstande ihrer Beobachtung machen, statt der verfliegenen und abseitigen, unschwer zu karikierenden Eigenbröddler normale und von ihrer Umwelt kaum zu unterscheidende Menschen finden?

Die Besonderheit des Apothekerberufs übt fraglos auch heute noch ihre Wirkung auf die Seelenlage derer aus, die ihm angehören. Aber diese beruflich bedingte, in ihrer Richtung und Stärke weitgehend von der individuellen Veranlagung der einzelnen Standesangehörigen abhängende Sonderart tut sich nicht mehr in leicht faßbaren Außerlichkeiten kund, sondern will erfüllt und erforscht werden.

Der Apotheker der Gegenwart hat sich der allgemeinen Nivellierung nicht entziehen können. Er hat sich seiner Umwelt eingefügt und die Literatur seiner Zeit nimmt Notiz davon.

## Verzeichniß der im ersten Teil angeführten Schriftsteller.

Seite		Seite	Seite
Bechstein, Ludwig . . . . .	26	Ibsen, Henrik . . . . .	48
Bielau, Alexander . . . . .	55	Jacobsen, Emil . . . . .	18
Braun, Julius W. . . . .	13	Jünger, C. . . . .	7
Brenzinger, Wilhelm . . . . .	20	Kirstein, Gustav . . . . .	15
Deutsch, Karl . . . . .	25	Klabund (Alfred Henschke) . . . . .	7
Drescher, Oskar . . . . .	20	Klingner, Karl . . . . .	24
Ehrlich, Kurt . . . . .	20	Kopernikus (Georg Loerke) . . . . .	63
Feldhaus, F. M. . . . .	7	Kortum, Karl Arnold . . . . .	7
Finckh, Ludwig . . . . .	7	Kraak, Karl . . . . .	25
Fittica, Bernhard . . . . .	14	Lehmann, Clemens . . . . .	20
Fontane, Theodor . . . . .	39	Lohmeyer, Julius . . . . .	37
Genthe, Franz . . . . .	56	Martius, Ernst Wilhelm . . . . .	7
Gerhard, H. . . . .	7	Mayer, Theodor Heinrich . . . . .	65
Götschel, Adolf . . . . .	23	Merkel, Kaspar Ludwig . . . . .	69
Hagen, E. H. . . . .	7	Mühlfam, Erich . . . . .	72
Hart, Marie . . . . .	7	v. Pettenkofer, Max . . . . .	21
Holz, Arno . . . . .	7	Richter, Johannes . . . . .	20
		Rudeck, Eugen . . . . .	20
		Sack, Gustav . . . . .	9
		Scheermesser, Wilhelm . . . . .	23
		Schlenther, Paul . . . . .	7
		Schneller, Franz . . . . .	11
		Stinde, Julius . . . . .	57
		Stolz, A. . . . .	7
		Sudermann, Hermann . . . . .	8
		Thoms, Hermann . . . . .	7
		— Luise . . . . .	7
		Trakl, Georg . . . . .	60
		Tröthandl, Karl . . . . .	62
		Tschirch, Alexander . . . . .	7
		Uellenberg, Emil . . . . .	75
		Wanzen, Paul . . . . .	12
		Welten, Heinz . . . . .	78
		Wingarter, Lorenz . . . . .	23
		Zeise, Heinrich . . . . .	33
		Zerkfaulen, Heinrich . . . . .	10

## Gesamtverzeichnis der im zweiten Teil besprochenen Dichtungen einschließlich der in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ behandelten Werke.

(Nach Autoren geordnet.)

Die in dem Buche „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“ angeführten Arbeiten  
sind durch einen Stern neben der schräggestellten Seitenzahl kenntlich gemacht.

	Seite
Adam, Friedrich, „Prinz und Apotheker“ . . . . .	35*
Angermayer, Fred, „Komödie um Rosa“. Schauspiel-Verlag Leipzig . . . . .	132
Anker, Theodor, „Fritz Floß“ . . . . .	129*
Arnold, Hans, „Eine kleine Vergnügungsreise“. Verlag von Bong & Cie., Stutt- gart . . . . .	122*
Baumbach, Rudolf, „Truggold“. Verlag von A. Goldschmidt, Berlin. . . . .	33*
Beckstein, Ludwig, „Der Lehrling zum König Salomo“ . . . . .	92
Beckstein, Ludwig, „Der Gehilfe zum König Salomo“. Novellen und Phantasie- gemälde, Band I. Verlegt in der Kesselringschen Hof-Buchhandlung, Hildburg- hausen . . . . .	94
Bischoff, Charitas, „Amalie Dietrich“. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin	105*
Böhme, Margarete, „Tagebuch einer Verlorenen“. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin . . . . .	133*
v. Bonin, E., „Der Gang ins Gefängnis“. Welhagen und Klafings Monatshefte 1923. Heft 6 . . . . .	137
Borée, Albert, „Pharmaceuticus officinalis“. Pharm. Ztg. 1897, Nr. 70 . . . . .	147*
Brant, Sebastian, „Das Narrenschiff“. Verlag von Philipp Reclam, Leipzig . . . . .	22*
Brentano, Clemens, „Die fünf Söhne des Schulmeisters Klopffloß“. Verlag von J. P. Bachem, Köln . . . . .	38*
Brenzinger, Wilhelm, „Das lustige Apothekerbuch“. Kunstdruckerei Odenwald, Baden-Baden . . . . .	147*
v. Briesen, Fritz, „Herr Witkings Meerfahrt“. L. Staackmann Verlag, Leipzig	120
Bruck, Niklaus, „Der Fremdenverkehr, ein Stilleben aus dem Elßaß“. Volk und Heimat der süddeutschen Grenzmark 1923. Nr. 11 . . . . .	116
Buchhorn, Josef, „Rehabilitiert“. Verlag von Richard Taendler, Berlin W 50	165
Bücking, Martin, „Rektor Siebrand“. Niedersachsen-Verlag von Carl Schöne- mann, Bremen . . . . .	130*
Bürklin, Albert, „Doktor und Apotheker“. Volksbibliothek des Lehrer hinkenden Boten. Nr. 15—19. . . . .	120*
Busch, Wilhelm, „Der Geburtstag“. Verlag von Bassermann, München. . . . .	150*
Busch, Wilhelm, „Julchen“. Verlag von Bassermann, München . . . . .	150*

	Seite
Elsfeld, Ernst, „Der philosophierende Vagabund“. Verlag von Robert Luß, Stuttgart . . . . .	83*
Cosentius, Ernst, „Meister Johann Diez erzählt sein Leben“. Verlag von W. Lange- wiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. . . . .	139*
Diers, Marie, „Apothekc Hinstrop“. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stutt- gart, Berlin, Leipzig . . . . .	139
Diers, Marie, „Die sieben Sorgen des Dr. Joost“. Max Seyfert Verlagsbuch- handlung, Dresden. . . . .	102
Dittersdorf, Karl Ditter von, „Der Apotheker und Doktor“ . . . . .	26*
v. Dornau, C., „Ich weiß warum“. Verlag von Theodor Gerstenberg, Leipzig	117
Eisenberg, Magdalene, „Der Narr des Glücks“. Spandauer Zeitung 1925 . . . . .	127
Elvestad, Sven, „Im Dunkel“. Berliner Tageblatt 1918 . . . . .	114*
Engel, Joh. Jacob, „Die Apotheke“. . . . .	24*
Eulenberg, Herbert, „Der natürliche Vater“. J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart	122
Eulenberg, Herbert, „Panfanabum“ . . . . .	127*
Falkenhagen, Hermann, „Künstler und Apotheker“. . . . .	96*
Finkh, Ludwig, „Die Jakobsleiter“. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin	140
Flaubert, Gustave, „Madame Bovary“. Im Insel-Verlag zu Leipzig . . . . .	45*
Fleischer, Viktor, „Der Haupttreffer-Michl“. Verlag von F. W. Grunert, Leipzig	119*
Fontane, Theodor, „Meine Kinderjahre“. Verlag von S. Fischer, Berlin. . . . .	142*
Fontane, Theodor, „Von zwanzig bis dreißig“. Verlag von S. Fischer, Berlin	142*
Francois, Louise von, „Phosphorus hollunder“ . . . . .	71*
Frank, Bruno, „Die letzten Tage eines Königs“ (Die Favoritin). Ernst Rowohlt Verlag, Berlin . . . . .	170
Franzö, Karl Emil, „Wladislaw und Wladislawa“. Verlag von Dunker & Humblot, Leipzig . . . . .	132*
Frefka, „Das Haus des Bischofs“. Der Sammler, Beilage zur München-Augs- burger Abendzeitung 1924, Nr. 62 u. 63 . . . . .	116
Friedrich, Friedrich, „Das Pflegekind des Junggesellen“ . . . . .	73*
Friedrich, Hans, „Die Mauern von Trostenberg“. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien . . . . .	167
Fuchs-Liska, Robert, „Der Soppetraß“. Verlag von Gebr. Knauer, Frankfurt am Main . . . . .	73*
Geißler, Horst-Wolfram, „Der ewige Hochzeiter“. Verlag von A. Duncker, Weimar	69*
Gerstäcker, „Im Eckfenster“. Verlag von R. Klinger, Leipzig . . . . .	104*
Goethe, „Hermann und Dorothea“ . . . . .	17*
Göb, Curt, „Der Mörder“. Aufgeführt 1924 in den Berliner Kammer spielen . . . . .	160
Grabein, Paul, „Vivat academia“. Verlag von Richard Bong, Berlin. . . . .	161
v. Grimmlshausen, Jakob Christoffel, „Das wunderbarliche Vogelneft der Springinsfeldischen Keilerin“. Neuherausgegeben von Prof. Dr. Borchert, Verlag „Der Bund“, Nürnberg . . . . .	152
Groger, Auguste, „Das Geheimnis des Apothekerhauses“. Kürschners Bücherfchaf Nr. 401. . . . .	112*
Gruppe, D. F., „Der Apotheker als Nebenbuhler“, Gedichte. Verlag von G. Reimer, Berlin . . . . .	118
Haas, Rudolf, „Michel Blank und seine Liesel“. Verlag von L. Staadmann, Leipzig . . . . .	89*
Hanssen, Ferd., „Apotheker Möller“ und „Provifer Möller“ . . . . .	129*
Harms, Willy, „Im Monarchenwinkel“. Verlag von Grethlein & Co., Leipzig und Zürich . . . . .	145



	Seite
Hart, Marie, „Geschichten und Erinnerungen us de sechziger Johr“. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart . . . . .	129*
Hartenstein, Anna, „Vorübergegangen“. Neclams Universal-Bibliothek Nr. 4961	79*
Hartleben, Otto Erich, „Der Einhorn-Apotheker“. Verlag von S. Fischer, Berlin	117*
Haydn, Joseph, „Der Apotheker“ . . . . .	24*
Heiberg, Hermann, „Apotheker Heinrich“. Verlag Hermann Seemann Nachf. G. m. b. G., Berlin-Leipzig . . . . .	50*
Henschel, Max, „Der alte Dessauer“ . . . . .	35*
Herrsch, Hermann, „Die Anna-Lise“. Verlag von D. Hendel, Berlin . . . . .	34*
Herzog, Rudolf, „Zum weißen Schwan“. Verlag von Ullstein & Co., Berlin .	55*
Heymer, Ludmilla, „Herr Thielemann und seine Bräute“. Hamburger Nachrichten 1920 . . . . .	75*
Heyse, Paul, „Über allen Wipfeln“. Verlag von Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), Berlin . . . . .	124
Hill, Rudolf, „Lütte Schnurren“. Verlag von C. Vincent, Prenzlau . . . . .	146*
Höder, Paul Eskar, „Die verbotene Frucht“. Ullstein & Co., Berlin . . . . .	61*
Hoechstetter, Sophie, „Augusts Rettung oder die Apotheke zum goldenen Einhorn“. Verlag deutscher Buchwerkstätten, Dresden . . . . .	150
Hoffmann, E. T. A., „Das Fräulein von Scuderi“. Im Insel-Verlag, Leipzig	39*
Holm, Clementine, „Frau Theodore“. Verlag von Welhagen & Klasing, Berlin	129*
Huch, Ricarda, „Der Mondreigen von Schlaraffis“. Verlag von Haessel, Leipzig	143
Jakobsen und Rasmack, „Utile cum dulce“ . . . . .	147*
Jean Paul, „Dr. Kagenbergers Bad-Reise“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 18/19. . . . .	40*
Jean Paul, „Der Komet“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 221/24 . . . . .	41*
Johst, Hanns, „Kreuzweg“. Verlag von Albert Langen, München . . . . .	169
Karillon, Adam, „Am Stammtisch zum faulen Hobel“. Neuß & Jtta Verlagsanstalt, Konstanz i. B. . . . .	156
Karillon, Adam, „Biljo Rosinus“. Verlag von Trowitsch & Sohn, Berlin. .	157
Karwath, Juliane, „Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit“. Welhagen und Klasing's Monatshefte 1925, Heft 8 u. 9 . . . . .	104
Keller, Gottfried, „Der Apotheker von Chamounix“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 6199 . . . . .	149*
Keller, Gottfried, „Die mißlungene Vergiftung“. Die Zeitschrift „Das Inselfchiff“ 1921, Insel-Verlag, Leipzig . . . . .	112
Keller, Paul, „Vom Musikleben in Altenroda“. Bergstadt 1919, Heft 9/10 u. 11	96*
Keyser, Stefanie, „Ein deutscher Liebesgott“. Gartenlaube 1889 . . . . .	122*
Klabund, „Die Krankheit“. Erich Reiß Verlag, Berlin . . . . .	136
Klöden, Karl Friedrich von, „Lebenserinnerungen“ . . . . .	139*
Kohnsperger, Max, „Neue Fabeln“. Münchener Welt am Sonntag 1925, Nr. 33	147
Kopernikulus, „Die Amazone“. Deutscher Volksbote, Frankfurt a. D. Januar-Februar 1924 . . . . .	151
Kubel, Ludwig, „Die Apotheke in Angerbed“. Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. . . . .	110*
Kühler, Kurt, „Der Apotheker“. Hamburger Fremdenblatt vom 17. Mai 1924, Morgenausgabe . . . . .	127
Lange, Friedrich, „Harte Köpfe“. Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig-Berlin .	87*
L'Arronge, „Hafemanns Töchter“ . . . . .	76*
Lauff, Joseph von, „Schnee“. Verlag von G. Grote, Berlin . . . . .	123*

	Seite
Lautensack, Heinrich, „Der Hahnenkampf“. Verlag von A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf . . . . .	162
Legal, Ernst, „Bradamante“. Drei-Masken-Verlag G. m. b. H., Berlin-München	131
Lienhard, Friedrich, „Luther auf der Wartburg“. III. Teil der Triologie „Die Wartburg“. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart . . . . .	28*
Lifauer, Ernst, „Gewalt“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig . . . . .	107
Lo Lott, „Provisorkochen“ . . . . .	79*
Löhn-Siegel, Anna, „Zwei alte Apotheker“ . . . . .	101*
Löns, Hermann, „Der Sekundantenschuß“. Verlag von Hesse & Becker, Leipzig	62*
Lottmann, Fritz, „Dat Hüs sünnner Lücht“. Verlag von Richard Hermes, Hamburg	106*
Lungwiß, Hans, „Führer der Menschheit“. Adler-Verlag, Berlin . . . . .	135*
Lungwiß, Hans, „Der letzte Arzt“. Adler-Verlag, Berlin . . . . .	136*
Lütge, Karl, „Der Gelpelz des Provisors Hemmelchen“. Unterhaltungsblatt der „Germania“, Berlin, Januar 1926. . . . .	119
Mann, Heinrich, „Der Untertan“. Kurt Wolff Verlag, Leipzig . . . . .	114
Martius, Ernst Wilhelm, „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben“. 140*	140*
Merkl, Kaspar Ludwig, „Das Narrenseil“. Verlag S. Fischer, Berlin . . . . .	124*
Möller, Otto M., „Übermenschen“. Kürschners Bücherschatz Nr. 57. . . . .	109*
Molière, „Der eingebildete Kranke“ . . . . .	13*
Moscherosch, Joh. Mich., „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittenwald“. Universalbibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 1871/77	22*
Moser, Julius, „Krieg im Frieden“ . . . . .	60*
Moser, Julius, „Meif-Meiflingen“ . . . . .	60*
Mosse, Erich, „Himmel auf Erden“. Drei Masken-Verlag G. m. b. H., Berlin-München . . . . .	131
Othmar, Karl, „Apotheker“. Verlag von Theodor Gerstenberg, Leipzig. . . . .	137*
Peterfen, Georg, Julius, „Die Uhr“. Dresdener Anzeiger, April 1924. . . . .	165
Pfungst, Arthur, „Laskaris“. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H., Frankfurt am Main . . . . .	143
Philippi, Felix, „Jugendliebe“. Verlag von A. Scherl, Berlin . . . . .	107*
Philippi, Felix, „Das Schwalbennest“. Verlag von A. Scherl, Berlin . . . . .	80*
Pirandello, Luigi, „Der Mann, das Tier und die Jugend“. Alf Häger Verlag, Berlin SW 68. . . . .	154
Presber und Stein, „Die selige Erzellenz“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart	65*
Presber, Rudolf, und Stein, L. W., „Kreuzfeuer“. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig . . . . .	121
Raabe, Wilhelm, „Zum wilden Mann“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 2000 . . . . .	103*
Reichenbach, Moriz v. (Waleska, Gräfin Bethusy-Huc), „Gift“. Illustrierte Zeitung 1903 . . . . .	115*
Reimann, Max, und Schwarz, Otto, „Börsenfieber“. Aufgeführt 1921 am Berliner Apollotheater . . . . .	122
Reuter, Fritz, „De Koppweihdag“ . . . . .	146*
Rickelt, Gustav, „Der Glückspilz“. Aufgeführt 1925 am Staatlichen Schillertheater in Berlin . . . . .	148
Riemasch, Otto Lothar, „Länze in der Nacht“. Danziger Neueste Nachrichten, Frühjahr 1924. . . . .	168
Rosen, Erwin, „Der deutsche Lausbub in Amerika“, I. Teil. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart . . . . .	145*
Rottmann, P. J., „Der ungefällige Apotheker“. Verlag von Jakob Link, Trier	146*

	Seite
Notthardt, Hans, „Der apfelgrüne Grad“. Freiburger Zeitung 1925, Nr. 259.	130
Rüdert, Friedrich, „Der Apotheker“ . . . . .	147*
Salus, Hugo, „Musik in der Kleinstadt“ . . . . .	128
Santa Clara, Abraham, „Eine kurze Beschreibung allerley Standt- Ambt und Gewerb-Personen“. Verlag von Herder, Freiburg in Baden . . . . .	23*
Sapper, Auguste, „Die Adler-Apothek“. Verlag von D. Gundert, Stuttgart .	108
Schäfer, Moriz, „Der Gott der Rache“. Acher und Bühler Bote, Bühl in Baden. Bilderwoche 1924. Vertrieb des Romans durch den Carl Duncker Verlag, Berlin SW 62 . . . . .	166
Scharlock, Julius, „Wo dat vör dissem wier“. Pharm. Stg. 1869, Nr. 18 u. 19	111*
Schede, Kurt, „Apotheker Scheibles Brautwerbung“. Lehrer hinkender Bote für das Jahr 1920 . . . . .	79*
Schirges, Georg, „Tagebuchblätter eines unglücklichen Apothekers“ . . . . .	82*
Schliepmann, Hans, „Von seligen Herzen“. Verlag von Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge . . . . .	99
Schmitten, H., „Iren ist menschlich“ . . . . .	66*
Schneller, Franz, „Barbara Iselin“. Urban-Verlag, Freiburg im Breisgau . .	125
v. Schönthan, Paul, „Prinzessin Turandot“. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart	124
Servaes, Franz, „Michael de Runters Wittwejahre“. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin . . . . .	84*
Shakespeare, „Romeo und Julia“ . . . . .	10*
Skowronnek, Richard, „Bruder Leichtfuß und Stein am Bein“. Ullstein & Co., Berlin . . . . .	64*
Spangenberg, Irmgard, „Joch und Jugend“. J. F. Steinkopf Verlag in Stuttgart	104
Spangenberg, Irmgard, „Um Josephine“. Velhagen und Klafings Monatshefte 1923/24, Heft 10 . . . . .	138
Sternberg, Leo, „Der Venusberg“. Verlag von R. Vohr, Berlin . . . . .	70*
Stieler, Arthur, „Goldene Berge“. Verlag von Richard Bong, Berlin . . . . .	27*
Stoskopp, G., „Ins Koppers Apothek“. Verlag von Schweikhart, Straßburg i. Elß.	128*
Strauß, Emil, „Der nackte Mann“. Verlag von S. Fischer, Berlin . . . . .	29*
Sudermann, Hermann, „Das Bilderbuch meiner Jugend“. J. G. Cottasche Buch- handlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin . . . . .	91
Sudermann, Hermann, „Die Schmetterlingschlacht“. Verlag von J. G. Cotta, Stuttgart . . . . .	77*
Sylvester, Ernst, „Peter van Pier“. Verlag von Curt Wolff, München . . . . .	93*
Thoma, Ludwig, „Krawall, Lustige Geschichten“. Ullstein & Co., Berlin . . .	118
Töpfer, E., „Rosenmüller und Fink oder Abgemacht“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 813. . . . .	62*
Tschirch, Alexander, „Erlebtes und Erstrebtes, Lebenserinnerungen“. Verlag von Friedrich Cohen, Bonn . . . . .	97
Vely, E., „Gelbflecken“. Verlag von S. Schottländer, Breslau . . . . .	108*
Wischer, Friedrich Theodor, „Auch Einer“. Neu herausgegeben von Gustav Manz für die Deutsche Bibliothek in Berlin . . . . .	110
Wassermann, Jakob, „Der niegeküßte Mund“. S. Fischer Verlag, Berlin . .	134
Welten, Heinz, „Der Globusapotheker“. Universitas Deutsche Verlags A.-G., Berlin . . . . .	111
Welten, Heinz, „Die Hundscomddie“. Verlagsbuchhandlung Hans Bandy, Berlin	95
Welten, Heinz, „Die Talentprobe“. Vertrieb durch den Carl Duncker Verlag, Berlin W 62 . . . . .	141
Wenger, Lisa, „Die Wunderdoktorin“. Verlag von Salzer, Heilbronn . . . . .	125*
Wiegand, Johannes, „Die neuen Schildbürger“ . . . . .	63*

	Seite
Wilkens und Justinus, „Kyriq-Pyriq“. Universal-Bibliothek von Philipp Reclam, Leipzig. Nr. 2220 . . . . .	60*
Worms, Carl, „Es war einmal“. Velhagen und Klasing's Monatshefte 1922, Heft 6	90
Zahn, Ernst, „Der Apotheker von Klein-Weltwil“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin . . . . .	92*
Zeise, Heinrich, „Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten“. Verlag von Neher, Altona. . . . .	144*
Zerkowen, Heinrich, „Allerhand Käuze“. Hansens Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Saarlouis . . . . .	78*
Zerkowen, Heinrich, „Der kleine Umweg“. Verlag von Kösel & Pustet, München	78*
v. Zobelitz, Fedor, „Das Heiratsjahr“. Verlag J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart	122
Zobelitz, Hans v., „Provisor Dingeldei“ . . . . .	72*
Anonymous, „Humoristisch-pharmazeutisches Jahrbuch nebst Glückskalender für das zwanzigste Jahrhundert“. Verlag Ernst Günther, Leipzig. . . . .	147*